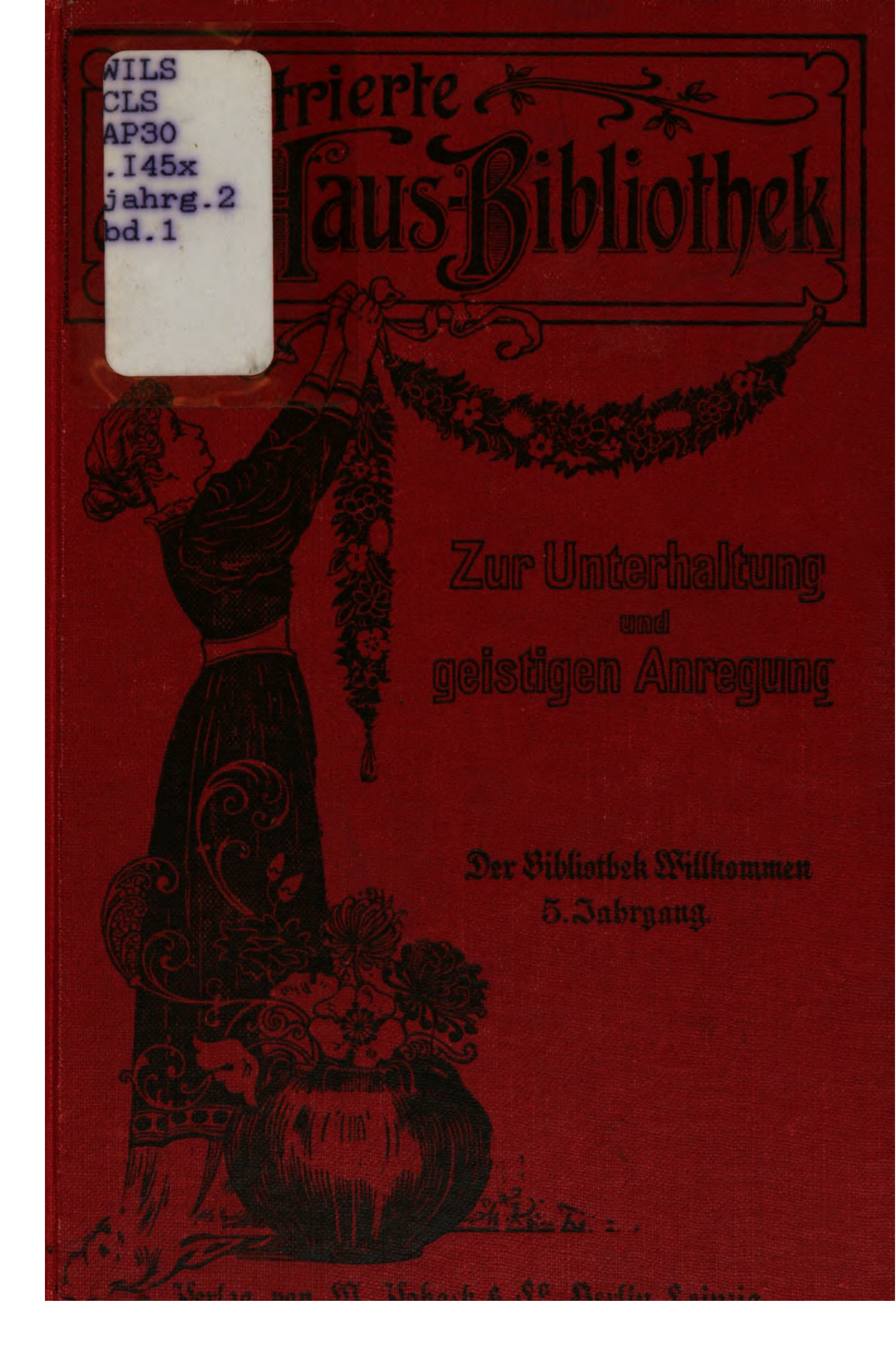

rierte
aus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

Illustr. Haus-Bibliothek

II. Jahrg.

Aus der Bibliothek von:

Einladung zum Abonnement.

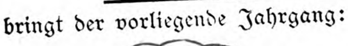
Schon der Titel unserer „Illustrierten Haus-Bibliothek“ zeigt klar unsere redaktionellen Ziele.

Eine eigene Bibliothek

zu besitzen, die nur wirklich wertvolle Romane bringt, ist jetzt kein Vorrecht mehr der besitzenden Klassen.

Folgende sieben große Romane

bringt der vorliegende Jahrgang:





1. **Heinrich Vollrat Schumachers** bedeutsamstes Werk: „Schwert und Pflug.“ Ein Roman aus den Befreiungskriegen. (Illustriert von Wilhelm Hoffmann.)
2. **Eufemia Gräfin v. Adlersfeld-Ballestrems** neuesten Roman: „Im Kampf ums Glück.“
3. **Auguste Groners** neuestes Werk: „Das Haus im Schatten.“ Eine Kriminalerzählung nach einer wahren Begebenheit.
4. **Georges Ohnets**, des berühmten Verfassers des „Hüttenbesitzers“, neuesten Roman: „Sinkende Sonnen.“
5. **W. Hörstel**: „Adelassia.“ Roman einer deutschen Königstochter.
6. **Hilde von Selckow**: „Zum Frieden.“ Roman aus einem Frauenleben.
7. **C. Falkenhorst**: „Der Goldsucher.“ Ein Roman aus dem dunklen Mittelalter.

Die „Illustrierte Haus-Bibliothek“ will aber nicht nur unterhalten, sie soll auch den Leser über alle Gebiete orientieren und belehren. Wir erwähnen folgende in diesem Jahrgang zum Abdruck kommende

Illustrierte, belehrende Aufsätze:

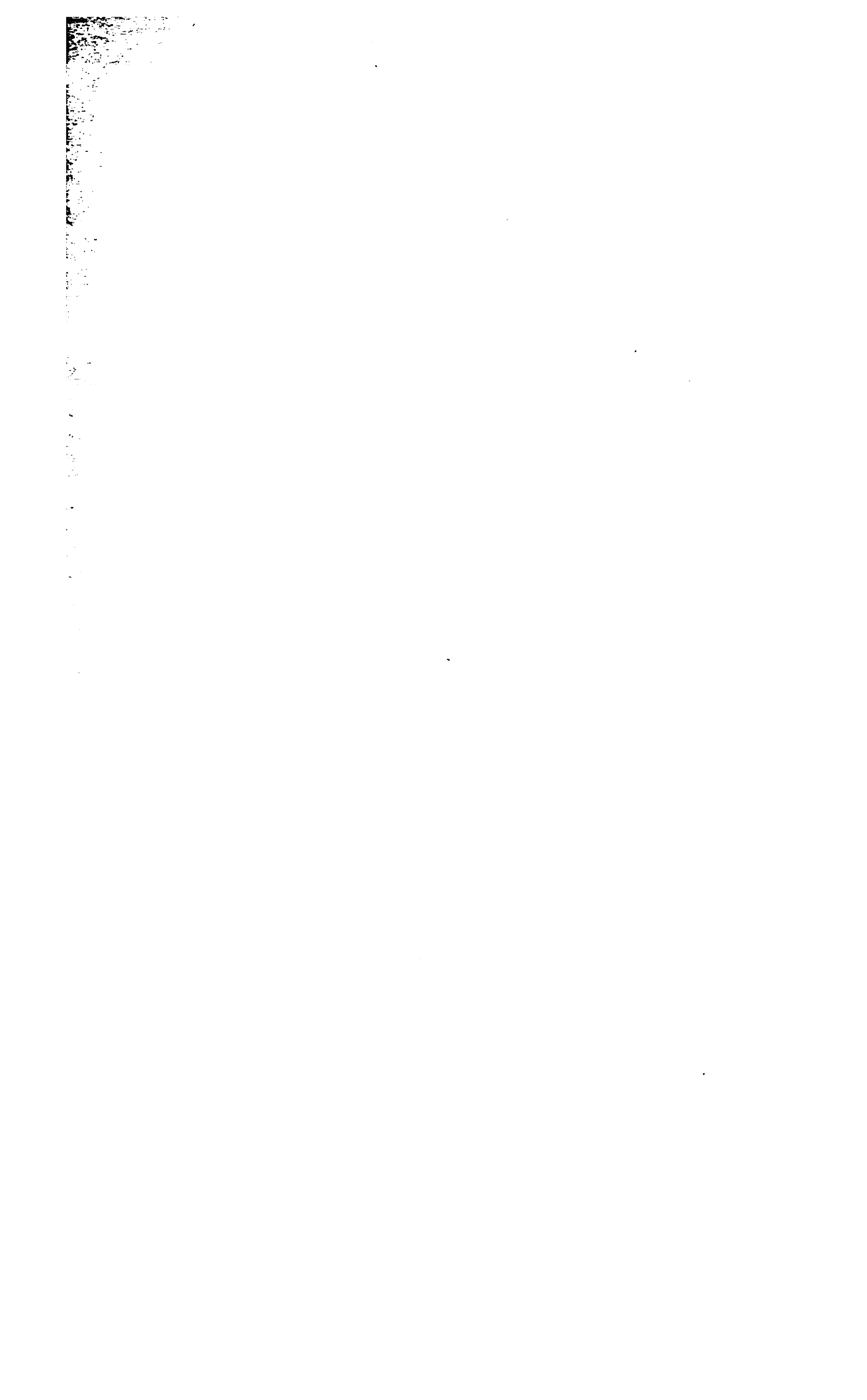
Der Reichstag und das parlamentarische Leben der Gegenwart.
Die Geschichte der Balkanstaaten: Serbien, Bulgarien, Montenegro, Rumänien.
Der neue Zolltarif und seine Folgen für den deutschen Haushalt.
Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

W. S. g. u.



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II





Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Im Mondenschein.
Nach dem Gemälde von W. Kray.

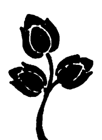
 W. Vobach & Co., Berlin—Leipzig.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

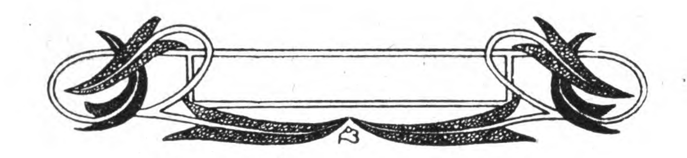
Zur Unterhaltung . . .
und geistigen Anregung

Band I

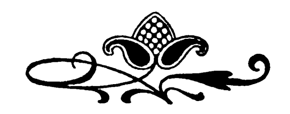
Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung

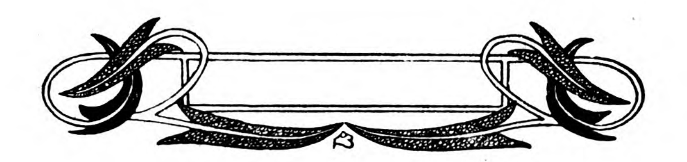


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Pflug und Schwert.

Original-Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

(Nachdruck verboten.)

Erstes Buch.

Friede!

Des Kampfes müde war die Erde.

Die Glocken sangen das heilige Lied vom Frieden. Und die Kinder der Erde vergruben das Schwert, mit dem sie das Joch gesprengt, das Napoleon I. über ihr errichtet hatte. Mit starken Händen ergriffen sie den Pflug.

Aus den Gebeinen der Erschlagenen aber sproßte neues Leben und hob grüne Spitzen empor — junge Saat, die Hoffnung der Zukunft.

I.

Unaufhörlich fiel der Schnee. Mit blendendem Lichte deckte er die Berge, die Felder, die Bäume, die Straße,

jeden Unterschied der Dinge verwischend. Endlos dehnte sich die schweigende Fläche vor Barba.

Mühsam schleppte sie sich weiter in der Mitte der Landstraße. Zuweilen nur blieb sie stehen, wenn das Wimmern des Kindes sie aufschreckte.

Wenn das Kind nicht gewesen wäre —

Warum war es nicht gestorben in den Eiswüsten Rußlands, die Barba mit ihm durchwandert?

Ganze Heere starker Männer waren dort umgekommen, unter ihnen auch der Vater des Kindes, der Verhaßte, der Franzose, den Dittmar, der Waldhammerschmied, der eigenen Tochter als Gatten aufgezwungen.

Aber das Kind lebte. Im Elend und Jammer des Rückzuges geboren, hatte es Krankheit und Not, Hunger und Kälte siegreicher überstanden, als alle die Scharen abgehärteter Krieger.

Und nun brachte Barba es mit in die alte Heimat. In die Heimat, die mit Feuer und Schwert in gerechter Rache die fremde Brut vertilgt hatte!

Das Kind — gehörte es nicht auch zu der fremden Brut? — — —

Mit keuchender Brust blieb sie stehen, flirrenden Blickes in das Thal hinabstarrend, das sich vor ihr ausbreitete, — die Heimat.

Plötzlich wurde ihr klar, was in ihr gezittert und gekämpft hatte während dieser ganzen Zeit; was sie wie mit unwiderstehlicher Kraft hierher zurückgetrieben.

Immer war das Bild vor ihr hergeschwebt, lockend, winkend, süße Worte raunend: die Stadt mit ihren niederen Schiefer- und Strohdächern, der Turm der alten Kirche, zwischen den Bergen verschwindend, wie der Finger eines Kindes in der Faust eines Riesen — — die Berge selbst mit ihrem blau verschleierten Waldesleben — — der See, hoch über der Stadt eingeklemmt zwischen Fels und künst-

lichem Damm, strahlend im Sonnengold und Mondessilber, wie das tiefe Auge eines Weibes.

Und die Waldschmiede, das Vaterhaus? — —

Auf halber Höhe lag es zwischen See und Stadt. An ihm vorüber sprang der Wassersturz, der ihm wirbelnd das Rad drehte, um tief unten im Thal zu zerrinnen im dunklen Wiesengrün.

Heimat, Heimat! — —

So hatte Barba die Heimat vor sich gesehen, in den lachenden Farben des Sommertages, da sie von ihr geschieden. Nun aber hüllte sie sich in weißen Schnee.

Alles hatte der Schnee unter sich begraben, Brand und Zerstörung, Blut und Leichen — auch die Schmach?

Auch Barbas Schmach? — —

Glockengeläute tönte aus der Stadt zu ihr herauf. Der heilige Klang füllte ihr das Ohr. Wie mit tausend Armen zog es sie hinab —

Friede, Friede!

Aber nun schrie das Kind an ihrer Brust. Es überschrie die Glocke. Wie mit stählerner Klinge schien die schwache Stimme das Band zu zerschneiden, das sich um Barba und das Thal schlang.

Das Kind schied Barba von der Heimat.

Eine dumpfe Verzweiflung kam plötzlich über sie. Mit wildem Schwunge riß sie das Kind von ihrer Brust und hob es zu sich empor —

Es schrie nun nicht mehr. Es war still, vielleicht erschreckt von der schnellen Bewegung, vielleicht geblendet von dem grellen Lichte des Schnees, vielleicht —

Wann hatte sie dem Kinde das letzte Stückchen Brot gegeben?

An einem Abend war es gewesen — an einem schneestürmenden Abend — in einer verlassenen Hütte — irgendwo im Feld — weit — gestern —?

Nun schlug es die Augen auf, dunkle, fremdblickende Augen. Flehend streckte es die kleinen Hände nach der Mutter aus und lächelte ihr zu.

Barba riß es an ihre Brust und überströmte es mit wilden, schluchzenden Küssen. Dann jagte sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Niemals würde sie das Kind dahingeben! Verbergen würde sie sich vor den Menschen irgendwo in der Welt —

Heimat? Was war's denn eigentlich — Heimat?

Eine Stadt, ein Land wie tausend andere! Eine Schneeflocke, die sie von sich abschüttelte, die im Atem des Kindes zerfloß!

Und die Menschen — — —

Aufhorchend blieb sie stehen. Stimmen kamen ihr entgegen, der rauschende Gleichtritt marschierender Soldaten. Hastig flüchtete sie hinter einen Baum am Straßenrande.

Heimkehrende Krieger waren es, Söhne der Heimat, Barbas Jugendgenossen. Dunkle Männergestalten, kamen sie die Straße herauf, in Reih und Glied, Alte und Junge. Ihnen tönte von der Stadt her die Glocke den Willkomm entgegen, den Friedensgruß.

Sie sangen. Weithin hallte das Marschlied über das stille Feld, weich schmiegte es sich um den Ton der Glocke:

„Schlaf' ein, mein Liebchen, schlaf ein!
Leis' durch die Blumen am Gitter
Säuselt des Laubes Gezitter,
Rauschen die Quellen herein;
Gesenkt auf den schneeweißen Arm,
Schlaf' ein, mein Liebchen, schlaf' ein,
Wie atmest du lieblich und warm!

Aus dem Kriege kommen wir heim;
In stürmischer Nacht und Regen,
Wenn ich auf der Lauer gelegen,
Wie dachte ich dorten dein!
Gott stand in der Not uns bei,
Nun droben bei Mondenschein
Schlaf' ruhig, das Land ist ja frei!"

Das Lied klang zu Barba herüber wie ein Gruß. Einer hatte es ihr einst gesungen, wie in der Ahnung der kommenden Freiheit — — Einer — —

Henne Wulff — —

Aber da Barba Dittmar ihre Hand in die des Franzosen gelegt, des Feindes, war Henne Wulff von ihr gegangen, wortlos, ohne Abschied — —

Ein Schluchzen kam über Barbas Lippen. Zitternd ließ sie sich in den Schnee sinken und zog das Tuch über den Kopf, ihr Gesicht zu verbergen. Wenn einer von jenen herübersah, die Barba Dittmar einst gekannt hatten, das „Franzosenliebchen" — — —

Aber nun schrie das Kind wieder.

Aus den singenden Truppen drüben löste sich eine Gestalt und kam näher. Dunkel stand sie jetzt vor Barba.

„Brot!" stammelte Barba, wie sie es oft vor fremden Thüren gestammelt hatte. „Brot! Mein Kind — der Hunger —".

Der Mann hatte seinen Soldatensack geöffnet und die Hand ausgestreckt. Ein Brot fiel vor Barba nieder in den Schnee, und eine Stimme schrie auf — eine Stimme —

Henne Wulff! — — —

Niemals hatte Henne Wulff es Barba gesagt, wie er sie liebte. Ein Kind seines Geschlechts war er, freier Bauern Sohn, die neben den freiherrlichen Nottorps seit unvordenklichen Zeiten unter dem Bilstein saßen, eckig und starr vor den Höheren, rauh und gerecht vor den Niederen. Hatten niemals Frondienste geleistet, waren allezeit starre Hüter ihres freien Rechts gewesen.

Starrer und rauher aber noch als die Ahnen war Henne Wulffs Vater, da ihm unter der Ungunst der Zeiten das Stammgut langsam in der Hand zerbröckelte. Starr und rauh selbst gegen den Sohn.

„Eine Leibeigene auf dem freien Wulffshof?" hatte er

gerufen, als Henne ihm leise deutend von Barba gesprochen. „Als Magd wohl, — als Herrin — niemals!“

Henne hatte geschwiegen und im Stillen gehofft. Vielleicht, daß einst der Sinn des Vaters sich wendete. War



„Brot!“ stammelte Barba.

doch selbst in das abgelegene Thal das Gerücht gedrungen von den Menschenrechten, die jenseits des Rheins ein ganzes Volk für sich erstritten. Boten, hieß es, sende es durch die Welt, die neue Lehre zu künden.

Aber sie kamen als Feinde, Dränger und Würger, mit ihnen die Not des Vaterlandes, und der Verrat.

Nur ein Verräter konnte sie die geheimen Pfade geführt haben, auf denen sie in das Thal eingedrungen waren, nur

ein Verräter ihnen die Mittel gezeigt haben, mit denen sie der Gegenwehr der unter dem Nottorp aufgestandenen Bauern Herr geworden!

Und der Verräter —

Allgemeine Rede wies auf Dittmar, den Waldhammerschmied, Barbas Vater hin; schnödes Geld, hieß es, habe ihn verlockt.

Ein heimlich Gericht, wie es bei den freien Bauern der Berge noch Sitte war seit den Zeiten der heiligen Feme, sprach Acht und Aberacht gegen ihn aus. Ehrlos sollte er sein unter dem Volke, niemand Rede oder Frage an ihn richten, niemand ihm helfende Hand bieten im Falle der Not.

Dittmar aber hatte der Mummerei gelacht, wie er es nannte. Französische Soldaten und Beamte, mit denen der Krieg das Thal überschwemmt, waren in Dittmars Waldschmiede ein und aus gegangen, die neuen Herren des Landes.

Ihnen hatte die Tochter zugelacht aus blauen Augen, Barba — „das Franzosenliebchen“ — wie die Leute sie höhnten.

Und Barba Dittmar hatte Henne Wulff auf seinen freien Hof führen wollen, als Weib, als Herrin! —

In dem hochmütigen Gesichte seines Vaters hatte er den Hohn gelesen, bis er es nicht länger ertrug. Dem Aufstande hatte er sich angeschlossen, den Freiherr von Nottorp aufs neue entfacht. Dann, als das Unternehmen fehlgeschlagen war, als eine feindliche Kugel den Führer in einer der abgelegenen Waldstätten der Berge ereilt hatte, war Henne Wulff in die Welt geflüchtet, um überall da zu kämpfen, wo dem Erbfeinde ein Gegner erstand.

Unstet war Henne Wulff geworden durch Barba.

Und nun —

Inmitten des schweigenden Feldes lag sie vor ihm, fast zu seinen Füßen, um ein armselig Stücklein Brot bettelnd —

Rauh berührte seine Hand ihre Schulter:

„Steh' auf! Wenn die drüben dich sähen! Willst du ihnen zum Gespött dienen?“

Müde hob sie den Kopf. Aber sie sah nicht zu ihm auf. Ihre Augen blickten wie träumend ins Leere, und ihre Arme öffneten sich ein wenig, wie um etwas Unsichtbares zu empfangen, das da über das weite, weiße Feld einher kam.

„Warum lässest du mich nicht? — Ich träumte — so schön! — Kein Vaterland gab es, keine Heimat. Alle liebten sich, keine Schranke war zwischen den Menschen. Aber da kamst du ...“

Sie verstummte, ein Frösteln ging durch ihre Gestalt. Langsam stand sie auf und strich das wirre Haar aus der Stirn.

„Keine Schranke!“ wiederholte Henne Wulff schneidend. „Was galt mir, woher du stammtest?! Ich habe dich lieb gehabt, Barba Dittmar, — lieb, wie du warst!“

Ein müdes Lächeln des Schmerzes zog über ihr Gesicht.

„Doch um mich zu werben, kam dir nicht in den Sinn! Eine Leibeigene auf dem Wulffshof — als Magd vielleicht! Aber als Herrin?“

Leise schüttelte sie den Kopf.

Erbleichend starrte Henne Wulff sie an. Eine Ahnung kam über ihn. Diese Worte, die er aus anderem Munde schon einmal gehört . . .

„Du lachtest dem Fremden zu . . .“

„Wußtest du nicht warum? Um meinen Vater geschah's! Einsam hattet ihr ihn gemacht und ehrlos! Und dann — als einer mich auf den Wulffshof werben wollte, als Magd...“

Henne Wulff schrie auf.

„Mein Vater — es ist nicht wahr, er wußte, daß ich dich lieb hatte, daß ich dich zum Weibe begehrte — das hat er nicht gethan! Das kann er nicht gethan haben!“

Mit angstvollem Forschen sah er sie an.

Barba senkte das Haupt.

„Und doch that er's!“ sagte sie leise — — —

„Aber du — du liebtest den andern!“ stieß Henne Wulff voll Haß nach einer Pause heraus. „Den Fremden!“

„Liebte ich ihn?“

Sie stand regungslos, wie einer Stimme in ihrem Innern lauschend.

„Den Feind deines Vaterlandes, deiner Heimat!“

„Heimat? Hat das Weib eine Heimat? — Gehe aus deinem Vaterhause und hange dem Manne an! — Der Mann erst giebt dem Weibe Vaterland und Heimat!“

Mit kalter Abwehr hatte sie es gesagt.

Henne Wulff beugte sich nahe zu ihr vor und wiederholte die Frage.

„So liebtest du ihn? Barba, du liebtest ihn?“

Barba erblaßte, ein Zittern ging durch ihre Gestalt. Fester drückte sie das Kind an sich.

Es schlief nun. Wenn es die Augen aufschlug, blickten sie fremd, wie die seines Vaters.

Fremd —

Nicht, daß er ein Feind ihres Vaterlandes gewesen, hatte sie von jenem getrennt. Auch ihrem Herzen war er ein Feind gewesen, ein Fremder. Nicht Liebe hatte sie für ihn gefühlt, nur Haß und Verachtung.

Und in diesem Hasse, in dieser Verachtung hatte sie dem Fremden das Kind geboren — —

Das war ihre Schmach — — —

„Und wenn ich ihn nicht geliebt hätte, — was dann, Henne Wulff? Was würde dadurch anders?“

Ueber Henne Wulffs Lippen kam es wie ein Schrei.

„Immer noch habe ich dich lieb, Barba! Immer noch!“

Eine zarte Röte stieg ihr ins Gesicht. Mit einer schnellen, freien Bewegung streckte sie ihm die Hand hin.

„Dank für das Wort, Henne! Es wird mir vieles leichter machen! Leichter! ... Vorhin, da du mich trafst, — ich wollte fliehen; unerträglich schwer erschien mir, was kommen wird, kommen muß! Der Haß, die Verachtung, der Hohn! Aber nun fliehe ich nicht mehr. Weiß ich doch einen, der mich liebt! Und um dieses einen willen, um meines Kindes willen, um meiner selbst willen — merken sollen es die Menschen, daß ich nicht das war, für das sie mich hielten!"

Ernst neigte sie das Haupt.

„Du hast mir den Weg gezeigt, den ich gehen muß — leb' wohl, Henne Wulff, leb' wohl!"

Sie wandte sich querfeldein.

„Die Welt ruht still im Hafen,
Mein Liebchen, gute Nacht!
Wenn Wald und Berge schlafen,
Treu' Liebe einsam wacht!" ...

sangen die auf der Straße.

Treue Liebe ...

„Barba!" schrie Henne Wulff und stürzte ihr nach. „Wenn ich mit dir ginge, wenn wir beide zusammen einen Weg gingen."

Sie blieb stehen und deutete auf das Kind in ihrem Arm, dann auf das Eiserne Kreuz an seiner Brust.

„Würde es das Kind und mich schützen können vor der Schmach, schützen auch vor dir selbst, Henne Wulff?"

Sie wartete nicht auf die Antwort.

Henne Wulff sah ihr nach, bis sie hinter dem nächsten Schneehügel verschwunden war. Er folgte ihr nicht.

Sie hatte recht, nimmer würde er's ertragen haben ...

* * *

Noch immer sang die Glocke das heilige Lied.

Friede? — — —

II.

Im Hofe schlug der Hund an.

Dittmar, der Waldhammerschmied, ergriff das Gewehr, das schußbereit im Winkel neben dem Herde lehnte, und eilte hinaus. Horchend blieb er draußen stehen.

An der eisenbeschlagenen Thür der Steinmauer, die den Waldhammer umgab, klopfte es. Drei hastige Schläge. —

Dittmar nickte spöttisch vor sich hin. Nicht unerwartet schien ihm das Zeichen zu kommen.

Er verwies den Hund zur Ruhe und ging langsam zu öffnen.

„Seid Ihr es, Amtmann? Was wollt Ihr?"

„Oeffnet nur erst! Oder habt Ihr Furcht vor mir?"

„Furcht?" — Die Thür sprang weit auf. „Wenn ich auch nur ein Zwerg gegen Euch bin, Amtmann Dreßler, ich fürchte Euch nicht. Oder habt Ihr Euch gewandelt? Seid Ihr der Arglist abhold und ein Freund der That geworden?"

Mit einem rauhen Lachen ließ er den Amtmann eintreten und verriegelte vorsichtig wieder die Thür hinter ihm. Trotz der Vorsicht sprach eine offene, herausfordernde Kühnheit aus seinem Wesen, die seiner kurzen, gedrungenen Gestalt einen Anflug von Größe gab, während Amtmann Dreßler mit seinem riesenhaften Wuchs und dem eckigen, wie aus Stein geschnittenen Gesicht äußerlich als ein echter Nachkomme jener reckenhaften alten Sachsen erschien, die in den Bergen und Thälern rings umher einst Karl dem Großen blutige Schlachten geliefert. Aber den Eindruck von wuchtiger Kraft hob das Auge wieder auf; verschlagen und listig spähte es unter buschigen Brauen in fast feiger Scheu hervor.

„Seid Ihr allein?" fragte er flüsternd. „Kann niemand uns hören?"

Dittmar lachte bitter auf.

„Ueberflüssige Frage! Seit dem Abzug der Franzosen ist kein anderer Fuß über die Schwelle da geschritten, als der meine. Und noch dazu heute, am Tage der Heimkehr der Sieger — wenn da einer Dittmars, des Geächteten, gedenkt, so thut er's nur in Haß! Euch ausgenommen, Amtmann!“ setzte er voll Hohn hinzu. „Ihr seid trotzdem gekommen! Viel Dank für die Ehre!“

Der Amtmann schien nicht auf ihn zu achten. Schwer hatte er sich auf eine der starken Eichenbänke fallen lassen, die sich auf beiden Seiten des Herdes zogen, und starrte brütend in die Flamme des Feuers.

Seit langem hatte er den Waldhammerschmied nicht mehr gesehen. Er scheute das Gerede der Leute. Auch ließ er sich nicht gern an Vergangenes erinnern. Nun aber —

Schwer nur hatte er sich zu dem gefährlichen Gange entschlossen. Nur das Gefühl der Notwendigkeit hatte ihn hergetrieben.

Heute war die Heimkehr der Kämpfer aus dem Kriege. Er würde unter ihnen sein, er — Rittmeister Karl von Nottorp!

Karl von Nottorp war als Knabe voll starker Entschlüsse, voll feuriger Thatkraft gewesen. Was später aus ihm geworden, ob der Eintritt in die Mannesjahre das heiße Blut gesänftigt — Amtmann Dreßler wußte es nicht. Die Fremdherrschaft im Lande hatte beide voneinander getrennt; aber er bezweifelte es. Der Krieg mit seinen Anforderungen an Mannesmut, Beharrlichkeit und Entschlossenheit mochte jene Charakteranlagen eher noch verstärkt und erweitert haben.

Nicht ohne weiteres würde Karl von Nottorp sich in die seit dem jähen Tode des Vaters neugeschaffene Lage schicken, die ihm das Erbe seiner Familie entzog. Schwere Kämpfe standen bevor — —

Nur eine Gefahr gab es für Amtmann Dreßler. Aber auch gegen diese glaubte er sich gesichert. Dem Manne da vor ihm galt es nur, ins Gedächtnis zurückzurufen, was alles auch für ihn auf dem Spiele stand, damit er schweige.

Sein Auge fuhr scharf prüfend zu Dittmar hinüber. Tiefe Falten hatte die Zeit mit scharfem Griffel dem Waldhammerschmied ins Gesicht gegraben, weiß wie der Schnee draußen war sein Haar geworden, und seine Gestalt hatte sich gebeugt wie unter drückender Last.

„Ja, sie kommen heute, die Sieger!“ sagte Amtmann Dreßler langsam. „Und — wißt Ihr es schon, Dittmar — der Rittmeister ist darunter, Rittmeister Karl von Nottorp!“

Etwas wie ein Ruck ging durch den Körper des Schmiedes. Seine Hand faßte das Gewehr fester, das er mit hereingebracht.

„Mag er kommen!“ erwiderte er dumpf. „Der Wald schweigt!“

„Aber die Menschen reden! Und jetzt, wo der Franzose fort ist, wo die frühere Regierung wieder am Ruder ist, — wenn alte Geschichten wieder aufgenommen würden ... Rittmeister von Nottorp wird nicht ruhen, bis der Untergang seines Vaters aufgeklärt ist!“

Dittmar zuckte scheinbar gleichgültig die Achseln, und seine Stimme klang ruhig, als erzähle er etwas längst Bekanntes, längst Erwiesenes.

„Heinrich Freiherr von Nottorp auf Haus Nottorp wurde als offenkundiger Hochverräter gegen Frankreich auf der Flucht bei der Waldhütte am Bühl von dem französischen Gendarmeriekapitän Bertrand erschossen. — So steht's in den Akten!“ Und mit offenem Hohne setzte er hinzu: „Beglaubigt von Amtmann Dreßler, dem Gerichtsherrn des Bezirks, und von Franz Dreßler, dem Präfekten des Kreises, in dem es geschah!“

Der Amtmann fuhr bleich empor.

„Laßt meinen Sohn aus dem Spiel! Niemals soll er erfahren . . .“

Er stockte; — selbst dem Manne gegenüber, der es kannte, wollte ihm das Geheimnis nicht über die Lippen.

Dittmars Augen blickten finster.

„Also warum rührt Ihr daran? Laßt die Toten ruhen, Amtmann! Freut Euch des Gewinnes, den der Schuß Euch brachte: Haus Nottorp mit allen Liegenschaften, mit Acker, See und Wald ist Euer, während mir — mir brachte er keinen Gewinn! Mir nahm er“ — seine Stimme schwankte plötzlich, und das Haupt sank ihm auf die Brust — „das Kind! Das junge lachende Blut, das einen anderen lieb hatte. Daß ich Barba dem Bertrand zum Weibe gab, damit er schweige — Amtmann, das war das Schlechte, was ich that!“

Seine Lippen bebten unter dem Barte.

„Konntet Ihr wissen,“ sagte der Amtmann endlich beruhigend, „daß sie's so nehmen würde, dem Franzosen nach Rußland zu folgen?“

Dittmar richtete sich heftig auf.

„Das — gerade das! Sie liebte ihn nicht, und dennoch folgte sie ihm! Sie hielt's für ihre Pflicht!“ Er lachte bitter. „Es steckt uns Deutschen ja im Blute, das Dienen um die Pflicht! Ich hätt's wissen müssen, daß sie's so auffaßte! Statt dessen zwang ich sie!“ Aufstöhnend schlug er die Hände vor's Gesicht. „Und keine Nachricht seitdem von ihr, keine Nachricht!“

„Aber — sagte ich Euch nicht damals, daß Bertrand beim Uebergang über die Beresina . . .“

Dittmar machte eine Bewegung, als schiebe er etwas Gleichgültiges zur Seite.

„Was kümmert mich der Franzose! Mein Kind, Amtmann, mein Kind! War ich nicht selbst in Rußland, es zu suchen? Vergebens! Keine Spur, kein Anhalt! Aber da

— ich sah die Fährte des Rückzuges — die endlose Einöde — den Schnee — die Kosaken — und — die Wölfe, Amtmann, die Wölfe!" ...

Fast schreiend stieß er die Worte heraus. Bleich, mit vorgestrecktem Kopf und weit geöffneten, starr blickenden Augen deutete er ins Leere, als sähe er das Entsetzliche da vor sich — —

„Und nun — wenn ich mir alles ins Gedächtnis zurückrufe, wie es geschah" — fuhr Dittmar nach einer Pause heiser vor Erregung fort, „wenn ich mich frage, wer die Schuld daran trägt, daß es so kam — —? Nach dem Schuß damals, wer sprach auf mich ein, daß ich schwieg? Wer richtete alles ein, daß es verborgen blieb? Wer überredete mich, daß ich gemeinsame Sache machte mit dem Franzosen?"

Der Amtmann lächelte spöttisch, das Kommen und Gehen der Empfindungen auf dem Gesicht des Schmiedes heimlich beobachtend.

Wenn es ihm gelang, den Heißblütigen mehr und mehr zu stacheln — vielleicht, daß jenem entschlüpfte, um das er den gefährlichen Gang hierher gewagt — —

„Nehmt an, daß ich's aus Mitleid für Euch that!"

„Aus Mitleid? — Haus Nottorp wurde Euer!"

Langsam stand der Amtmann auf. Seine wuchtige Gestalt reckte sich drohend empor. Seine Augen bohrten sich in die des Schmiedes.

„Bestellte ich den Mord?"

Dittmar traf das Wort wie ein Schlag. Alles Blut wich aus seinem Gesicht. Seine Hände streckten sich gegen den Amtmann aus, wie um etwas Feindseliges, Vernichtendes abzuwehren, das von dorther auf ihn eindrang.

„Mord nennt Ihr es, Mord? — Hatte er mich nicht geächtet in geheimer Feme? Gewiß, ich hatte dem Franzosen den Weg ins Thal gezeigt; aber machte ich ein Hehl daraus?

Hatte ich's nicht gethan, weil ich den Knechten hier den kriechenden Bedientensinn austreiben wollte, weil der Franzose Freiheit und Menschenrechte brachte? Das aber paßte dem Nottorp nicht! Saß er doch seit Jahrhunderten über Euch auf dem Bilstein wie Euer Herr. Und darum erzwang er den Achtspruch gegen mich, in geheimer Feme, ohne mich zu hören! Ihr waret ja dabei, Amtmann; Ihr selbst habt es mir gesagt, daß Ihr dagegen waret, daß Ihr mich erst laden lassen wolltet! Er aber winkte, und Ihr gehorchtet. Ehrlos machte er mich, ehrlos und rechtlos. Ohne mich zu hören! — — Wuchs mir dadurch das Recht nicht in die Hand, das Recht des Verfolgten gegen den Verfolger, das Notrecht? Und darum, Amtmann — war das Recht bei ihm, oder war's bei mir?"

Er beugte sich weit vor und sah dem Amtmann ins Gesicht, mit brennenden Augen, die jenem bis auf den Grund der Seele blicken zu wollen schienen.

In dunklen Nächten, wenn draußen um das Haus der Wald rauschte, wenn der Bach am Wehr des Hammers gluckste und plätscherte, dann tauchte sie in ihm auf, ihm das Herz beklemmend, die Frage — —

Immer und immer wieder dieselbe, qualvolle Frage —

„Auch geschah es nicht hinterrücks in feigem Verrat! Auge in Auge standen wir uns gegenüber, draußen am Bühl, Waffe gegen Waffe! Ein Gottesgericht war's zwischen uns, ein Zweikampf, nach der Sitte seines Geschlechts! — Gewiß, euere Richter würden den Stab über mir brechen, trotzdem! Wo hätte je einer dem gemeinen Manne das Recht auf ein Gottesurteil zugesprochen? — Aber in jener Stunde war zwischen uns nicht mehr vom Herrn oder Knecht die Rede. Mensch standen wir gegen Mensch! — — Auch den ersten Schuß ließ ich ihm!"

Der Waldhammerschmied riß seinen Rock auf und entblößte den linken Oberarm. Eine blutrote, schlecht gefügte

Narbe zog sich da quer durch Fleisch und Muskel. Voll wilder Freude sah er darauf nieder. „Da, das Mal, das ich von ihm empfing! Dicht am Herzen ging es vorbei! — Und dann, da ich am Schusse war“ — er hielt inne und legte die Hand über die Augen, und nach einer Pause fuhr er fort, langsam, in einem seltsamen, halb singenden Tone, — wie ein Lied fast klang's, ein altes Lied von Heldenkampf und Heldentod —: „Er war ein Mann, trotzdem ein Mann! Männer sind sie ja alle gewesen, unsere Tyrannen! Er blieb an seinem Platze stehen und sah mich an — sein Auge zuckte nicht — zwanzig Schritte ging ich zurück — schießt man das Wild im Lager?! ... Spring', Nottorp, spring'! lachte ich ihm zu, und da er sich unwillkürlich wandte, schoß ich ihm da, zwischen dem dritten und vierten Knopf seines Jagdrocks, meine Kugel mitten durchs Herz.“

Seine Hand strich über den blinkenden Lauf des Gewehrs.

Dem war einst eine Kugel entflogen, jene Kugel — —

„Aber wenn das Recht nicht bei mir gewesen wäre, das Notrecht — wenn's ein Mord gewesen wäre, ein gemeiner Mord — Amtmann, wenn Ihr mich belogen hättet, wenn's nicht der Nottorp war, der den Spruch gegen mich erzwang ...“

Rauh umfaßte seine Hand des Amtmanns Arm.

Amtmann Dreßler wurde bleich; seine Augen fuhren scheu durch den Raum.

„Was fällt Euch ein? Hab' ich's Euch nicht beschworen mit einem heiligen Eide?“

Dittmar lachte bitter auf.

„Euer Eid! Auch dem Nottorp hattet Ihr geschworen! Wißt Ihr, warum ich die Mauer draußen aufgerichtet habe, warum mein Haus eine Festung geworden ist, unzugänglich für jedermann? Warum ich einsam bin, keines Menschen Freund und jedes Feind? — Der Wald — ja der ver-

schweigt's! Was ist's für den Wald? Er rauscht darüber hin! Aber für die Menschen, für mich! ... Ist's nur, weil Mütter uns das Märchen erzählen, das Märchen von der Schuld, die sich rächt auf Erden? Und daß ich Barba verlor, war's eine Folge der That, war's schon ein Stück der Vergeltung?" ... Er beugte sich nahe zu dem Amtmann vor. Dumpf und abgerissen kamen ihm die Worte über die Lippen. „Denn ich will's Euch sagen, Amtmann: es spricht in mir. Ein anderer spricht in mir. Unaufhörlich spricht er. Mit Gewalt will er mir das Wort herausjagen: Dittmar erschoß den Rottorp! ... Warum, wenn das Recht bei mir stand? Warum spricht er, Amtmann, warum? — Stand das Recht bei mir oder stand's bei ihm?"

War's vom Flackerlicht des Herdfeuers — wirre Schatten kamen und gingen über das blasse Gesicht des Amtmanns.

„Bei Euch, Dittmar!" stammelte er mühsam.

Dittmar atmete tief auf. Langsam trat er zurück.

„Euer Glück ist's, Amtmann!" sagte er ernst. „Denn so lange das Recht bei mir steht, mögt auch Ihr Euer Recht gegen den Rottorp gebrauchen. Ein erschlichen Recht zwar, das Eure, ein Trugrecht, aber — was kümmert's mich! Warum traute Euch der Alte! Mögt Ihr ruhig auf Haus Rottorp sitzen!"

Hastig strich sich der Amtmann über die Stirn. In seinen Augen blitzte es listig auf. Wenn es ihm jetzt gelang, dem Kampfesmüden da die letzte Waffe zu entreißen, den Beweis —

„Ruhig? — Und das, was Ihr bei dem Toten fandet? Die Kassette ...?"

Dittmar hob die Hand. Seine Stimme klang scharf, abwehrend.

„Mein Haß galt dem Manne, nicht seinem Gut! — Bertrand fand sie, nicht ich! Und da sie deutsche Schriften enthielt, brachte er sie mir. Das Geld behielt er für sich;

sein Schweigelohn war's. Das Geld und — Barba zum Weibe. Die Schrift aber, die ich in der Kassette fand, wegen der Ihr hergekommen seid ... Glaubt Ihr, ich wisse nicht, was Euch hergetrieben? ... Wenn des Freiherrn Sohn, Rittmeister von Nottorp, sähe, womit Ihr sein Erbe bezahltet ..."

Er lachte voll Hohn.

„Gebt das Papier heraus, Dittmar! Verkauft es mir!"

„Daß Ihr Euch ganz sicher fühltet! Sicher auch vor dem lästigen Mitwisser! Daß Ihr ihn ganz beseitigen könntet! Ein Gericht gegen mich wegen des Hochverrats, wegen des Schusses — o ja, für ein Menschenleben wär's genug! Und Eurem Sohne, dem Landrat, käm's wohl gelegen, nach Ueberläuferart der neuen Regierung seinen Eifer zu beweisen!"

Amtmann Dreßler lachte gezwungen auf.

„Ihr seht Gespenster! Nicht darum ist mir's! Aber wenn ein anderer es fände ..."

Ein grausames Lächeln erschien auf Dittmars Gesicht.

„Ein anderer? — Laßt es Euch gesagt sein, Amtmann, Euch und jedem zur Warnung: Berg und Thal werden zusammenkommen, See und Sumpf, Waldhammer und Stadt, wenn einer es findet ohne mich! Und deshalb — fordert der Erbe der Nottorps das Seine von Euch, so führt ihn auf den Turm des alten Hauses und zeigt ihm das Land unter dem Bilstein. All das Land und Leben da unten wird der vernichten, der an mein Recht rührt! — Wenn das Recht bei mir steht!" setzte er nach einer Pause dumpf hinzu. Und wieder stieg die Frage in ihm auf, jene Frage der dunklen Nächte. „Denn steht es nicht bei mir — wer könnte mich hindern, zu thun, was der andere in mir spricht? Unter die Menschen würde ich mich stellen auf offenem Marktplatz und es in die Welt hinausschreien: Dittmar erlegte den Nottorp! Mit einem Schuß aufs Blatt! Wie einen Hirsch!"

Keuchend, mit gellender Stimme hatte er das Letzte herausgestoßen. Und wie zur Antwort schlug draußen auf dem Hofe der Hund an.

Amtmann Dreßler fuhr bleich empor.

„Still! Um Gottes willen still! Wenn man Euch hörte!“

„Wer sollte mich hindern? Wem zu Liebe sollte ich es verschweigen? — Einsam bin ich und freudlos, seit das Kind von mir ging — Barba — Barba — —“

Eine Gestalt wankte ihm entgegen . . .

Wieder draußen das wütende Gebell des Hundes. Plötzlich aber ging es in einen anderen Ton über. Fast wie das Jauchzen eines Menschen klang es. Und — in langen Sätzen stürzte das Tier über den Hof zur Mauerpforte, sprang wie außer sich an ihr empor — kratzte — scharrte — —

Und nun — durch die Nacht tönte eine Stimme herein.

Dittmar fuhr zusammen. Einen Augenblick blieb er

horchend. Dann stürzte er hinaus zur Thür. Mit zitternden Händen riß er sie auf — —

Eine Gestalt wankte ihm entgegen — —

Auf die Kniee sank Dittmar, in den Schnee. Flehend hob er seine Hände empor — — —

Unbeachtet schlich der Amtmann sich hinweg. Draußen aber, auf der Höhe, blieb er stehen und schaute zum Bilstein hinüber.

„Wer sollte mich hindern, zu sprechen?“ hatte Dittmar gefragt. „Wem zu Liebe sollte ich es verschweigen?“

Wem zu Liebe? Ein Lächeln des Triumphes ging über das harte Gesicht.

Mochte der Erbe der Rottorps nun kommen, das Seine zu fordern — der Wald schwieg — — —

Im Hofe des Waldhammers neigte Barba sich über den Knieenden.

„Vater!“ murmelten ihre Lippen. „Vater!“ — — —

III.

Die Stimme des Pfarrers füllte die Kirche. Der Atem der betenden Menge stieg empor, eine flirrende Wolke, in die sich der frische Duft von Tannenzweigen und der süße Schwaden schmelzenden Wachses mischte. Zitternder Kerzenschein zog weiße, wogende Lichtbahnen durch den Raum, bald gebräunte, ernste Männergesichter hervortreten lassend, bald blonde Frauenköpfe mit goldigen Reflexen überstrahlend. Blau strahlte der Himmel über der Kanzel; golden glänzten seine Sterne.

Ein Lächeln aber lag auf dem Antlitz des Erlösers am Kreuz.

Friede! — Friede! —

* * *

Wohl waren nicht alle heimgekehrt, die sich einst um die Fahne Rottorps geschart. —

Ein neues Haus galt es zu bauen dem erstandenen.

Rittmeister Karl von Rottorp lehnte an einem Pfeiler gegenüber dem Altar. Er stand hier auf eigenem Grund und Boden. Die eiserne Platte zu seinen Füßen führte zu dem Erbbegräbnis seines Geschlechts. Stifter und Patrone der Kirche waren die Rottorps gewesen; ihr Höchstes allezeit das Vaterland. Ihm hatten sie gedient als Staatsmänner mit dem Wort, als Krieger mit dem Schwert, als Bauern mit dem Pflug. Und in Heinrich von Rottorp, dem Vater, hatte sich das dreifache Wirken der Ahnen vereint, — nicht zu seinem Glück.

Als das erste dumpfe Grollen des im Westen aufsteigenden Gewitters herübergedrungen war, hatte er im Rate des Landes seine warnende Stimme erhoben — ungehört war sie verhallt.

Er war zum Pfluge zurückgekehrt, zu dem stillen, säenden Volke, — den Pflug hatte ihm der Feind aus der Hand gerissen.

Endlich hatte er zum Schwerte gegriffen — unter dem Schwerte war er gefallen. In einer der abgelegenen Waldstätten der Berge draußen. Ein Flüchtling. Ein Heimatloser. — So ging die Sage.

Und das Erbe des Geschlechts — was war aus Haus Rottorp geworden?

Ein dürftig Land war's gewesen von je, das Land unter dem Bilstein. Die ganze Kraft seiner Männer brauchte es, ihm ein karges Brot abzuringen. Wie ein Wahrzeichen überragte es der Fels in seiner Nacktheit.

Vom Bilstein aus hatte einst Karl der Große seinem Mannen Ekbert die Habe zugewiesen.

„Bis an jene Waldecke soll dein sein, was du siehst!“

Unwirtlichen Sumpf, kahlen Fels und finsteren Wald hatte Ekbert gesehen. Unverzagt aber hatte er ein festes Haus für die Seinen auf den Fels gebaut, für die Wäldler ein Dorf zu Füßen des Steins.

„Nottorp“ hatten's die Höflinge spottend genannt — Notdorf! — —

Und Nottorp war dem Geschlechte als Name geblieben, Haus Nottorp, allezeit eine Zuflucht dem Volke.

Nun aber —

Verworrenes Gerücht war während des Krieges zu Karl von Nottorp gedrungen. Den Besitz des Hochverräters habe der Feind eingezogen und einem seiner Generale als Eigentum überwiesen. Der aber habe es dann dem Amtmann Dreßler, dem früheren Verwalter der Nottorps, verkauft.

Nicht unwahrscheinlich war's; hatte doch des letzteren Sohn Franz, der als Präfekt im Dienste des Feindes stand, eine Tochter des Generals heimgeführt. Dennoch — wie vereinigte sich das alles mit dem letzten Schreiben, das Karl von Nottorp von seinem Vater erhalten?

Wohl aus Vorsicht vor den Spionen des Feindes hatte der Heimgegangene nur dunkel angedeutet: sicheren Händen sei das Erbe des Hauses anvertraut, aus denen der Sohn es nach Rückkehr besserer Zeiten zurückerhalten werde.

Nun aber — schaltete und waltete Amtmann Dreßler nicht auf Haus Nottorp wie der Herr?

Voll Spannung hatte Karl von Nottorp beim Einzuge in die Stadt die Gesichter der einholenden Bürger gemustert. Alte Freunde und Bekannte hatte er wiedergesehen, den Amtmann nicht.

Statt seiner den Sohn, der, zu der neuen Regierung übergetreten, nun als Landrat des Kreises an der Spitze der Begrüßenden stand.

Er hatte den Vater entschuldigt. Sein altes Leiden fessele ihn ans Zimmer. Sehnlich aber wünsche er, den

Sohn seines früheren Herrn und Freundes zu sehen; Haus Rottorp stehe zum Empfange bereit.

Lächelnd hatte er dabei auf eine hohe Frauengestalt gedeutet, die aus der umgebenden Menge sich gelöst hatte und nun langsam herankam.

Regine!

Und über dem Wiedersehen mit seiner Braut hatte Karl von Rottorp für einen Augenblick alles andere vergessen, Vater und Erbe. — —

Suchend flog sein Auge zu ihr nieder. Da, zu seinen Füßen kniete sie, auf dem Haupte das dunkle Haar wie eine Krone; das zarte Gesicht verklärt von der Weihe des Augenblicks.

Wie war sie schön!

Dennoch — ihr erster Anblick vorhin nach der langen Trennung — eigen hatte er den Heimgekehrten berührt. In seiner Erinnerung stand sie noch als das blasse, scheue Kind des alten Professors, der vor dem Kriege in der alten Krönungsstadt des Reiches deutsche Jünglinge römisches Recht gelehrt. Wie das deutsche Dornröschen war sie Karl von Rottorp damals erschienen, das Dornröschen, das ein listiger Feind durch giftigen Zaubertrank in weltfremden Schlummer versenkt.

Aber einst würde der Tag der Befreiung kommen, da der deutsche Mann sich mit klingendem Schwerte den Weg zu Dornröschen hieb durch das Dorngeheck — —

War er nicht da, dieser Tag? War er nun nicht gekommen? —

So, im brausenden Feuer seiner Jugend und Vaterlandsbegeisterung hatte Karl von Rottorp Regine in seine Arme gerissen, am Vorabend seines Auszuges gegen den Feind.

Blaß war ihr Antlitz gewesen, und fast tonlos war das Geständnis ihrer Liebe von ihren Lippen gekommen.

Ein verirrtes Vöglein, das sich zitternd an seine Brust geschmiegt.

Nun aber —

Er hatte nicht gewußt, daß sie ihn in der Heimat erwartete. In dem stillen ostpreußischen Pfarrhause hatte er sie noch geglaubt, das ihr während des Krieges eine Zuflucht geboten. Erst, nachdem er Haus Nottorp für die neue Herrin bereitet, hatte er sie heimführen wollen. Sie aber war gekommen, die lange Fahrt, durch Schnee und über unwirtliche Straßen. Hatte die Sehnsucht nach dem Geliebten sie getrieben?

Schöner schien sie ihm geworden, größer, frauenhafter. Wie herbe Strenge lag's auf ihrem blassen Gesicht, aus dem große, dunkle Augen seltsam fremd und fragend hervorblickten.

Fremd — —

Da er sich zu ihr beugte, ihren Mund zu küssen, hatte er ein jähes Zucken ihrer Hand verspürt. Und einem Blick ihrer Augen war er begegnet, einem erschreckt forschenden Blicke — —

War er ihr ein Fremder geworden in der langen Zeit der Trennung? Galt es erst ein neues Werben um die, die vor Gott und Menschen die Seine werden sollte?

Aber langsames Werben war nie Sache der Nottorps gewesen. Heißes Blut brauste in ihren Adern, Herrenblut. Und in ihm brannte die Liebe zu seiner Braut. — — —

Jäh beugte er sich zu ihr hinab, fast rauh berührte seine Hand ihre Schulter.

Sie schrak zusammen und stand schnell auf. Scheu flogen ihre Augen zu ihm empor, über ihn hinweg, durch den dämmernden Raum. — — —

Drüben, am Aufgang zur Orgel, lehnte die hohe Gestalt eines Mannes, auf der Brust das Eiserne Kreuz. Blaß schimmerte das traute Antlitz zu Regine herüber. Ihre Augen begegneten sich — — —

„Friede! Friede!“ tönte die Stimme des Pfarrers von der Kanzel. „Gieb Friede, o Herr, dem Vaterlande! Ein neues Haus gilt es zu bauen dem erstandenen!“

Dunkle Röte ergoß sich in Reginens Gesicht, dann jäh erblich es wieder, als sie zu Karl von Nottorp emporsah.

Auch auf seiner Brust lag das Eiserne Kreuz. Auch er war ein Kämpfer für Freiheit und Vaterland gewesen, der Besten einer.

Noch einmal suchte ihr Blick das blasse Gesicht drüben unter der Orgel, wie ein leises, wehes Grüßen flog's von Auge zu Auge, dann —

Seinem leisen Wort gehorchend, schritt Regine neben Karl von Nottorp dahin, durch die betende Menge, dem Ausgang der Kirche zu.

* * *

Da die Thür sich hinter beiden schloß, war's Ernst Hartwig, als versinke um ihn her alles in düstere Nacht.

Er hatte es überwunden geglaubt während des Krieges, während der schrankenlosen Hingabe an das Vaterland, während der langen Trennung.

Täuschung! Noch immer lebte Regine in seinem Herzen.

Er hatte sie früher gekannt als der Freund. Und damals — stille Fäden hatten sich zwischen ihnen gesponnen, zarte Fäden, leicht zu zerreißen mit rauher Hand — —

Steckte es ihm noch im Blute, das schweigende Zurücktreten und Sichbeugen, das Erbteil seiner Väter. — Niemals hatte er zu deuten gewagt, was in ihm stille, selige Träume webte. Weder sich selbst hatte er's gedeutet, noch der Geliebten, noch dem Freunde.

So war's kein Verrat gewesen, daß Karl von Nottorp Regine für sich selbst gewann.

Seinem sieghaften Wesen war sie erlegen vom ersten Zusammentreffen an. Eine Kraft schien von ihm auszuströmen, die ihm alles unterwarf — Herrenblut.

Während Ernst Hartwig —

Hörige und Diener der Nottorps waren die Hartwigs gewesen von altersher; Ernsts Vater der letzte der langen



Drüben, am Aufgang zur Orgel, lehnte die hohe Gestalt eines Mannes . . .

Reihe. Daß nicht auch der Sohn es geworden, das dankte er allein Karl von Nottorp.

Ihm schuldete er den Frohsinn der Knabenzeit; ihm die Möglichkeit, den heißgeliebten Beruf zu ergreifen, der nun nach dem Kriege dem jungen Oberförster Hartwig den grünen Wald der Heimat unterstellte. Ihm das Eiserne

Kreuz auf seiner Brust, ihm den Offiziersrang, ihm endlich sein eigenes Leben, denn bei Ligny hatte Rittmeister Karl von Nottorp seinen Leutnant Hartwig mit eigener Lebensgefahr aus einer Schar feindlicher Reiter herausgehauen.

Allezeit war der Hochgestellte dem Niedriggeborenen Freund, Schützer und Förderer gewesen. Und er —

Noch immer liebte er Regine.

Schwer lastete es ihm auf der Seele.

Schwer aber auch lastete auf all den Betenden umher das Leid, das ihnen der Krieg gebracht. Eltern hatten ihre Söhne, Frauen ihre Männer, Kinder ihre Ernährer verloren.

Schweigend aber trugen sie das Schwere.

Ein heißes Gebet stieg in Hartwigs Herz empor. Wie zu einem Gelöbnis berührte seine Hand das Eiserne Kreuz auf seiner Brust.

Das Kreuz — nicht nur der Lohn für blutige Schlachten würde es ihm hinfort sein, ein Mahnen schien von ihm auszugehen — —

* * *

Auf der Kanzel stand Pfarrer Johannes Rühl. Zu ihm herüber von der Orgel jubelte der helle Chor der Knaben und Mädchen.

Hosianna! Hosianna!

Und während er, zurückgebeugt, das hohe Lied trank, lauschte er auf eine weiche, zitternde Stimme, die sich hindurchschlang, — auf Lorchens Stimme.

Zwischen den Kindern saß Lorchen Droste, selbst noch wie ein Kind, trotz der feinen Linien, die Frau Sorge ihr auf die klare Stirn gezeichnet.

Sie sahen einander an. Beider Antlitz leuchtete. Beide erfüllte derselbe heimliche, wundersam beseligende Gedanke.

Weißt du es noch? Weißt du es noch? —

Schwere Zeiten lagen hinter Johannes Rühl und Lorchen Droste, Jahre voll Not, Elend und Trauer.

Als der Feind in das Thal gedrungen war, als er die heimische Art zu zerstören gesucht hatte mit allen Mitteln der Gewalt. Für ewige Zeiten schien da das Deutsche dem Untergange geweiht. Da zog der junge Pfarrer Johannes Rühl mit den Knaben in den sommerlichen Wald, ihnen die deutsche Heimat zu zeigen, ihre Herzen mit Liebe für die deutsche Erde zu füllen.

Weißt du es noch?

Ein junges Wesen traf er da, zart, schlank, wie die Blume des Waldes. Und die Frühlingssonne spielte mit ihrem goldenen Haar, und Käfer und fleißige Bienen umsummten sie.

In einem Kreise kleiner Mädchen saß Lorchen Droste und erzählte. Erzählte deutsche Märchen.

Scheu schwiegen beide, da sie einander begegneten, aus Furcht vor Verrat. Fremd gingen sie aneinander vorüber und wußten nichts, einer von des anderen heimlichem Thun und Willen. Bis — Unter einer vom Blitze zersplitterten Eiche war's, daß sie sich fanden. Beiden erschien der Baum als Sinnbild des verwüsteten Vaterlandes. Das Wort aber lockte ein anderes hervor, und Rede Gegenrede.

Ueber ihnen huschte ein Eichkätzchen durch das Geäst und warf grüne Blätter herab, und ein Zweiglein fiel auf Lorchens Scheitel und beschattete ihr die glühende Stirn.

Von ihrem Vater hatte sie erzählt, dem die fremde Tyrannei das Herz gebrochen. Deutsches Gold hatte Werner Droste, der Bürgermeister der Stadt, in französische Taschen füllen, deutsche Jünglinge in den Tod jagen sollen.

Er hatte sich widersetzt. Mit dem alten Freiherrn von Nottorp und dem Amtmann Dreßler hatte er gemeinsam einen Aufstand vorbereitet, der in jähem Anprall die Franzosen hinwegfegen sollte aus der Heimat.

Aber im Stillen schlich der Verrat. Ehe es zur That kam, wurde der Bund entdeckt. Freiherr von Nottorp fiel auf der Flucht in einem abgelegenen Waldthale, und Bürgermeister Droste endete in einem französischen Kerker.

Nur Amtmann Dreßler ging frei aus. Niemand schien seine Mitschuld zu ahnen, niemand zu wissen, wer den Verrat am Bunde verübt. Vielleicht, daß sich die That einst klärte, wenn die Heimat wieder frei wurde — —

Damals aber herrschte noch der Feind im Lande, und ewig schien's so bleiben zu sollen.

Ewig?

Einen Hort des Deutschtums galt es zu schaffen, einen Nibelungenhort der deutschen Treue in die Seele des Volkes zu senken, damit er dereinst siegreich aus der Tiefe erstehe in glänzender Fülle und Kraft, ein Fels, an dem List und Gewalt des Gegners machtlos zerschellen.

Staatsmänner und Krieger, Dichter und Gelehrte arbeiteten draußen an dem heiligen Werk; hierher aber, in das einsame Waldthal, drang ihr Schaffen nicht. Hier mußte der deutsche Gedanke gehütet werden vom Volke selbst. Noch bewahrte es seine Ursprünglichkeit, noch war es der fremden Sitte abhold. —

Des Volkes Seele aber war die Jugend. —

Lorchen Droste und Johannes Rühl sahen einander an unter dem zersplitterten Eichbaume, und ihre Augen leuchteten. Und Lorchen Droste nahm das grüne Zweiglein von ihrem Scheitel und teilte es, eines für sie, das andere für Johannes. —

Lorchen Droste diente den Fremden. Ihren Männern fertigte sie goldstrotzende Uniformen, prunkvolle Kleider ihren Frauen. Feenhände hatte sie, die Wunderwerke von Schönheit und Zierlichkeit schufen. Ein Tropfen Pariser Blut, meinten die Fremden, müsse in ihren Adern fließen, denn nur der Pariserin gleiche Lorchens leichte Grazie.

Sonst galt sie als ein schüchternes, unbedeutendes Wesen, das still für sich dahinlebte. Nur, daß sie Kinder sehr liebte. Immer hatte sie Kinder um sich, Mädchen, große und kleine. Alle Kinder der Stadt schwärmten für Lorchen Droste, wie gebannt hingen ihre großen, glänzenden Augen an Lorchens Lippen, wenn sie ihnen erzählte.

Schwere Zeiten lagen hinter Johannes Rühl und Lorchen Droste, Jahre voll Not, Elend und Trauer. Dennoch Jahre voll verschwiegener Freude, voll leise sprießender Hoffnung.

Im Sommer, wenn das deutsche Lied durch den grünen Wald zog, im Winter, wenn sich die engen Stuben der Getreuen füllten mit Männern und Frauen, die den Thaten und Ahnen lauschten; wenn um Johannes und Lorchen heißes Mühen herrschte und begeistertes Streben; wenn sie einander dann zublickten, und einer im Auge des andern den gleichen Gedanken erspähte, den gleichen Traum — —

Weißt du es noch? —

Wieder war's ein Sommertag gewesen, unter der zersplitterten Eiche. Lorchens Hand lag in Johannes' Hand; und eine Frage floh dem ernsten Manne von der Lippe.

Lorchen aber deutete auf den verwüsteten Baum. In ihrer Hand lag das zerrissene Zweiglein, in seiner Hand das seine.

„Wenn es sich einst zusammenfügt —“ bat sie leise.

Sie wußten es beide, was das Wort bedeutete — —

Nun hatte es sich zusammengefügt. Das Vaterland war frei. Und — war's nicht auch ein wenig ihr Werk, daß alles so glorreich und herrlich geendet? — daß aus den jungen Kehlen ringsum nun das Hosianna emporstieg? — daß die Zukunft verheißungsvoll glänzte über der Heimat?

War's ein vermessener Wunsch, in dem neuen Hause des Vaterlandes nun auch den eigenen Herd zu bauen?

Ein erhebender Gedanke schien's ihnen, dem Glück des Ganzen so das eigene Glück zu danken — — —

Durch das Brausen der Orgel, durch das Jauchzen des Kinderchores schlangen sich zwei Stimmen, einander stützend, hebend, umrankend. Johannes Rühl und Lorchen Droste sangen das hohe Lied, das ihnen das Hohelied ihrer Liebe war.

* * *

Ueber ihnen zog zitternder Kerzenschein weiße, wogende Lichtbahnen durch den Raum. Wie von geheimnisvollem Leben durchglüht wallten bleiche Steinbilder in Nischen und Winkeln vor und zurück, auf und ab; blau strahlte der Himmel über der Kanzel, golden glänzten seine Sterne.

Friede! — Friede!

IV.

Hand in Hand gingen Rittmeister Karl von Rottorp und seine Braut Regine Asmus durch die menschenleeren Straßen der Stadt dem Pfarrhause zu, in dem Regine auf eine Empfehlung des ostpreußischen Pfarrers Gastfreundschaft gefunden, bis das Gelöbnis der Treue vor dem Altar ihre Hand für immer in die des Verlobten legen würde.

Es hatte aufgehört zu schneien. Ein scharfer Ost fegte den lockeren Schnee vor sich her, ihn in den Winkeln und Thorgängen der Häuser zu seltsamen Gebilden zusammenwirbelnd. Die Luft war durchsichtig klar; wolkenlos spannte der Himmel seinen Bogen voll kalt glitzernder Sterne über das Thal.

Unwillkürlich durchschauerte Regine ein Frösteln. Leise wollte sie ihre Hand aus der des Verlobten lösen.

Er aber zog sie nur noch fester in die seine. Der kalte Hauch des Winterabends kühlte ihm die heiße Stirn. Ruhe und Ueberlegung kehrten in sein Gemüt zurück.

Und während sie dahinschritten, baute er in beredten Worten das Leben auf, wie er es sich für sie beide in der kommenden Zukunft dachte.

Die Wunden galt es zu heilen, die die Befreiungskriege dem ohnehin armen Lande geschlagen. Verwüstet und unbebaut lagen die Aecker; vernachlässigt und fast unwegbar die Straßen, deren Pflege abseits von den großen Heeresrouten dem fremden Eroberer überflüssig erschienen war; die Blüte der jungen Mannschaft deckte die Erde.

Der ganzen Kraft jedes Einzelnen bedurfte es, das alles zu bessern.

Aber Schwereres wohl stand noch bevor. Hunger und Seuche, die schrecklichen Würger im Gefolge des Kriegsgottes, würden auch jetzt dem Lande nahen, um zu vernichten, was das Schwert verschont. Eine Zeit harten Leides, schweren Druckes würde kommen, durch die es galt, das leicht verzagende Volk mit starker und doch sanfter Hand hindurchzuleiten.

Wer anders konnte ihm diese Hand bieten als der Adel, sagte sich Karl von Nottorp. Ihm, dem geborenen Führer der Menge, war's heilige Pflicht, nicht nur in der Feldschlacht mit dem Schwerte der Erste zu sein, nein, auch in der stillen, mühseligen, langwierigen Tagesarbeit des Friedens.

So hatten die Nottorps es allezeit gehalten; so auch wollte Karl von Nottorp die Pflicht seines Adels erfüllen; der Erste, der die Hand an den verrosteten Pflug legte, um sein Eisen in der zerstampften Heimaterde wieder blank zu wetzen.

Ein Bauer würde er sein, der erste Bauer seines Landes.

Eine andere Aufgabe erwartete Regine, eine ebenso hohe, ebenso heilige Pflicht.

Manches würde dem kämpfenden Manne entgehen, das er nicht sehen wollte, nicht sehen durfte, wenn er sein Ziel

unverrückbar im Auge behalten wollte: das stille Leid der niederen Hütten. Wenn er sein Herz panzern mußte gegen den Notschrei der Armen — sie mußte ihm das ihre voll öffnen. Sie mußte die Wunden verbinden, die Siechen pflegen. Allezeit mußte der Verzagende bei ihr ein Wort der Hoffnung finden, der Trauernde Trost, der Hungernde Brot.

Nicht leicht war die Aufgabe, die Regine erwartete, kein Los voll Heiterkeit und überquellenden Lebensgenusses — ein Dasein voll Arbeit und opfermutiger Entsagung.

Aber das schreckte Regine nicht. Nicht das war's, was bei den begeisterten Worten des Mannes Regine in leisem Zittern erschauern ließ. Nicht das Opfer, das er von ihr verlangte. Auch sie verstand die mahnende Forderung der Zeit; auch ihr erbebte das Herz von heißem Mitgefühl bei dem Gedanken an all' das, was gut zu machen, zu versöhnen, zu heilen war; auch sie war bereit zum Werke.

Aber erforderte das Werk nicht ein ganzes, ungeteiltes, in sich gefestetes Herz? Konnte sie das dem Manne da an ihrer Seite bieten? Konnte sie ihm Helferin, Schildhalterin, Trösterin sein, wenn neben dem Gedanken an ihn in ihr noch ein anderer Gedanke leise Fäden spann, ein Gedanke — —

Zwischen zwei Menschen, die zu solchem Werke ihre Hände ineinander legen wollen, mußte vor allem Wahrheit sein, reine, freie Wahrheit!

Wahrheit — wenn sie ihm die Wahrheit offenbarte —

Sie hatte Ernst Hartwig gekannt, lange, bevor Karl von Nottorp ihr begegnet war. In der alten Krönungsstadt war's gewesen, hoch oben im Norden, an deren Universität der Vater römisches Recht las.

Mit heißer Liebe hatte Regine am Vater gehangen. Ein stiller, sanfter Mann war's gewesen, der abseits vom Gewühl und Lärm der Welt zwischen seinen Büchern lebte,

in dem kleinen, alten Häuschen, das er nur verließ, wenn ihn sein Lehramt zur Universität rief.

So lange Regine zurückzudenken vermochte, hatten sie hier gehaust, der Vater, eine alte Haushälterin und sie selbst, ein schmächtiges Kind, das gleich nach seiner Geburt die Mutter verloren.

Dennoch hatte es Regine nicht an Liebe gefehlt. Die alte, sonst so barsche Marie verhätschelte und verzog sie, wo sie nur konnte, und der Vater — Wenn sie leisen Schrittes, um ihn nicht zu stören, in sein Arbeitszimmer trat, um ihm die Lampe zu bringen oder das Frühstück auf das Tischchen neben seinem Studierstuhl zu stellen, sah sie jedesmal, wie ein heller Schein der Freude über sein sanftes, stilles Gesicht ging. Nie vergaß er, ihr Liebes zu erweisen; sei es, daß er ihr ein neues Buch mitbrachte, sei es, daß er ihr im Vorübergehen zärtlich über das junge Gesicht strich.

Das kleine Haus und der Garten, in dem es lag, waren damals Reginens ganze Welt gewesen; dieser Garten, den der Vater selbst pflegte, inmitten des Stadtgetriebes ein lauschiger Winkel, angefüllt mit blühenden Rosen.

Aber sie wußte, daß es jenseits der dichten Dornenhecken noch eine andere Welt gab, eine Welt voll heißen, wirbelnden, märchenhaften Lebens, eine Welt voll fremder Leidenschaften, voll Haß und Liebe.

Wenn das Kind abends vor dem Einschlafen im leichten Röckchen noch einmal an das geöffnete Fenster huschte, wenn der Mond die fernen, dunklen Türme der Stadt wie mit fließendem Silber umzog, wenn der weiche Rosenduft aus dem Garten zu ihr emporstieg und die Blätter im leichten Winde leise raschelten und seltsame Zwiesprache miteinander zu halten schienen — dann fühlte Regine, wie ein dunkles, unnennbares Sehnen ihr die junge Brust schwellte. Ein leichter, feiner Schauer lief ihr dann wohl durch die bebenden

Glieder, und in einer süßen Empfindung errötend, löschte sie das Licht, um ihr Lager aufzusuchen.

Aber lange lag sie dann noch schlaflos, mit weitgeöffneten Augen. Das alte Märchen kam ihr in den Sinn, das Märchen vom deutschen Dornröschen, das in einem verzauberten Schlosse hundert Jahre lang schlief, bis der Prinz kam, es durch einen Kuß zu erlösen.

Der Prinz — —

Wie Regine ihn sich vorstellte! Und wie er ihr zulächelte!

Und dieses zärtliche, zauberische Lächeln nahm sie mit hinüber in ihren Schlummer. — —

Seltsamerweise war Ernst Hartwig später der einzige Mensch, an dem sie dieses geträumte Lächeln in Wirklichkeit sah. Und der stille, bescheidene, wenn auch stattliche junge Student hatte doch so wenig von einem Prinzen an sich. Er kam öfter zu Reginens Vater, seitdem dieser sich, durch sein fortschreitendes Leiden gezwungen, fast ganz von der öffentlichen Lehrthätigkeit zurückgezogen hatte. Nur für einige bevorzugte Schüler hielt er noch kleine Vorträge in seinem dämmerigen Arbeitszimmer, das er nun fast gar nicht mehr verließ.

Hier war es, daß Regine Ernst Hartwig zum ersten Male sah.

Ein Anfall seiner Krankheit hatte den Vater plötzlich aufs Lager geworfen, ehe er seine Vorlesung hatte absagen lassen können. So war Regine die Aufgabe zu teil geworden, seine eintreffenden Schüler zu benachrichtigen.

Noch erregt von dem gehabten Schrecken, hatte sie es in verwirrten, fast zusammenhanglosen Worten gethan. Auf aller Gesichtern hatte sie tiefe Teilnahme gelesen, nur einer hatte gelächelt — Ernst Hartwig.

Aber dieses Lächeln hatte sie nicht verletzt. Es schien ihr mehr Mitgefühl daraus zu sprechen, als aus dem Ernst

der anderen. Es war ihr, als griffe aus ihm etwas Weiches, Tröstendes zu ihr herüber, und gleichzeitig etwas Großes, Erhabenes. Wie das Leidenslächeln einer anderen, fremden Welt war's, in der es größere Schmerzen und schwerere Trübsal zu ertragen gab. Und wiederum sprach es ihr Mut ein, jenen größten Mut der Menschheit, dessen Stärke die Geduld ist.

Und das Opfer.

Der Arzt hatte es Regine gesagt, daß das Leben des Vaters dem Erlöschen zuneigte. Ein inneres Gefühl sagte ihr, daß er die Wahrheit gesprochen. Das jähe Wort hatte ihr alle Fassung geraubt. In dunkelste, trübste Nacht getaucht ließ es die Zukunft vor ihr erstehen — —

In diese Nacht drang das Lächeln des jungen, schlichten Studenten wie der schwache Strahl eines fernen Lichtes — —

„Zum Leiden bist du geboren!“ schien es zu sagen. „Darum, du armes, verschüchtertes Kind, lerne das Leid ertragen!“ — —

Seitdem träumte Regine nicht mehr. Jener verworrene Märchentraum ihrer ersten Mädchenjahre zerflatterte in dem grellen Sonnenlichte der hereindringenden Wirklichkeit wie leichter, luftiger Morgennebel.

Nur eine Spur hinterläßt er: den glitzernden Tautropfen im Kelch der Blume — eine einsame Thräne — —

Nachdem etwas wie Besserung im Leiden des Vaters eingetreten war, nahm er seine Vorlesungen wieder auf. Seitdem sahen Regine und Hartwig sich öfter.

Es war, als könne der Kranke sein Kind gar nicht oft genug um sich haben. Vom frühen Morgen bis zum Anbruch der Nacht, der eine Wärterin ins Haus führte, gehörte Reginens Leben nun ihm. Er studierte fast gar nicht mehr. Die wissenschaftliche Arbeit, die während der letzten Jahre seine Lieblingsbeschäftigung gewesen war, ruhte vergessen in irgend einem Winkel seines Bücherzimmers. Seine

ganze Zeit widmete er Regine. Mit allen Fiebern seines allmählich entweichenden Lebens schien er sich an die frische, kräftige Jugend zu klammern, die da neben ihm emporblühte.

So mußte Regine auch an seinen Vorlesungen teilnehmen, die er vielleicht nur deshalb beibehielt, weil sie ihn in Berührung mit den jungen Männern der Zeit brachten, dieser Zeit, mit der er sonst alle Fühlung längst verloren hatte. War dann dem trockenen Unterrichtsstoffe sein Recht geschehen, so blieb wohl noch ein kleiner Kreis der Schüler auf seine Bitte um ihren Lehrer versammelt. Bei einem schlichten Imbiß und einem Glase Wein entspann sich gewöhnlich eine lebhafte Unterhaltung über die brennenden Fragen des Tages, bei der die Jugend das frische, vorwärts stürmende Element bildete, während der Lehrer an der Hand seines reichen historischen Wissens hier untergelaufene Irrtümer berichtigte, dort ähnliche Fragen und ihre Lösung aus der Vergangenheit mitteilte.

Ein fremder, unruhiger Geist schien über ihn gekommen. Wie ein Zug von Sorge grub es sich oft um seine Lippen, von Sorge um Reginens Zukunft. Er wußte, daß er sie nicht miterleben würde, aber er wollte sich wenigstens ein Bild von ihr machen, wie sie sich möglicherweise gestalten konnte.

Wenn er von Regine ging, war sie allein — —

Regine saß dann auf ihrem gewohnten Platze in der breiten Fensternische, dem langen, mit grünem Tuch überzogenen Tische gegenüber, an dem die Männer sprachen. Oft ruhte die Handarbeit, mit der sie sich beschäftigte, während sie aus den Worten, die zu ihr herüber tönten, das Leben in sich aufnahm, jenes Leben, von dem sie einst geträumt, nach dem sie sich gesehnt hatte, seit sie zu denken vermochte — —

Und während sie zuhörte, ruhten ihre Augen wie ge-

bannt auf Hartwigs ernstem Gesichte. Er, der sonst so Schüchterne, war meist der Sprecher der jungen Leute, und er wußte gegen die Einwände des Alten die Sache der Jugend mit Feuer und Begeisterung zu führen. Zweifelte gar Reginens Vater unter Hinweis auf die Jahrhunderte lange Zwietracht der deutschen Stämme an einer jemals möglichen Vereinigung zu dem erträumten Gesamtreiche, so kam in Hartwigs Augen wohl ein Feuer heiligen Zornes, das seinem eben noch so ruhigen Gesichte etwas Kraftstrotzendes, fast Gewaltiges verlieh, und seine Stimme klang laut und markig.

Auch Reginens Augen brannten dann, und ihre Hände ballten sich — —

Ein leises, schmerzliches Lächeln aber spielte um die Lippen des sie verstohlen beobachtenden Vaters, und tiefer grub sich die Sorgenfalte.

Aus den Worten der Jugend um ihn her brauste es wie Sturm und Drang und Kampf. Würde auch Reginens Zukunft Kampf sein? — —

Eines Tages tauchte in dem kleinen Kreise ein neues Gesicht auf; Ernst Hartwig führte den jungen Freiherrn von Nottorp ein. Sein Name war bereits vorher zuweilen in der Unterhaltung gefallen. Sein Vater war als einer der unbeugsamsten Gegner des Feindes genannt worden, der Sohn selbst nahm unter der Studentenschaft der Universität eine führende Rolle ein. Auf ihn war die Gründung des akademischen Turnvereins zurückzuführen, auf ihn die fast militärische Disziplin, die sich bei der sonst allem Zwange abholden Jugend herausgebildet hatte.

Als er zum erstenmal vor Regine stand, erschrak sie fast. Seine Stimme klang durch die gewohnte Stille des Zimmers seltsam laut und gebieterisch, und aus seinen blauen Augen strahlte ein fast versengendes Feuer. Neben seiner hohen Gestalt aber erschienen die übrigen beinahe wie Knaben.

Und etwas wie eine gewaltige Kraft schien von ihm auszugehen, die ihm alles widerstandslos unterwarf.

Er sprach wenig, aber was er sagte, war jedesmal wie eine Entscheidung. Und dieselben jungen Männer, die vordem ein jeder seine eigene, besondere Meinung hartnäckig, oft sogar eigensinnig gegen den andern verfochten hatten, ordneten sich dieser Entscheidung willig unter. Selbst der Vater gab die meisten seiner grüblerischen Einwände auf und stimmte voll feuriger, seinem Alter seltsam stehender Begeisterung Karl von Nottorp zu, wenn dieser, der langen Reden müde, zu Thaten aufforderte.

In den Augen des alten Mannes glänzte dann ein heller Schein, seine vornüber gebeugte Gestalt suchte sich straff aufzurichten, und etwas wie die Röte einer späten Jugend stieg in sein leidmüdes, verblaßtes Gesicht.

Karl von Nottorp war sonst wortkarg. Aber aus seinen kurzen Worten klang ein Ton, wie aus der Tiefe des Herzens heraufquellend, ein Ruf, der alles mit sich fortriß.

„Das ist ein starker Geist!" sagte der Vater, als er am Abend dieses Tages von Regine Abschied nahm. „Er ist aus dem Holze gemacht, aus dem die Geschichte ihre großen Helden oder ihre großen Märtyrer schnitzt!"

Mit leisem Forschen suchte dabei sein Auge das ihre. Aber scheu wich sie dem Blicke aus, wie eine Schuldbeladene, und wich längerer Zwiesprache mit ungewohnter Eile aus.

Sie war in innerster Seele verwirrt. Sie, die in der Stille und Einsamkeit ihres Daseins gelernt hatte, sich selbst über jeden neuen Eindruck, den sie empfangen, genaue Rechenschaft abzulegen, vermochte das diesmal nicht. Jene tönende Stimme ließ sie nicht zum Nachdenken kommen, sie klang in ihr fort und versetzte ihr Herz in zitternde Schwingungen.

Und tagelang nachher noch sah sie den ernsten Blick zweier blauer Augen, aus dem sieghafter Lebensmut und

thatheischender Befehl sprachen. Augen, die nicht baten, sondern eher drohten —

Karl von Nottorp hatte goldfarbene Locken, die wie kleine, schillernde Schlangen seine Schläfen umgaben. Wenn ein Lichtstrahl darauf fiel, leuchteten sie hell auf und umgaben das kraftvolle Haupt wie eine Sonne.

So mußte einst der deutsche Siegfried ausgesehen haben, da er im grünen Wald das Schwert schmiedete — — —

Was nun folgte, hüllte sich für Regine wie in den Nebelschleier eines einzigen, langen Traumes.

Das nur wußte sie klar, daß Karl von Nottorp nun oft kam. Sie ahnte es, daß er ihretwegen kam. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, aber die Kraft, die sie zu ihm hinzog, war stärker, als ihr Wille.

Bald zählte sie die Stunden, die er fern von ihr war. Nahte die Zeit seines Kommens, so überfiel sie eine verzehrende Aufregung, die sie ruhelos hin und her trieb. Und hörte sie dann seinen Schritt auf dem steinbelegten Boden des Hausflurs hallen, so durchrieselte etwas wie Schreck und Freude zugleich ihre Glieder. Sie wollte ihm entgegen eilen und vermochte es doch nicht. Wie gelähmt blieb sie an ihrem Platze sitzen und erwiderte mit ein paar mühsam herausgepreßten Worten seinen Gruß. Und der Traum senkte sich mit seinen weichen, schmiegsamen Fesseln auf sie herab.

Nottorps Nähe machte Regine willenlos.

Dennoch tauchte Hartwigs ernstes, trauriges Antlitz immer noch in dem Wirrwarr ihres inneren Lebens auf. Immer war sie sich bewußt, daß Hartwig da war, daß er sie liebte.

Aber während sie an Hartwig dachte, träumte sie von Nottorp — — —

Selbst der Tod des Vaters zerriß nur für einen Augenblick die Wolkenschleier, die Regine umgaben. Der Lehrer

starb plötzlich inmitten seiner Schüler. An dem Abend war's, da man ihm den Aufruf des Königs: „An mein Volk!" in sein stilles Arbeitszimmer gebracht hatte.

Seltsam hatte ihn das bedeutungsvolle Schriftstück erregt. Wie etwas Unfaßbares, für unmöglich Gehaltenes hatte er es immer und immer wieder gelesen. Und dann war es in begeisterter Rede von seinen Lippen geflossen, das heimliche Träumen und Fühlen, das er bis dahin als unerfüllbar ängstlich in seinem Innern verschlossen gehalten hatte, die Wiedergeburt des Reiches durch das Volk.

Hand in Hand, in stillschweigender Uebereinkunft hatten Fürst und Volk die schwere Frage von Recht und Pflicht gelöst. Das gesamte deutsche Volk würde Hüter und Wahrer des Reiches werden! Ein Volk, Ein Reich! — —

Es war das letzte Wort, das Reginens Vater sprach. Leuchtenden Auges sprach er es und schleuderte dabei das alte, in Schweinsleder gebundene Buch, das er in der erhobenen Hand hielt, weit von sich, daß es zerflatternd über den Fußboden flog — des römischen Imperators Justinian berühmtes Buch über das römische Recht, das bisher des deutschen Volkes oberster Richter gewesen — — —

Dann — mit einem tiefen Aufseufzen — sank Professor Asmus in seinem Stuhl zurück.

Als Regine zu ihm hin eilte, war er bereits verschieden.

Die Freude hatte ihn getötet. Und die Freude wob einen lächelnden Schein um sein stilles Gesicht.

* * *

Wie nur war es gekommen, daß in diesen Tagen des Leides und der Trauer Regine Karl von Nottorps Braut geworden?

Leise spann der Traum seine Fäden in ihr weiter.

Sie stand am offenen Grabe des Vaters; sie hörte die tröstenden Worte des Pfarrers, sah sich von einer Schar

fremder Gesichter umgeben — auf ihr lag es wie ein lähmender Druck.

O, wie hatte sie den stillen Mann da unten lieb gehabt, lieb — lieb —

Nun war er still für immer.

Niemals mehr würde sie in sein mildes Auge blicken, niemals mehr das zärtliche Lächeln um seine Lippen spielen sehen, niemals mehr den weichen Druck seiner Hand fühlen —

Allein war sie in der fremden Welt, einsam und allein —

Dennoch fand ihr Auge keine Thräne. Es war, als habe das Leid all das heiße Empfinden in ihrem Herzen zusammengedrängt, daß es fast verging unter dem gewaltigen Druck.

Als sie die Schollen dumpf in die gähnende Tiefe rollen hörte, schrie sie auf, mit einem einzigen, furchtbaren Schrei —

Eine Hand umfaßte die ihre und ein Arm stützte die Wankende — —

Aufblickend sah sie in Karl von Nottorps über sie gebeugtes Gesicht. Mit einem leisen Wimmern ließ sie den Kopf an seine Brust sinken, und für einen Augenblick kam etwas wie Ruhe über sie.

Als Nottorp es ihr zuflüsterte, daß sie nicht allein sein werde auf der Welt, daß seine Hand sie leiten und sein Arm sie stützen werde, daß er ihr Vater, Bruder und Gatte sein wolle, da nickte sie leise.

Hatte sie den warmen Druck seiner Hand erwidert? Sie wußte es nicht mehr.

Leise spann der Traum seine Fäden in ihr weiter — —

War das bleiche Gesicht da, das für einen Augenblick wie eine Vision neben dem Nottorps auftauchte, Hartwigs Gesicht? Waren das Hartwigs Augen, die so trübe und entsagungsvoll blickten?

Etwas in ihr krampfte sich zusammen und litt. Aber dann ging auch das vorüber.

* * *

Der Verkauf des geliebten, kleinen Hauses, der Abschied von der alten, weinenden Haushälterin, die Fahrt nach dem ländlichen Pfarrhause, das ihr während der folgenden, wirren Zeiten ein gastliches Heim bieten sollte, die neuen Gesichter der Verwandten, die sie dort umgaben — alles das glitt fast eindruckslos an ihr vorüber.

Immer und überall umgab sie Nottorps Fürsorge. Seine Briefe, die kleinen Geschenke, die er ihr sandte, sein Bild, das er ihr beim Scheiden gegeben — alles das hielt sein Andenken in ihr wach. Immer fühlte sie sich im Banne seiner mächtigen Persönlichkeit; die Kraft, die von ihm ausging, ließ sie nicht los.

Und als er am Vorabend seines Auszuges in den Krieg kam, um jene Frage in Gegenwart des Pfarrers, der Reginens einziger Verwandter war, zu wiederholen, jene Frage, die sie auch vor der Welt zu seiner Braut machen sollte, da gab sie ihm fast willenlos ihr Jawort.

Der Pfarrer, den ihr seltsames Wesen wohl besorgt gemacht hatte, sprach ihr eindringlich zu, daß sie in sich selbst klar und festen Willens werde — sie lächelte nur.

Mußte man ihn nicht lieben, diesen blonden Recken, der da seine ganze ritterliche Kraft, seine starke Männlichkeit huldigend vor ihr neigte?

Und Regine wiederholte das kleine Wort, das sie an jenen band — — —

Eine Woche nach Nottorps Fortgange wurde sie krank.

Ein heftiges Nervenfieber nannte der derbe Landarzt ihre Krankheit, die mit elementarer Gewalt sie überfallen hatte und sie dem Tode nahe brachte. Wochenlang befürchtete man das Schlimmste für sie und hatte bereits jede Hoffnung auf ihre Genesung aufgegeben.

Das Fieber schien sie langsam aufzuzehren.

Für Regine selbst war ihr neuer Zustand fast nichts als ein neuer Traum. Sie dachte nie an sich selbst, unaufhörlich



Eine Hand umfaßte die ihre und ein Arm stützte die Wankende . .

sprach sie mit den Gestalten, die ihr in ihren Phantasien erschienen.

Seltsamerweise war Karl von Nottorp nie unter ihnen. An seine Stelle war ein anderer getreten.

Sie nannte ihn Karl; sprach mit ihm, als mit ihrem Verlobten, dem Geliebten ihres Herzens; rief ihn mit den zärtlichsten Ausdrücken der Dankbarkeit und Liebe, der weichen, anschmiegenden Hingabe — dennoch war's nicht das Gesicht des jungen Freiherrn, das sie dabei vor sich erblickte. Ein Gesicht mit traurigen, entsagungsvollen Augen, ein blasses, schmerzerfülltes Gesicht — Ernst Hartwigs Gesicht.

Ihn liebte sie, während das Leben langsam aus ihr zu weichen schien, ihn allein. Vater und Mutter war er ihr, Bruder und Gatte.

Hatte sie das Wort ganz vergessen, jenes kleine Wort, das sie an den anderen band? — — —

Ihre junge Natur kämpfte machtvoll gegen die Krankheit, langsam wich das Fieber zurück, ihre Nerven erstarkten, und ihre Augen blickten wieder klar und ungetrübt um sich.

Der junge Frühling brachte warmen Sonnenschein, grünes Laub sproßte um die Genesende, lächelnde Blumen sandten ihren Duft zu ihr empor, über ihr trillerte die Lerche. — —

In Regine kam allmählich eine wundervolle Klarheit. Ihr ganzes Leben lag vor ihr, wie ein aufgeschlagenes Buch, in dem sie blätterte.

Ihr war's, als sei es nicht das eigene, sondern ein fremdes Leben, das sie da vor sich sah und dessen Geschichte sie zu verstehen glaubte.

Nottorps Gestalt hatte auch jetzt noch nicht ihren märchenhaften Glanz für sie verloren, machtvoll strahlte ihr seine Persönlichkeit noch immer entgegen.

Aber dieser Glanz verwirrte sie nicht mehr, machte sie nicht mehr willenlos. Sie glaubte es nun zu wissen, was sie an ihm liebte.

Das Ideal war's des deutschen Mannes, der berufen erschien, dem Jahrhunderte langen Traum des Volkes feste Gestalt zu verleihen, das Ideal des deutschen Befreiers vom Joche des Fremden; jenes Ideal, dessen Traumbild der Vater während eines ganzen Menschenlebens in seinem Herzen verschlossen getragen, und das er auf sein Kind vererbt.

In Karl von Nottorp hatte sie das Unfaßbare, Unerreichbare geliebt; seine Hand als die ihres Gatten zu fassen, erschien ihr schreckhaft, unmöglich.

Hoch über ihr stand er, so hoch, daß nicht einmal der Wunsch des Besitzes in ihr Herz kam.

Während Hartwig —

Ihn verstand sie. Sein schlichtes Fühlen und Denken war dem ihren verwandt. Während Karl von Nottorp sie mit sich fort in schwindelnde Höhen riß, in die sie ihm nur mit geschlossenen Augen und fieberhaft klopfenden Pulsen zu folgen vermocht hätte, wandelte sie mit Hartwig Hand in Hand über die blühende Erde, auf der ihr Fuß festen Grund zum Schreiten fand, auf der ihr alles bekannt und vertraut war, und wo kein Schreckbild des jähen Sturzes ihr den ruhigen Gleichmut der Seele störte.

Zu Karl von Nottorp sah sie empor, Ernst Hartwig liebte sie.

Das war's, was Regine jetzt wußte — — —

Damals faßte sie den Entschluß, das Band, das sie an jenen knüpfte, zu lösen.

Wahrheit war sie sich selbst schuldig, Wahrheit noch mehr ihm, der selbst ein Abbild reiner, fester Wahrheit war.

Deshalb war sie auf die Nachricht von seiner Rückkehr aus dem Kriege in seine Heimat geeilt. Nicht dem ge=

schriebenen Worte, das so kalt war und so ausdruckslos, wollte sie ihre heilige Pflicht anvertrauen; Auge in Auge mußte sie ihm gegenüber treten, zu ihm reden, Mensch zu Mensch — —

Aber da sie ihn sah, da sie sein machtvolles Auge wieder auf ihr ruhen fühlte — —

Wollte er zurückkehren, jener alte Traum, den sie längst ausgeträumt geglaubt?

Wenn sie ihm jetzt die Wahrheit sagte — — das, was sie für die Wahrheit hielt — —

* * *

Angstvoll forschend sah sie zu ihm auf.

Sie waren auf den Marktplatz der Stadt gekommen, an dem das Pfarrhaus lag. Eingerahmt von hohen, düsteren Gebäuden, die das Mittelalter geschaffen, lag er da, ein unregelmäßiges Viereck, aus dessen Mitte der altertümliche Stadtbrunnen mit dem Standbild des Apostels Petrus emporragte. Aus den vier Enden der kreuzweise in seiner Hand übereinander gelegten Himmelsschlüssel plätscherten leise silberne Wasserstrahlen in das weite Granitbecken hernieder. Am Sockel aber zu seinen Füßen stand in goldenen Lettern der Bibelspruch eingegraben: „Ich bin die Wahrheit und das Leben!“

Die Wahrheit —

Im Osten ragte der Bilstein über der Stadt empor, rauh, steil, senkrecht; fast wie eine Drohung. Auf ihm Haus Nottorp mit grauen Mauern und Zinnen. Düster hob sich vom Nachthimmel der hohe Turm aus unbehauenen Felsblöcken ab, den einst der Ahnherr des Geschlechtes errichtet.

Ein schwaches Licht zitterte von dort herüber durch die Nacht; jenes Licht, das in diesem Augenblicke auch Amtmann Dreßler sah.

Karl von Nottorp deutete zu dem Lichte empor.

„Haus Nottorp!“ wiederholte er das stolze Wort des Ahnen. „Eine Zuflucht dem Volke!“ — — —

Wenn sie es ihm jetzt sagte — —

Aber der weite, schneebedeckte Platz, das große, feierliche Schweigen rings umher lastete auf Regine. Hier würde sie das schwere Wort nicht über die Lippen bringen.

Hastig wandte sie sich dem Pfarrhause zu und stieg die schmale Holztreppe zu dem kleinen Stübchen empor, das sie bewohnte. Rittmeister von Nottorp folgte.

Oben im Zimmer ging Regine unruhig hin und her. Etwas wie Furcht sprach aus ihrem blassen Gesichte. Mit leisem Rascheln strich ihr dunkles Kleid über den Boden.

Karl von Nottorp betrachtete Regine mit innigem Entzücken. Langsam ging er auf sie zu, sie in seine Arme zu schließen.

Wie willenlos ließ sie es geschehen. Aber da er sich über sie herabbeugte, sie zu küssen, bebte sie angstvoll zurück.

„Nicht!“ stammelte sie. „Ich bitte dich, nicht!“

Betroffen ließ er sie. Eine Ahnung stieg in ihm auf, ein banger Zweifel.

„Fürchtest du dich vor mir, Regine?“

Sie antwortete nicht. Sie stand blaß und starrte ihn an. Ihre bleichen Lippen murmelten —

Dann preßte sie die Hand wider die Stirn, als wollte sie ihr pochendes Blut zurückdrängen.

Liebte sie ihn dennoch?

War das, was in ihr gegen ihn und für Hartwig sprach, vielleicht nur eine Täuschung, eine Wahnvorstellung ihrer grübelnden Seele?

Aber während sie noch grübelte, kam das Wort schon über ihre Lippen.

Sie wußte es selbst nicht, was sie sagte. Dumpf hörte sie den Klang der eigenen Stimme wie aus weiter Ferne. Als spräche sie nicht selbst, als spräche eine andere, Fremde.

Und so sagte sie ihm alles. Oft waren ihre Worte wirr, zusammenhanglos, wenn sie an die Schilderung der Wandlungen in ihr kam.

Nur das Eine wußte sie: so, wie es jetzt mit ihr stand, konnte sie Karl von Nottorps Weib nicht werden! So nicht!

Das war es auch, was er aus ihrem wirren Stammeln heraushörte.

„Du liebst mich nicht!“ schrie er auf. „Nicht wahr, das willst du sagen, Regine? — Du liebst mich nicht!“

Regine saß in sich zusammengesunken, kraftlos zurückgelehnt. Ihre Augen schlossen sich wie müde.

„Ich weiß es nicht!“ sagte sie tonlos. — — —

Graues, gedämpftes Licht fiel vom Fenster herein und lag wie zerstreut im Zimmer umher. Schatten schlangen sich dazwischen, ballten sich zusammen in den Ecken.

Um Karl von Nottorp drehte sich alles wie in irren Kreisen. Nur eine dumpfe, ohnmächtige Scham bäumte sich in ihm empor, wurde aber völlig begraben von den niederbrechenden Sturzwellen seiner heftigen Gemütserschütterung.

Nach Atem ringend ging er zum Fenster und riß es auf. Kühl und wohlthuend drang der Frost des Winterabends herein. Und die Ruhe.

Alles atmete draußen eine große, fast feierliche Ruhe. Nur der Marktbrunnen plätscherte leise.

Langsam kehrte diese Ruhe auch in Karl von Nottorps Herz ein. Er wandte sich um und sah zu Regine hinüber.

Wie sie so dasaß in ihrem Schmerz, fühlte er doppelt schwer, was er verlieren sollte. Was er nur je für sie empfunden hatte, schwoll in ihm empor. Er liebte sie mit seiner ganzen ungestümen Leidenschaft.

Und gerade jetzt sollte er verzichten, mußte er entsagen! Das dünkte ihn unmenschlich hart und grausam.

Dennoch war kein Groll, kein Zorn gegen Regine in ihm. Ihre edle, zarte Gestalt, ihr zartes, blasses Gesicht,

ihre großen, müde blickenden Augen — der ganze wunderbare, jungfräuliche Liebreiz ihres Wesens entwaffneten ihn.

Und wie ihre Schönheit war ihre Seele, einfach und wahr. Nicht der leiseste Schatten einer Lüge war in ihr. Sie ging von ihm, weil sie fühlte, daß sie ihn nicht so liebte, wie es ihre Pflicht als sein Weib sein würde.

Eine andere hätte vielleicht geheuchelt, hätte ihm um seines Reichtums, um seiner Stellung willen vielleicht Liebe gelogen; sie aber — einsam war sie in der Welt, wenn sie sich von ihm löste.

Dennoch that sie es. Ohne Rücksicht auf sich selbst gehorchte sie der Wahrheit, die in ihr sprach, gehorchte dem, was sie für Wahrheit hielt — —

Sie war stark. Mit Staunen und Bewunderung sah er es. Welch eine kraftvolle, nie versagende Stütze hätte er an ihr gehabt in dem harten, ringenden Leben, dem er entgegenging!

Nun erst kam es ihm mit greller Klarheit zum Bewußtsein, was er hingab.

Einsam würde Haus Nottorp sein, einsam bleiben. Niemals würde der leichte Schritt einer geliebten Frau durch die weiten, düsteren Räume dahingleiten, niemals eine weiche, vertraute Hand dem Kämpfenden den Schweiß von der Stirn wischen —

Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Er fühlte, wie ein stechender Schmerz sein Gesicht verzerrte. Um es nicht zu zeigen, wandte er sich zur Thür, um zu gehen.

Und der Gedanke an die Arbeit der Zukunft gab ihm seine Kraft zurück, an die Arbeit, die seinem Volke galt. Wohl wäre es schön gewesen, zu dieser Arbeit hinauszuziehen, Hand in Hand mit einer geliebten Frau, die desselben Geistes voll war, wie er — Aber was galt das Glück des Einzelnen gegenüber dem Wohle der Gesamtheit?!

Er stand schon an der Thür. Noch einmal hielt er flüchtig inne, wie in kurzem Kampf. Dann ging er, mit einer Handbewegung, als lasse er das Ersehnte, das Liebste weit hinter sich —

Wozu noch der Worte! Ließ Liebe sich erzwingen?



Er stand schon an der Thür. Noch einmal hielt er flüchtig inne, wie in kurzem Kampf.

„Lebe wohl!" — Hinter ihm schloß sich die Thür.

* * *

Er war gegangen.

Nach einer Weile tönte Schlittengeläute vom Markte herauf und verhallte in der Ferne.

Der Schlitten war's, der Karl von Nottorp in sein Erbe führte. — Dann war alles wieder still.

Nur das monotone Plätschern des Brunnens drang herein. Vom offenen Fenster her wehte ein kalter Lufthauch zu Regine herüber und machte sie frösteln.

Sie saß noch, wie da er gegangen; die Hände müde im Schoß gefaltet, das Gesicht wie erstarrt nach der Thür gerichtet.

Er war gegangen. —

Eine jähe Sehnsucht kam über sie, seine Stimme noch

einmal zu hören, noch einmal in sein blasses, männliches Gesicht zu sehen, in seine machtvollen, bezwingenden Augen —

Und Regine brach in ein krampfhaftes, schluchzendes Weinen aus.

Draußen plätscherte leise der Brunnen, und vom Bilstein schaute Haus Nottorp düster und schwer auf die Stadt herab.

Das grüßende Licht im Turm da oben — es leuchtete nun nicht mehr.

V.

Langsam drehte sich das große, eiserne Eingangsthor in seinen Angeln, der Schlitten glitt über die Zugbrücke hinweg in den schneebedeckten Hof und hielt vor der Rampe von Haus Nottorp.

Zwei Diener standen wartend auf der Freitreppe, während ein dritter lässigen Schrittes herankam.

„Herr von Nottorp?“ fragte er in einem fremd klingenden Dialekt. „Der gnädige Herr erwarten den Herrn Baron in seinem Zimmer!“

Mit flüchtiger Handbewegung deutete er auf die geöffnete Hausthür.

Karl von Nottorp kannte den Diener nicht. Auch die beiden anderen, die ihm mit Windlichtern voranschritten, sprachen eine fremde Mundart.

Ein Gefühl leichten Unbehagens beschlich ihn. Die Herren von Nottorp hatten ihre Dienerschaft von jeher nur aus den Leuten ihrer eigenen Güter gewählt.

Sein Unbehagen steigerte sich, da er in das Haus trat. Er hatte erwartet, in die große Vorhalle zu kommen, mit ihren blankschimmernden, sandbestreuten, mächtigen Steinplatten und dem alten, von Generationen gesammelten Jagdschmuck an den geweißten Wänden einst der Sammelplatz der

Hausgenossen. Hier hatte die lange, weißgescheuerte Eichentafel gestanden, die Herren und Dienern nach alter Sitte gleicherweise gastlichen Sitz gewährt, hier hatte Karl von Rottorps Mutter ihres Amtes als Hausfrau gewaltet.

Eine strenge, achtunggebietende Erscheinung war sie gewesen, als Herrin straffen Gehorsam verlangend, dennoch eine teilnehmende Trösterin und Helferin für alle, die Hilfe erbittend sich ihr nahten.

Früh war sie dahingegangen, die Teuere, Unvergeßliche. Wie der Königin Luise hatte auch ihr die Schmach um den Untergang des Vaterlandes das Herz gebrochen, diese Schmach, an der auch der Gatte sich verzehrte.

Beiden war es nicht beschieden, nun auch die Zeit der Befreiung zu schauen — — —

Aber jener weite, in geheimnisvolles Halbdunkel getauchte Vorsaal, einst der Tummelplatz von Karl von Rottorps kindlichen Spielen, war nicht mehr. Statt seiner eine schmale Holzdiele. Zwischen tapetenbekleideten Wänden, an denen ein paar gleichgültige Landschaftsbilder hingen, sich hindurchziehend, mündete sie in eine ungastlich enge Treppe, die zum oberen Hause hinaufführte.

Während Rittmeister von Rottorp dem Diener hinauffolgte, legte sich etwas auf ihn, wie ein dumpfer Druck. Ein leises, unwillkürlich in ihm aufsteigendes Mißtrauen, seiner offenen, geraden Natur sonst fremd, beschlich ihn.

War's nur Zufall, daß Amtmann Dreßler den angestammten Herrn nicht empfangen hatte, wie es sich dem Untergebenen ziemte? War die Krankheit, von der der Landrat gesprochen, nur vorgeschoben, um etwas Lästigem, Demütigendem zu entgehen? Kam der Erbe des Geschlechts nicht fast wie ein Gast in ein fremdes Haus?

Er verstand nun die Gerüchte, die aus der Heimat zu ihm gedrungen waren, nach denen Amtmann Dreßler auf Haus Rottorp schaltete und waltete wie der Herr. Ein

fremder, rechnerischer Geist machte sich in allem, was er hier sah, geltend, ein Geist, der dem Vergangenen teilnahmlos gegenüber stand und der die Gegenwart nur nach dem Nutzen zu schätzen schien, die sie ihm brachte.

Nichts mehr erinnerte an den großen, freien Stil, in dem Haus Nottorp von seinen Erbauern errichtet worden war; verschwunden schien der Hauch von alter Poesie, der einst diese ehrwürdigen Mauern durchweht hatte.

Karl von Nottorp betrat das Haus seiner Väter wie ein Fremder, und fremd schaute ihn das Haus an — — —

Im Oberstock öffnete der Diener eine hohe, schwere Eichenthür. Und da Karl von Nottorp eintrat, umfing ihn zum ersten Male etwas wie ein Gefühl des Heimischseins.

Es war das Arbeitszimmer seines Vaters.

Hier war im Gegensatz zu den unteren Räumen des Hauses nichts verändert. Da das hohe Mahagoni-Schreibpult des Heimgegangenen zwischen den beiden tiefnischigen Fenstern, durch die der Blick weit über die Lande schweifte; dort über dem breiten, bequemen Ledersofa das Bild der Mutter aus ihrer Brautzeit; ringsum an den Wänden eine Fülle von Hirschgeweihen und Rehgehörnen — Jagdbeute des leidenschaftlichen Weidmannes. Da auch, durch Eisenklammern an die Mauer geschmiedet, die massive Eisentruhe, in der die Nottorps ihre Familienpapiere verwahrten.

Ein warmes Licht leuchtete in den Augen des Heimgekehrten auf, da sie den vertrauten Raum wie grüßend durchflogen. Seine Brust weitete sich in tiefen Atemzügen, sein Haupt reckte sich empor.

Schweres hatte sich heute auf dieses Haupt herniedergesenkt, noch zitterte in seinem Herzen der heiße Schmerz um Regine, und ewig würde die Wunde dort bluten, die ihm die zarte Mädchenhand geschlagen — dennoch war nichts von Zagen, von unthätigem Grübeln in ihm.

Furchtlos und treu — der Wahlspruch des Geschlechts war auch der seine.

An dem langen Tische, der die Mitte des Raumes einnahm, saß Amtmann Dreßler. Beim Eintritte des jungen Mannes hatte er Miene gemacht, sich zu erheben. Aber mit einem Aechzen hatte er seine riesenhafte Gestalt in die Decken und Kissen seines Lehnstuhles zurücksinken lassen. Sein Gesicht war wie von heftigem Schmerze verzerrt.

Nun, da Karl von Nottorp sich zu ihm wandte, streckte er mit einer etwas theatralischen Bewegung ihm beide Hände entgegen.

„Willkommen in der Heimat!“ rief er übermäßig laut, während ein seltsam musternder Blick unter seinen buschigen Augenbrauen hervorzuckte. „Die Freude, daß ich den Sohn meines alten, lieben Herrn wiedersehe! Hätt's nicht geglaubt! Man wird alt, und —“ Er brach jäh ab und fuhr sich mit beiden Händen an das rechte Bein, das mit Binden dick umschnürt war. Ein Aechzen des Schmerzes kam von seinen Lippen. „Die Gicht, die vermaledeite Gicht plagt mich wieder! Wenn Sie's nicht gewesen wären, hätten mich keine zehn Pferde aus dem Bette gebracht! Franz, mach' du dem Herrn Baron die Honneurs!“

Der Landrat, der abseits im Halbdunkel eines Mauervorsprunges gestanden hatte, kam hervor und begrüßte den Gast. Karl von Nottorp berührte die ihm entgegengestreckte Hand nur flüchtig, eine hagere, kühle Hand, die in der seinen zuckte. Und unwillkürlich nahm sein Gesicht einen hochmütigen, fast abweisenden Ausdruck an.

Zu lebhaft stand's noch in seiner Erinnerung, daß der Landrat dem Feinde mit demselben Eifer gedient hatte, den man ihm jetzt im Dienste der angestammten Regierung nachrühmte.

Das blasse Gesicht des Mannes färbte sich für einen Augenblick mit einer dunklen Röte, und seine Lippen preßten

sich aufeinander. Mit einer kurzen Handbewegung lud er zum Sitzen ein.

Ein drückendes Schweigen herrschte eine Zeitlang zwischen den Dreien. Karl von Nottorp saß vornübergebeugt, seinen Gedanken nachhängend. Eine schwüle Spannung hatte sich seiner bemächtigt, fast etwas wie ein Bangen. Das dunkle Rätsel, das der gewaltsame Tod des Vaters für ihn immer noch bildete, das seltsame Verhalten des Amtmanns während dieser Jahre der Trennung, das eigene Schicksal, wie es für seine Zukunft bestimmend sein mußte — alles das würde sich ihm in dieser Stunde enthüllen.

Der Landrat war in die Mauernische zurückgetreten; seine hagere Gestalt stand dort wie ein Schatten.

Amtmann Dreßler lag in seinem Stuhl zurückgelehnt. Seine Augen gingen unruhig an der Decke des Zimmers umher, seine Rechte ruhte geballt auf einem Bündel Papiere, das vor ihm, im hellen Lichte der Lampe, auf dem Tische lag. Daneben ein großes Glas, gefüllt mit Rotwein, aus dem er hastig, in kurzen Pausen trank. Sein Gesicht war jetzt ebenso blaß, wie das des Sohnes; seltsam alt und verfallen erschien es in seiner gemachten Ruhe und Reglosigkeit; wie die künstliche Maske eines Schauspielers.

„Erzählen Sie mir, wie mein Vater starb!“ stieß Karl von Nottorp endlich heraus. „Verschweigen Sie mir nichts!“ Und mit einer Bewegung der Entschlossenheit setzte er hinzu: „Jeder Umstand, selbst der geringfügigste, ist mir wichtig! Ich suche den Verräter!“

Das Gesicht ihm gegenüber bewegte sich nicht. Nur noch grauer und verfallener erschien es, als zuvor; und müder. Aber die Hand auf dem Papierbündel zitterte leise.

Diese Hand — unwillkürlich starrte Karl von Nottorp auf sie hin. Eine große, derbe Hand, die wohl mit eisernem Griffe festhielt, was sie einmal erfaßt. Was sich ihr feindlich nahte, zermalmte sie.

Jetzt aber zitterte sie leise, kaum merklich.

„Den Verräter?“ wiederholte Amtmann Dreßler nach einer Pause. „Sie glauben auch an die Fabel vom Verrat?“

„Das Volk spricht laut davon!“

„Das Volk! — Unvorsichtigkeit, Leichtsinn, Vertrauensseligkeit war's von Ihrem Vater, sonst nichts! Hier, unmittelbar unter den Augen des Feindes, hielt er Versammlungen ab, schmuggelte Waffen ein, unterhielt ständige Verbindung mit den Führern des Tugendbundes draußen. Wie oft hab' ich ihn gewarnt, zur Vorsicht gemahnt! Es half nichts. Ein paar Tage hielt er sich dann wohl mehr zurück, kam dann aber der Zorn wieder über ihn, so war alles vergessen!“

Karl von Nottorp blickte finster.

„Sie behaupten, mein Vater habe seinen Untergang selbst verschuldet?“

Amtmann Dreßler lachte rauh auf.

„Ich? Ich behaupte nichts! Aber — wir leben nicht mehr in Zeiten, wo man einen Mann spurlos und klanglos verschwinden lassen konnte! Noch dazu einen Mann, wie den alten Herrn, der an der Spitze einer ganzen Landschaft stand, auf den der Feind mit Mißtrauen, der Freund voll Hoffnung und Zuversicht blickte. Seine Offenheit war sein Unglück; sein Ungestüm gab dem Gegner selbst die Waffen in die Hand! Um ihn zu verderben, dazu war kein Verrat nötig. Ein ganzes Netz von Spionen hatte der Franzose um ihn gezogen; kein Beamter, kein Offizier kam hierher ohne den Befehl, ihn zu überwachen, über ihn zu berichten. Jeder seiner Schritte wurde belauert, gedeutet!“

„Und wer war der Leiter dieser Ueberwachung?“ warf Karl von Nottorp ein mit einem scharfen Blicke nach der Mauernische hinüber. „Der Präfekt Dreßler!“

Der Schatten dort stand regungslos wie zuvor.

„Ich that meine Pflicht!“ kam es dumpf herüber. „Wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären, Sie hätten nicht anders gehandelt!“

„Glauben Sie, Herr Landrat?“ gab Karl von Nottorp schneidend zurück. „Nun — ich wäre nicht an Ihrer Stelle gewesen!“



Seine Rechte ruhte geballt auf einem Bündel Papiere ...

„Herr Rittmeister!“

Bleich war der Landrat hervorgestürzt. Seine Hand hatte sich erhoben.

Karl von Nottorp war langsam aufgestanden. Ruhig blickte er jenem entgegen, voll offener Verachtung. So standen sich die beiden Männer einen Augenblick gegenüber, unfähig, ihren Haß gegeneinander zu verbergen.

Ein Haß war's, der sich schon aus der Jugendzeit herschrieb. Immer war Franz Dreßler des jungen Nottorp

heimlicher Neider und Verfolger gewesen. Ihre verschiedene Art hatte sie voneinander abgestoßen, des einen übermütige, frische Offenheit, des andern scheue Verschlossenheit.

Doch hatte niemand den Amtsmannsohn eines eigentlichen Fehls zu zeihen vermocht, bis da er in den Dienst des Erbfeindes getreten war. Auch da noch hatten ihn viele mit der Not entschuldigt und mit dem Zweifel an der Wiedergeburt des Vaterlandes. Sonst war er als ein Beamter von strenger Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit bekannt — einer jener Männer, die das Befohlene mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausführten, einerlei von wem der Befehl kam.

So hatte ihn auch die zurückgekehrte Regierung aus dem französischen Dienst übernommen. Es fehlte dem Staate an geschulten Kräften, um das Schifflein der wiedergewonnenen Provinz glücklich durch die Wirrnisse und Schwierigkeiten der Uebergangszeit zu steuern.

Aber Karl von Nottorp war keiner von denen, die sich der Not beugten oder untreu wurden, einer wägenden Rechenkunst folgend. Was er war, das war er ganz. Und das Gleiche verlangte er auch von den andern.

Fast mit einem Lächeln sah Amtmann Dreßler auf die beiden Männer. Mit einem Gefühl heimlicher Befriedigung. Da hatte Karl von Nottorp sich einen Feind gemacht . . .

Vorsichtig jedoch dachte er, einen offenen Streit zu verhüten. Kam's wegen jener halbvergessenen Geschichte wider Erwarten zu einer neuen Untersuchung, so war's immerhin gut, anscheinend in bestem Einvernehmen mit dem Sohne des Toten zu stehen.

„So geht's im Kriege!“ suchte er zu scherzen. „Den einen wirft er dahin, den andern auf die entgegengesetzte Seite. Wozu über Vergangenes sich erhitzen? — Auch darfst du das schnelle Wort nicht auf die Wage legen, Franz! Bedenke, was Herr von Nottorp verloren hat!“

Das Letzte sagte er mit seltsamem Nachdruck; es im Ungewissen lassend, was er meinte, ob den Tod des alten Freiherrn oder ...

Der Landrat schien es so aufzufassen. Unverständliches murmelnd, trat er in den Schatten der Mauer zurück.

Noch immer lastete die drückende Schwüle.

Plötzlich sah Karl von Nottorp, wie die Hand auf dem Papierbündel sich öffnete. Die Finger spreizten sich, wie um etwas Wesenloses zu fassen, und schlossen sich dann fast krampfhaft wieder. Mühsam beherrschte Ungeduld sprach aus der Bewegung.

„Wie der alte Herr starb ...“ sagte Amtmann Dreßler langsam und seine Stimme hatte einen verschleierten Klang. „Sie wollen, daß ich alte, kaum verharschte Wunden wieder aufreiße — aber Sie haben ein Recht, alles zu wissen. So sei's!“

Er lehnte sich noch weiter zurück, so daß sein eckiger Kopf fast ganz in den Kissen des Lehnstuhls verschwand. Und langsam, tropfenweise kamen die Worte von seinen Lippen, als habe er jedes einzelne erst sorgsam gewendet und gedeutet, ehe er es aussprach.

Und noch einmal erhob sich vor Karl von Nottorp aus der Vergangenheit die Not des Vaterlandes, die auch die Not seines eigenen Geschlechts geworden war. — — —

Verbannung oder Tod, Einziehung ihrer Güter war das Los derer, die sich dem Feinde widersetzten. Das auch mußte das Los des Herrn von Nottorp werden, wenn der Aufstand mißlang, den er mit seinen Getreuen plante. Um sich selbst bangte er nicht. Was galt ihm das Leben eines Unterdrückten, Geknechteten? Was die reiche Habe, wenn der Fremde darüber herrschte?

Aber der Sohn, der Erbe! Hatte der Vater ein Recht, den stolzen Besitz rücksichtslos an eine in ihrem Erfolge zweifelhafte Sache zu setzen, diesen Besitz, an dem nicht nur er selbst, an dem zahllose Generationen desselben Geschlechtes

in jahrhundertelangem Kampfe gebaut und gearbeitet hatten, der auf ihn selbst nur überkommen war, damit er ihn unversehrt und ungemindert seinem Nachfolger übergebe! Selbst in den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges, in der trübsten Zeit, die das deutsche Land gesehen, hatten die Nottorps das alte Haus ihren Erben erhalten, und nun sollte die Zukunft, eine bessere Zukunft — denn die gerechte Sache des Vaterlandes mußte doch endlich siegen! — den letzten Sprossen des Geschlechtes vielleicht als heimlosen Bettler finden? War's nicht auch eine heilige Pflicht gegen das Vaterland, die Kraft, die ein solcher Besitz verlieh, Männern von erprobter Treue zu bewahren?

Es galt, dem fernen Sohne das Erbe zu sichern.

Nur durch eine List konnte das geschehen. Wenn sich ein zuverlässiger Mann fand, dem man das Gut vertrauensvoll überantworten konnte — der den Nottorps in fester Liebe verbunden war — der es den fremden Beutejägern gegenüber scheinbar in eigenen Besitz nahm, um es später dem wahren Herrn wieder zu überliefern —

Langsam reifte der Plan. Bis er endlich fertig stand, fest gefügt, ohne Lücke.

Amtmann Dreßler war der gesuchte Mann. Schon sein Großvater hatte in den Diensten der Nottorps gestanden, dann der Sohn und nun der Enkel, in ununterbrochener Reihenfolge. Seit drei Menschenaltern waren die Dreßlers Pächter des Gutes gewesen und wohlhabende Männer dabei geworden. Tausend empfangene Wohlthaten knüpften sie an ihre Herren.

In Amtmann Dreßlers Händen würde das ihnen anvertraute Gut sicher ruhen, obwohl der Sohn dem Gegner diente. Daß Franz Dreßler aus Liebe zu der französischen Generalstochter Armande de Lussac seine Pflicht gegen das angestammte Herrscherhaus hintangesetzt hatte, war lange Zeit hindurch Gegenstand eines ernsten Zerwürfnisses

zwischen dem Freiherrn und seinem Amtmann gewesen. Nur die rückhaltlose Hingabe des letzteren an die Sache des Aufstandes hatte es vermocht, mit der Zeit den Groll Heinrichs von Nottorp zu besänftigen. Sein Vertrauen zu dem Vater des Ungetreuen hatte jedoch niemals unter dem Streite gelitten.

Nun schien's im Gegenteil für die Ausführung des Planes günstig, daß Franz auf französischer Seite stand. Gegen den nächsten Anverwandten ihres eigenen Günstlings würde die Regierung keinen Verdacht hegen. Auch würde General de Lussac, der einflußreiche Gouverneur der Provinz, die vermeintlichen Ansprüche seines Tochtermannes zu schützen wissen. —

„Ich willigte ein!“ sagte der Amtmann, dessen Stimme nun unbewegt, fast geschäftsmäßig nüchtern klang. „Wir schlossen einen Scheinvertrag ab, nach welchem Haus Nottorp mit allen Liegenschaften, Rechten und Lasten von mir für eine bestimmte Summe erworben wurde. Dieser Vertrag — hier ist er!“

Er nahm ein umfangreiches Aktenstück aus dem vor ihm liegenden Papierbündel und schob es Karl von Nottorp zu. Seine Hand war ruhig, fast schlaff dabei; bläulich schimmerten die Adern durch die farblose Haut.

Der Rittmeister warf einen flüchtigen Blick in das vergilbte Heft. Es zeigte eine geschnörkelte Kanzlistenhandschrift und zählte alles genau auf, was in den Kauf eingeschlossen war: Wälder, Wiesen, Aecker, Gebäude, lebendes und totes Inventar. Alles war einzeln und namentlich aufgeführt, sogar die alten Möbel, aus denen die Einrichtung von Haus Nottorp bestand, die Vorräte des Kellers und der Speicher.

Nur der „Feuerbruch“ fehlte, ein weites Sumpfmoor, das drei Viertel des Thales zu Füßen des Bilstein einnahm. Ein verfallener, halb in dem schwarzbraunen Ge-

wässer des Bruches stehender Wartturm verriet, daß hier einst menschliche Wohnungen gestanden. Der Ueberrest eines Damenstiftes war's, das ein fürsorglicher Ahnherr des Geschlechtes den unverheirateten Frauen der Familie erbaut hatte und das bei einer Naturkatastrophe in grauer Vorzeit elementaren Gewalten zum Opfer gefallen war.

Nun dehnte sich dort das unwirtliche, unfruchtbare Moor, im Sommer der Tummelplatz von allerlei wildem Gevögel, im Winter der Stadtjugend, die in munteren Scharen zum Eislauf hinauspilgerte.

Turm und Moor — ein unbrauchbarer Besitz, der wohl seiner Wertlosigkeit wegen in dem Vertrage vergessen war. Auch erinnerte Karl von Nottorp sich dunkel, daß nach einem alten Familienstatut aus der Zeit, da das Kloster noch stand, dieser Teil der Herrschaft niemals veräußert werden durfte, sondern in Tagen der Not Gefährdeten und Verfolgten eine Zufluchtsstätte bieten sollte.

Feindliche Kräfte hatten die wohlgemeinte Fürsorge zu nichte gemacht. —

Unterzeichnet war das Schriftstück außer von dem Freiherrn und dem Amtmann noch von Werner Droste, Bürgermeister der Stadt Nottorp, und von Henne Wulff dem Aelteren, freiem Bauern auf dem Wulffshof, als Zeugen.

Als Karl von Nottorp gelesen, sah er fragend auf, Amtmann Dreßler lehnte sich wieder in seinem Stuhl zurück, um das Spottlächeln zu verbergen, das ihm gegen seinen Willen über das Gesicht zuckte.

„Nicht schlecht ausgedacht war's!" sagte er dann. „Wenn die beiden Zeugen auch selbst dem geheimen Bunde gegen die Regierung angehörten, so fiel das doch nicht schwer ins Gewicht. Dem geschworenen Eide sonst unbescholtener Männer gegenüber mußte jeder Verdacht verstummen. Und sie konnten ihn ruhigen Gewissens schwören, diesen Eid! Vor ihren Augen hatte ich das Kaufgeld dem Verkäufer

ausgehändigt! Konnten sie wissen, daß es eine Stunde später wieder in meinem Besitz war, und daß ich dafür einen anderen Vertrag, einen geheimen Gegenvertrag unterschrieb?"

Mit einem rauhen Lachen schnellte er zu Karl von Rottorp ein einfaches Blatt Papier hinüber, das oben auf dem Bündel gelegen hatte. Ein Bekenntnis des Amtmanns war's, von seiner eigenen Hand geschrieben und unterfertigt, daß er unter Verzicht auf alle aus dem scheinbaren Besitz erwachsenen Rechte und ohne jeden Entschädigungsanspruch Haus Rottorp an den Freiherrn oder dessen Erben ungeschmälert und unvermindert zurückzugeben sich verpflichtete.

Der Rittmeister nickte.

„Darum schrieb mir der Vater, das Gut sei in sicheren Händen! Ueber die Rückgabe brauchte er fast dieselben Worte wie hier!"

Er hatte es in einem einfachen, fast nebensächlichen Tone gesagt. Um so auffallender erschien ihm die Totenstille, die danach herrschte.

Der Amtmann saß regungslos, tief in die Kissen zurückgebeugt. Karl von Rottorp konnte sein Gesicht nicht sehen. Jener hatte die Linke über die Augen gedeckt, als blende ihn das Licht der Lampe. Aber seine Rechte war von dem Aktenbündel zurückgezuckt. Sie tastete unsicher über den Rand des Tisches, wie einen Halt suchend. Und nun klammerte sie sich krampfhaft an das Holz.

Aus weiter Ferne, von der Stadt empor, wehte dumpf der Schlag einer Kirchenuhr herein — Mitternacht.

Langsam löste sich die Hand von der Tischplatte und ergriff das Weinglas. Für einen Augenblick erschien das blasse Gesicht des Amtmannes im Lichtkreise. Er trank in langen, gierigen Zügen.

„Mein lieber, alter, unglücklicher Herr!" sagte er dann mit einer Stimme, deren schmerzerfüllter Ausdruck in einem seltsamen Gegensatz zu der hastigen Aufeinanderfolge seiner

Fragen stand. „Er hat Ihnen geschrieben? Noch so kurz vor seinem plötzlichen Tode? Erwähnte er den Vertrag? Haben Sie den Brief aufbewahrt? Darf ich ihn sehen?"

Karl von Nottorp zögerte einen Augenblick, von einem ihm sonst fremden Mißtrauen befallen. Dann zog er den Brief aus der Innentasche seines Waffenrockes und reichte ihn hinüber.

„Henne Wulff brachte ihn mir! Henne Wulff, der bis zuletzt bei meinem Vater war!"

Amtmann Dreßler erwiderte nichts. Er las eifrig.

Aus dem Schatten der Mauernische war die hagere Gestalt des Landrats mit einer schnellen Bewegung hervorgetreten. Nun beugte er sich über die Schulter seines Vaters, um gleichfalls zu lesen. Sein Gesicht zeigte einen leichten Ausdruck von Unruhe.

Der Amtmann schob mit zuckender Hast den Oberkörper weit vor über das Blatt, so daß dieser fast ganz verdeckt lag. Dann aber, da er gelesen, reichte er es dem Sohne. In seinen Augen leuchtete es, wie von geheimem Triumph.

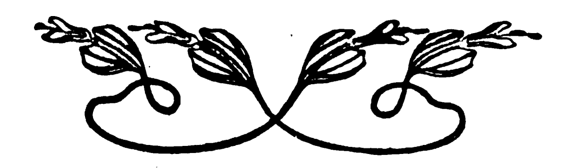
„Henne Wulff!" wiederholte er dann, ohne den Inhalt des Schreibens zu berühren. „Ja, Henne Wulff ging als Letzter von ihm, aber — es war nicht der letzte Augenblick, in dem er ging. Was dazwischen lag — — —"

Lebhaft, sicher, fast freudig sprach er weiter. Als sei eine schwere Last von ihm gewichen. Und als stehe das Vergangene nun wieder klar vor ihm.

Wie kam es, daß nicht nur der Kaufvertrag in seinen Händen geblieben war, sondern auch der Gegenvertrag, der allein den Nottorps Sicherheit gegen Mißbrauch gewährte?

(Fortsetzung folgt.)





Die Kaiserlich deutschen Schutztruppen.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet.

I.

Die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Von Hauptmann Schlobach.

(Nachdruck verboten.)

Dank dem kühnen Zugreifen ihres Vertreters Dr. Karl Peters hatte im Dezember 1884 die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" die Landschaften Useguha, Nguru, Ukami und Usagara in Ostafrika erworben, welches Gebiet ihr auch alsbald durch einen kaiserlichen Schutzbrief gesichert wurde. Die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft", die sich nunmehr bildete, machte sich sofort daran, das ihr zugesprochene Gebiet zu besetzen und wirtschaftlich auszubeuten. Zu diesem Zwecke legte sie in Useguha und Usagara, am Kingani- und am Panganifluß eine Reihe von Stationen an. In erster Linie sollten diese Anlagen dazu dienen, die deutsche Oberherrschaft gegen die bisherige der Araber einzuführen und den kolonisatorischen Bestrebungen der Gesellschaft vorzuarbeiten.

Das neue Kolonisationsgebiet jedoch war vom Indischen Ozean durch einen zehn Seemeilen breiten Küstenstreifen, der

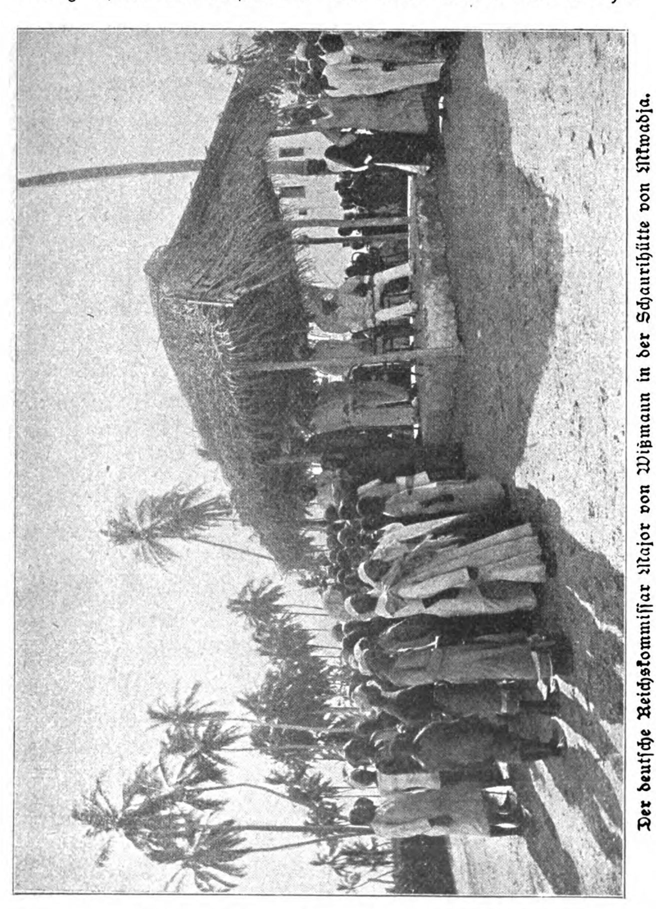
dem Sultan von Sansibar gehörte, getrennt, ein Umstand, der die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft trotz ihrer Hoheitsrechte hinderte, ihren Besitz nutzbringend zu bewirtschaften. Um diesem Zustande abzuhelfen, schloß die Gesellschaft im Jahre 1888 mit Seyid Chalifa, dem Sultan von Sansibar, einen Vertrag, durch welchen die Administration des Küstenstrichs an sie überging.

Kaum aber hatte sich die Gesellschaft dort festgesetzt und sich damit befaßt, die Zoll- und Bezirksverwaltung einzuführen, als der sogenannte Araberaufstand ausbrach und ihrem weiteren Vorgehen ein Ziel setzte. Da wegen Mangels an Zeit die deutsche Herrschaft an der Küste sich noch nicht hatte befestigen können, so mußte eine Anzahl Plätze, wie Tanga, Pangani, Lindi und Mikindani ohne Schwertstreich aufgegeben werden. Nur an wenigen Stellen der Küste war die Verteidigung soweit organisiert, daß man daran denken konnte, den Rebellen Widerstand zu leisten. Von diesen letzteren Stationen fiel Kilwa, wo der heldenmütige Stationschef Krieger mit seinem Gefährten Kessel und einem Teil seiner Leute nach viertägigem Gefechte im Kampfe seinen Tod fand, in die Hände der Aufständischen, während sich Bagamoyo unter Frhrn. v. Gravenreuth und Dar es Salam unter Leue endgültig zu behaupten vermochten.

Die oben erwähnten Binnenstationen waren beim Ausbruch der Rebellion fast sämtlich aufgegeben worden. Es blieben nur Mpapua und Moschi besetzt. Während jedoch die letztere, die Kilima-Ndjaro-Station, von den Wirren unberührt blieb, wurde Mpapua von Buschiris Horden überrumpelt, bei welcher Gelegenheit der deutsche Beamte Nielsen im Kampfe fiel.

Anfang Januar 1889 erhielt die Kaiserliche Marine, die bis dahin zur Unterdrückung des Sklavenhandels die ostafrikanische Küste blockiert hatte, die Weisung, den Stationen Bagamoyo und Dar es Salam Hilfe zu leisten. Im

März 1889 erschienen in Ostafrika die ersten Vorläufer des Hauptmanns Wißmann, dem von Seiten des Reichs

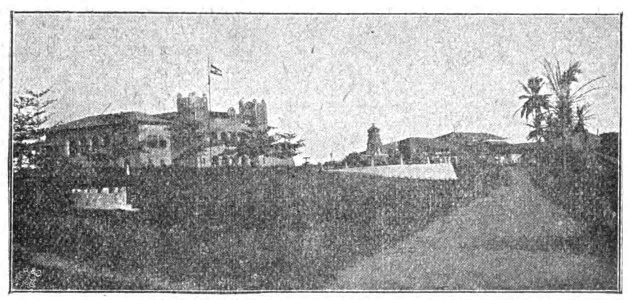


Der deutsche Reichskommissar Major von Wißmann in der Schaurihütte von Mkwadja.

der Auftrag geworden war, den Araberaufstand niederzuwerfen. Als Basis seiner Operationen benutzte der neue Reichskommissar, der Ende April 1889 in Ostafrika eintraf,

die Orte Dar es Salam und Bagamoyo. Als Streitkräfte standen ihm acht in Aegypten angeworbene Kompagnien Sudanesen, zwei Kompagnien Sulu aus dem portugiesischen Ostafrika und einige Abteilungen der bisherigen Stations-askaris zur Verfügung.

In dem Zeitraume vom Mai 1889 bis zum März 1891 gelang es dem Reichskommissar durch eine Reihe von siegreichen Gefechten, die Küste zurückzuerobern, Mpapua wieder einzunehmen und das Kilima-Ndjaro-Gebiet zu beruhigen.



Denkmal für die Gefallenen von der Wißmann-Truppe.

Am 1. Januar 1891 wurde in Deutsch-Ostafrika die Reichsflagge gehißt, und das Gebiet zwischen der Meeresküste und den großen Binnenseen unter deutschen Schutz gestellt.

Aus der Wißmann-Truppe, der „Reichskommissariatstruppe", die sich so heldenhaft unter ihrem Führer bewährt hatte, wurde nun die jetzige Kaiserliche Schutztruppe geschaffen durch Gesetz vom 22. März 1891, welches besagt: „Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in Deutsch-Ostafrika, insbesondere zur Bekämpfung des Sklavenhandels, wird eine Schutztruppe verwendet, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist."

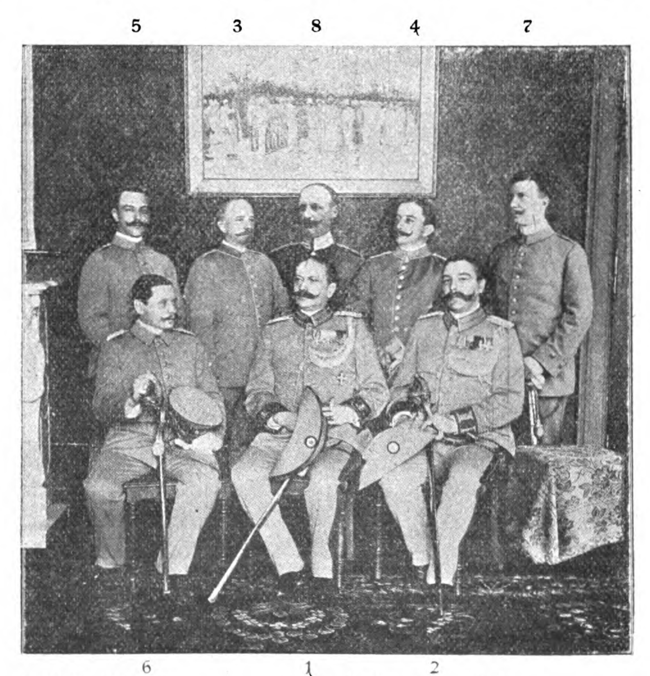
Die Schutztruppe wurde auf Befehl von Berlin zunächst in zehn Kompagnieen formiert, von denen vier als Besatzungs-

kompagnieen der Küste dienten, vier Expeditionskompagnieen und zwei Ersatzkompagnieen für die Besetzung des Innern und die Ablösungsmannschaften im Innern bildeten. Die vier Besatzungskompagnieen wurden auf die fünf Küstenbezirke verteilt; die Bezirke Dar es Salam und Bagamoyo erhielten zusammen eine dieser Kompagnieen mit dem Stabe in Bagamoyo. Die Kompagnieführer wurden zugleich als Bezirkshauptleute über die Bezirksämter gestellt, waren also in ihrer civilen Funktion als Bezirkshauptleute dem Gouverneur, in ihrer militärischen als Kompagnieführer dem Truppenkommandeur untergeordnet. Die Schutztruppe wurde ferner, was Personalien und die militärische Verwaltung anlangte, dem Reichsmarineamt, für ihre Verwendung und die ökonomische Verwaltung dagegen dem Gouverneur und der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes unterstellt.

Seit 1896 sind wesentliche Veränderungen eingetreten. Zunächst wurde die „afrikanische Anciennetät" abgeschafft, welche bestimmte, daß ein zur Schutztruppe tretender Offizier, ohne Rücksicht auf sein heimisches Patent, hinter den bereits draußen befindlichen Schutztruppen-Offizieren in seinem afrikanischen Dienstalter zu rangieren hätte. Seit 1896 wird also ein Offizier nach seinem heimischen Patent in die Schutztruppe eingestellt. Ferner untersteht dieselbe nicht mehr dem Reichsmarine-Amt, sondern dem „Oberkommando der Schutztruppen" in Berlin, an dessen Spitze der Reichskanzler steht. Das Oberkommando der Schutztruppen, von dem nicht nur die ostafrikanische, sondern auch die Schutztruppen für Südwestafrika und Kamerun als der obersten militärischen Kommandobehörde ressortieren, bearbeitet alle militärischen Dienstangelegenheiten der Schutztruppen unter der Entscheidung des Reichskanzlers. Zur Erledigung der umfangreichen Dienstgeschäfte besteht das Bureau des Oberkommandos aus zwei Stabsoffizieren, von denen der ältere

für die Geschäftsführung die Befugnisse des Chefs des Generalstabes eines Armeekorps besitzt, einem Hauptmann, einem Oberleutnant, einem Oberstabsarzt, einem Stabsarzt,

5 3 8 4 7



6 1 2

1. Major Ohnesorg (fungiert als Chef des Stabes)
2. Major von Wolff, 2. Stabsoffizier.
3. Hauptmann Fischer.
4. Hauptmann Bethe.
5. Oberleutnant Kepler.
6. Oberstabsarzt Dr. Stendel.
7. Stabsarzt Dr. Dempwolff.
8. Kriegsgerichtsrat Dr. Ernst.

Stab des Oberkommandos der Schutztruppen.

sowie einem Kriegsgerichtsrat als Justitiar. Außerdem sind zur Verrichtung der Schreiber- und Ordonnanzgeschäfte Unteroffiziere und Reiter der Schutztruppen kommandiert. Die Uniform der Offiziere des Oberkommandos, soweit sie

nicht einer bestimmten Schutztruppe angehören, ist im allgemeinen die Schutztruppenoffiziersuniform. Kragen, Aermelaufschläge und Vorstöße am Waffenrock sind von karmoisinrotem Tuch. Am Kragen und an den Aufschlägen ist goldene Kolbenstickerei angebracht. Die Knöpfe sind vergoldet und mit Kaiserkronen versehen. An den Beinkleidern befinden sich breite karmoisinrote Tuchstreifen.

Bei den zahlreichen Abgängen der Schutztruppen an europäischem Personal infolge von Krankheiten und Gefechten ist es eine wesentliche Aufgabe des Oberkommandos, für rechtzeitigen Ersatz zu sorgen. Die Ergänzung erfolgt auf Grund freiwilliger Meldungen von Offizieren und Unteroffizieren des Heeres und der Marine, die bei guter dienstlicher Eignung eine mindestens dreijährige Dienstzeit hinter sich haben, und auf Grund mehrjähriger Verpflichtungen bezw. Kapitulationen. Diese haben für Ostafrika und Kamerun den Zeitraum von zweiundeinhalb, für Südwestafrika in Anbetracht des besseren Klimas von drei Jahren zu umfassen. In eine solche Dienstperiode sind jedoch ein Heimatsurlaub von vier Monaten, sowie die ca. zwei Monate dauernde Hin- und Rückreise mit eingerechnet, so daß eine afrikanische Dienstperiode thatsächlich nur zwei Jahre für Ostafrika und Kamerun und zweiundeinhalb Jahre für Südwestafrika dauert.

Die Angehörigen der Schutztruppen gliedern sich in Offiziere, Sanitätsoffiziere, Deckoffiziere (Zahlmeister-Aspiranten, Oberfeuerwerker), Unteroffiziere und Sanitätsunteroffiziere (Feldwebel, Sergeanten, Unteroffiziere), obere Militärbeamte, (mit Offiziersrang), untere Militärbeamte (mit Deckoffiziersrang). Die Chargen- und Rangverhältnisse entsprechen denen des Reichsheeres.

Was die Versorgungsansprüche der Schutztruppenangehörigen betrifft, so werden bei Bemessung der Pension für Offiziere, Ingenieure des Soldatenstandes, Deckoffiziere

und obere Beamte diejenigen Gebührnisse zu Grunde gelegt, welche ihnen nach ihrem Dienstalter und ihrer Charge bei Fortsetzung ihres Dienstverhältnisses in der Heimat zugestanden hätten. Außerdem wird denjenigen Offizieren ꝛc., welche nachweislich durch den Dienst in der Schutztruppe invalide und zur Fortsetzung des aktiven Militär- oder Seedienstes unfähig geworden sind, eine erhebliche Pensionserhöhung gewährt. Die Zeit der Verwendung in Afrika wird bei der Pensionierung doppelt in Anrechnung gebracht, sofern sie mindestens sechs Monate ohne Unterbrechung gedauert hat.

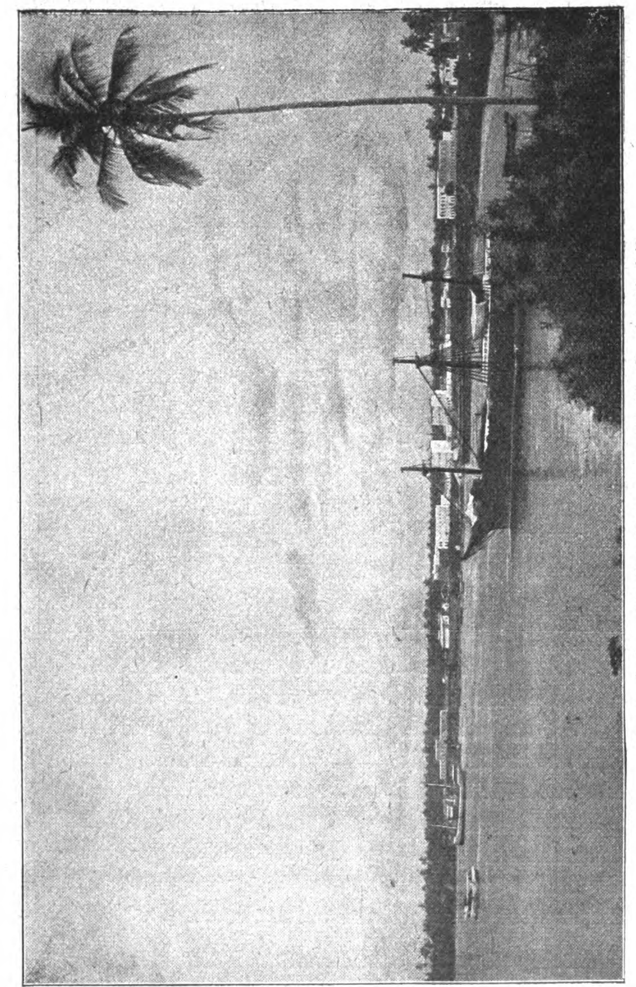
Das Stärkeverhältnis der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika ist nach dem Etat für 1900 folgendes: 1 Stabsoffizier, 12 Hauptleute, 15 Oberleutnants, 14 Leutnants, 1 Oberstabsarzt, 11 Stabsärzte, wovon 3 zur Gesamtverwaltung abkommandiert, 7 Oberärzte, 3 Assistenzärzte, 1 Zahlmeister, 16 Zahlmeisteraspiranten, 1 Oberfeuerwerker, 2 Feuerwerker, 1 Oberbüchsenmacher, 2 Büchsenmacher, 80 Unteroffiziere, wovon 20 zur Polizei abkommandiert, 31 Sanitätsunteroffiziere, wovon 5 bei der Gesamtverwaltung. Die Offiziere ꝛc. sind auf den Stab und 12 Kompagnieen verteilt.

Der Etat an farbigem Personal ist folgender: 12 Offiziere, 120 Unteroffiziere, 1440 Gemeine (Askaris).

Die 12 Kompagnieen sind jetzt wie folgt verteilt:

Stab und 5. Kompagnie in Dar es Salam, der Hauptküstenstadt und Sitz des Gouvernements.

1. Kompagnie in Moschi und Marangu, den Stationen am Kilima-Ndjaro.
2. „ in Iringa, im Lande Uhehe.
3. „ in Lindi, an der Südküste.
4. „ in Kilimatinde und Mpapua, im Lande Ugogo.



Dar es Salam, Sitz des Gouvernements für Deutsch-Ostafrika.

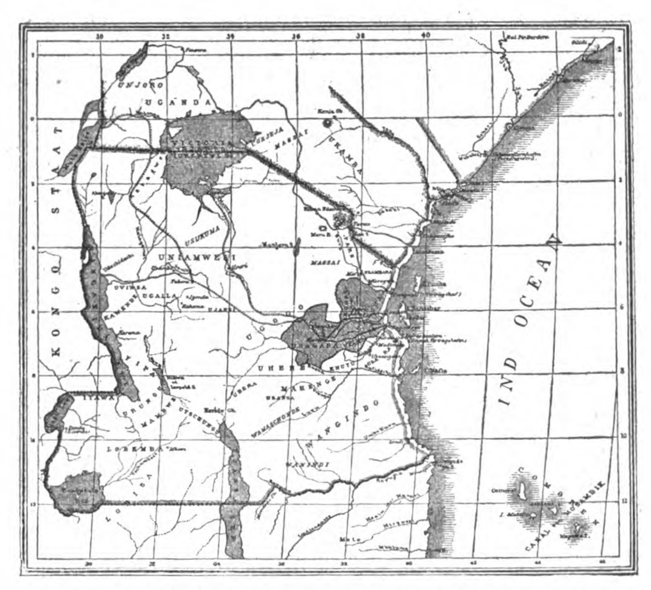
6. Kompagnie in Bismarcksburg, unweit östlich vom Tanganyka-See.
7. „ in Bukoba, am Westufer des Victoria-Nyanza-Sees.
8. „ in Songea, im Quellgebiete des Rovuma-Flusses.
9. „ in Udjidji, am Ostufer des Tanganyka-Sees.
10. „ in Tabora, im Lande Unyamwezi.
11. „ in Muanza, am Ostufer des Victoria-Nyanza-Sees.
12. „ in Mahenge, im Gebiete des Ulanga-Flusses.

Diese Besetzung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes mit der Schutztruppe konnte natürlich, bei der Größe des Landes und den teilweise recht kriegerischen Verhältnissen, nur allmählich erfolgen. Ohne Zweifel kann man das Schutzgebiet mit diesem Netz von Stationen und den dazu gehörigen Truppenbesatzungen als pacificiert betrachten. Wenn man aber bedenkt, daß Deutsch-Ostafrika etwa anderthalbmal so groß ist wie ganz Deutschland, so erkennt man, welcher gewaltige Länderkomplex mit einer solchen Schutztruppenkompagnie beherrscht und verwaltet werden muß, und daß es kein Wunder ist, wenn es hier und da noch zu Konflikten mit den Eingeborenen kommt, besonders in Gegenden, wo dieselben kriegslustig sind und sich durch die geringen Kräfte einer Station nur schwer imponieren lassen.

Betrachten wir nun, zurückblickend, wie es der Schutztruppe mit großen Mühen und Kämpfen, unter Fortsetzung des Werkes der Wißmann-Truppe, gelang, die heutige Besetzung des Schutzgebietes durchzuführen.

Kriegszüge der ostafrikanischen Schutztruppe.

Nachdem im Jahre 1891 die Schutztruppe eine kaiserliche geworden war, hatte sie gleich die heftigsten Rückschläge



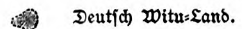
Karte der deutschen Interessensphäre in Ostafrika und der Besitzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.



Unter kaiserlichem Schutzbriefe stehendes Gebiet.

Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, bestimmt durch das Londoner Uebereinkommen.

Vertragsgebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, über das die deutsche Reichsregierung gemäß dem Londoner Uebereinkommen die Oberhoheit nicht übernommen hat.



Deutsch Witu-Land.

Vertragsgebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, über das die deutsche Oberhoheit noch nicht erklärt, aber durch das Londoner Uebereinkommen nicht ausgeschlossen ist.

Sultanat Sansibar, umfassend das Küstengebiet vom Kap Delgado (Tunghi-Bai) bis zur Tana- bezw. Ohsi-Mündung in einer Breite von 10 englischen Meilen, ferner die angelegenen Inseln und diejenigen Inseln, deren Namen unterstrichen sind.

auszuhalten. Die Mafiti von Mahenge, Khutu und Uhehe machten verschiedentlich Einfälle in die Nachbarbezirke bis in die Nähe der Küste und entvölkerten auf ihren mit Mord, Plünderung und Sklavenraub verbundenen Raubzügen wohlbesiedelte, fruchtbare Landschaften. Deshalb sandte im Sommer 1891 der Gouverneur von Soden vier Kompagnieen der Kaiserlichen Schutztruppe unter dem Kommando des Hauptmanns von Zelewski, des damaligen Schutztruppen-Kommandeurs, gegen die Mafiti vom Küstenorte Kilwa-Kivindje aus. Da die Mafiti in Mahenge und Khutu sich, angesichts der starken Expedition, ohne Kampf unterwarfen und ihre Friedensliebe versicherten, so sandte von Zelewski vom Rufidji aus eine Kompagnie unter dem Leutnant Prince nach Dar es Salam, wo Mangel an Soldaten war, zurück. Mit drei Kompagnien drang er nun über Marore und die Hochebene von Mage in Uhehe ein, um auch die kriegerischen Wahehe zu unterwerfen. Die Wahehe zogen sich zunächst scheu zurück und stellten sich nur zu kleinen Plänkeleien. Am 16. August 1891 kam es in der Gegend von Lula, etwa zwei Tagemärsche von der Hauptstadt Iringa des Sultans Kwawa, zu der bekannten Katastrophe. Die Expedition wurde urplötzlich aus dichtem Busch überfallen, so daß die Soldaten und Europäer nur einmal feuern konnten. Dann war die Kolonne sofort von etwa 3000 Wahehe erdrückt und zum größten Teil vernichtet worden. Es fielen: Hauptmann von Zelewski, die Leutnants von Pirch und von Zitzewitz, Assistenzarzt Dr. Buschow, die Sergeanten von Tiedewitz und Tiedemann, die Unteroffiziere Herrich und Schmidt, der Lazarettgehilfe Hemprich und der Unterbüchsenmacher Hengelhaupt, ferner 250 Soldaten und etwa 200 Träger. Ebenso viele Gewehre, 3 Geschütze und 23 Artillerie-Saumtiere gingen verloren.

Nur die vom Ueberfall weniger betroffene Nachhut konnte sich halten und die zersprengten Trümmer der

Expedition an sich heranziehen. So wurden 60 Askaris und 70 Träger gerettet, welche unter dem Kommando der Leutnants von Tettenborn und Heydebreck mit Feldwebel Kay und Unteroffizier Wutzer den Marsch zur Küste antraten.

Nach dieser Katastrophe galt es zunächst, ein Vordringen der siegreichen, übermütigen Wahehe nach Usagara zu hindern, wo sich auch die Mission Lalonga befand. Zu diesem Zwecke wurde Leutnant Prince mit der zur Verfügung stehenden Kompagnie von Dar es Salam aus dorthin gesandt. Prince legte dort im Herbst 1891 die Station Kilossa an. Im selben Jahre noch wurde eine weitere Station südlich des Uluguru-Gebirges zum Schutze gegen die Wahehe angelegt, nämlich Kisakki, durch Leutnant von Varnbühler, der bald nach der Gründung dort starb.

Nach dem Innern, in der Richtung der Hauptkarawanenstraße, hatte sich schon bedeutend früher der deutsche Einfluß ausgedehnt. Von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war, wie bereits erwähnt, Mpapua an der Hauptkarawanenstraße besetzt worden. Ferner war Emin Pascha 1890 mit Dr. Stuhlmann und Leutnant Langheld, ebenfalls längs der Karawanenstraße, über Tabora nach dem Victoria-Nyanza-See gezogen. Dabei hatte er in Tabora, das er als ein Centrum der arabischen Kultur und als eine Metropole des Handels im Innern erkannte, einen Wali, einen Araber Namens Sef bin Sad, als Vertreter der deutschen Herrschaft eingesetzt. Vom Victoria-Nyanza zog nun Emin-Pascha aus eigener Machtvollkommenheit weiter in das Innere und fand seinen Tod in Manyema durch den Dolch, auf Anstiften rachsüchtiger Araber. Dr. Stuhlmann kehrte nach der Küste zurück. Leutnant Langheld blieb am See, baute die von Emin-Pascha angelegten Stationen Muanza und Bukoba aus und verschaffte, mit geringsten Machtmitteln, fast ohne Verbindung mit der

Küste, in jenen fernen, völkerreichen Gegenden dem deutschen Namen Anerkennung und Achtung. Ihm folgte Hauptmann Herrmann, welcher besonders auf dem Westufer des Seees im Bukoba-Gebiet in den dortigen großen Sultanaten der Station Ansehen verschaffte, und später Hauptmann Schlobach, welcher das bisher vernachlässigte Ostufer und besonders die Hinterländer desselben bis zum 1. Grad pacificierte und dort die Station Schirati gründete, nachdem er die feste Boma Kiboroswa, den Sitz der kriegerischen Wasweta, gestürmt hatte. —

Unter Wißmann wurde im Jahre 1890 das schon erwähnte Mpapua als Militärstation, unter geringer Verlegung, eingerichtet. Nach Tabora wurde als politischer Agent der deutschen Regierung der Stationschef Sigl geschickt. Nach ihm übernahm Stabsarzt Dr. Schwesinger, der eine geringe Besatzungstruppe mitbrachte, die Station Tabora. Dieselbe konnte jedoch nicht zu Ansehen gelangen, da in der Nähe derselben der Häuptling Sikke eine außerordentlich starke Boma innehatte und von hier aus, die Befehle der Station mißachtend, das Land ringsum terrorisierte, Lastenkarawanen aufhob und mehrfach die Postboten der Europäer erschlagen ließ, um die Verbindung mit der Küste abzuschneiden. Während die Antisklaverei-Expedition unter Graf von Schweinitz, Spring und Meyer auf dem Wege nach dem Victoria-Nyanza-See Tabora berührte, requirierte Schwesinger dieselbe zu seiner Unterstützung gegen den immer unbotmäßiger sich gebärdenden Häuptling Sikke. Es wurde nun mit vereinten Kräften der Versuch gemacht, das starke „Quikuru kwa Isike“ zu erobern; doch gelang dies nur teilweise, da Graf von Schweinitz, der Leiter des Angriffs, schwer verwundet wurde. Das Gouvernement schickte nun den Leutnant Prince von Kilossa aus nach Tabora. Diesem gelang es in einem systematisch geführten Angriff, sich mittelst Lauf-



Photogr. Brokesch, Leipzig.

Leutnant von Bülow, gefallen im Gefechte bei Moschi.



Photogr. Haase & Co., Berlin.

Leutnant Ax,
gefallen im Gefecht bei Marangu.



Photogr. H. Noack, Berlin.

Leutnant Maaß,
gefallen beim Sturm auf Iringa.

gräben dem stark mit Gewehren besetzten Quikuru ohne erhebliche Verluste zu nähern und dasselbe am 12. Januar 1893 nach fast 48stündiger Belagerungsarbeit zu stürmen und völlig zu erobern. Häuptling Sikke sprengte sich, als er alles verloren sah, in seiner Schatzkammer mit seinen Weibern in die Luft.

Durch diese That Princes war in der Mitte des Westens der Kolonie der Widerstand gegen die deutsche Herrschaft gebrochen.

Was den nördlichen Teil Deutsch-Ostafrikas betrifft, so war der deutsche Einfluß am Kilima-Ndjaro bereits 1885 geltend gemacht worden durch eine von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ausgerüstete Expedition unter Dr. Jühlke und Leutnant Weiß, welcher letztere jetzt Stabsoffizier beim 14. Pionier-Bataillon ist, während Jühlke später im Somali-Lande ermordet wurde. Der politische Erfolg dieser Expedition kam in der Anlage der Station Moschi zum Ausdruck, der später die Herren von Els und Otto Ehlers vorstanden. Im Januar 1891 war ferner Wißmann, wie erwähnt, mit einigen Kompagnieen nach dem Kilima-Ndjaro gezogen zur Unterwerfung des rebellischen Häuptlings Sinna, den er nach heftigen Gefechten schlug. Auf dem Marsche nach dem Kilima-Ndjaro legte er zwischen der Küstenstation Pangani und dem Kilima-Ndjaro die Stationen Masinde und Kisuani an. Ferner wurde 1891 Dr. Peters als Landeshauptmann in das Kilima-Ndjaro-Gebiet entsendet, der die Station Moschi nach Marangu verlegte und den deutschen Einfluß zu befestigen begann. Nach Rückberufung des Dr. Peters übernahm Leutnant von Bülow das Kommando. In einem unglücklichen Gefechte bei Moschi fielen die Leutnants von Bülow und Wolfrum und der größte Teil der Kompagnie. Der Rest der Kompagnie mußte sich auf Kisuani zurückziehen.

Schon im Jahre 1892 wurde der Kilima-Ndjaro wieder

besetzt durch eine vom Major von Manteuffel geführte Expedition, welche dort bestrafend und ordnend wirkte. Kompagnieführer Johannes wurde in Marangu zurückgelassen, doch mußte er sich wegen seiner geringen Machtmittel darauf beschränken, die Station Marangu zu halten, ohne ernstlich gegen den mächtigen Häuptling Meli auftreten zu können. Dies war dem Gouverneur von Scheele vorbehalten, der am 11. August 1893 mit fünf Kompagnieen dort eintraf und in einem wegen der dichten Vegetation äußerst schwierigen Gefechte die beiden starken Bomas des Meli eroberte. Bei diesem Gefechte fiel von den Europäern der Leutnant Ax. Excellenz von Scheele stellte die Station Moschi wieder her und hinterließ daselbst Johannes, der von da ab ständig dort weiter gewirkt hat.



Photograph H. Noack, Berlin.
Leutnant Brüning,
gefallen im Gefecht bei Kilossa.

Nachdem nun im Norden Ordnung geschaffen war, galt es, auf den südlich der großen Karawanenstraße gelegenen Teil der Kolonie ein militärisches Augenmerk zu richten, besonders auf den „Brennpunkt“ Uhehe, das Land der übermütigen, für die Niederlage und Vernichtung der Zelewski-Expedition noch nicht bestraften Wahehe. Diese benahmen sich immer dreister, machten 1893 einen Einfall in Usagara und äscherten dort die unweit der Station Kilossa gelegene Ortschaft Kondoa ein. Die Besatzung von Kilossa war ihnen zwar unter Leutnant Brüning entgegengetreten und es kam zu einem Gefecht, in dem Brüning und ein Teil

der Askaris den Tod fanden. Die Wahehe, welche ebenfalls starke Verluste erlitten hatten, zogen ab.

Vom Kilima-Ndjaro zurückgekehrt, ging nun Excellenz von Scheele nach Uhehe, um den übermütigen Wahehe endlich das Handwerk zu legen. Am 19. Oktober 1894 wurde der Vormarsch angetreten mit einer Expedition, bestehend aus der 3., 4., 5., 6., 12. Kompagnie und 40 Mann der 7. Kompagnie Ulanga, im ganzen 609 Askaris nebst 16 Offizieren und Aerzten, 3 Maximgeschützen und einem 6,7 cm-Geschütz. Die Lasten der Expedition wurden von 700 Trägern getragen. Die Kompagnieen gelangten diesmal ohne Ueberfall und fast unbehelligt bis nach der Hauptstadt Iringa. Die Wahehe hatten die Zeit seit der Zelewskischen Expedition wohl ausgenutzt und ihre Stadt mit fortifikatorischem Verständnis in eine starke Festung umgewandelt. Am 30. Oktober wurde beim Morgengrauen der Sturm auf die vier Meter hohe Umwallung mit Sturmleitern ausgeführt, mit „Marsch, Marsch, Hurra!" Trotz eines heftigen Schnellfeuers der Wahehe, das dieselben aus Vorderladern und aus den früher von ihnen erbeuteten Hinterladern abgaben, gelang dieser Sturm sehr rasch. Iringa war damit noch nicht genommen, denn nun bedurfte es noch eines hartnäckigen Straßen- und Häuserkampfes, da die meisten Häuser bezw. Häuserkomplexe mit festen, bastionierten Mauern zur selbständigen Verteidigung eingerichtet waren. Die meisten Schwierigkeiten bereitete der Sturm auf die eigentliche, starke Sultansboma im Innern der Stadt. Doch auch dieser gelang, und damit war Iringa genommen. Die Verluste waren nicht unbedeutend. Leutnant Maaß und acht Askaris waren tot; verwundet die Leutnants von Kleist und Engelhardt und Unteroffizier Jaenke, 29 Askaris schwer, 15 Askaris leicht verwundet. 150 Gewehre, 2 Maximgeschütze und ein 4,7 cm-Geschütz wurden wiedergenommen. Außerdem wurden erbeutet: sehr bedeutende Massen an

Elfenbein, Stoffe, etwa 20—30000 Pfund Pulver, gegen 2000 Stück Rindvieh und 5000 Stück Ziegen und Schafe.

Mit der Eroberung von Iringa war das Land Uhehe noch nicht beruhigt. Zu groß war der wunderbare Einfluß, den eine so bedeutende Persönlichkeit wie Sultan Kwawa auf seine Unterthanen auszuüben vermochte, trotzdem diese sich gern den Europäern unterworfen hätten. Es bedurfte noch zahlreicher Kämpfe, ehe es Hauptmann Prince gelang, die Macht des Kwawa zu brechen. Prince legte 1896 die Station Iringa an. Kwawa, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, verlor, immer gehetzt, ein flüchtiges Räuberleben führend, allmählich doch seinen Einfluß und fand ein tragisches Ende, indem er seinen letzten Anhänger und sich selbst erschoß.

Vor dem Angriff auf Uhehe war die 10. Kompagnie in Tabora vom Gouverneur von Scheele beordert worden, in Richtung auf Iringa zu seiner Unterstützung in Uhehe einzufallen. In Useke an der Grenze von Ugogo und Uhehe traf die 10. Kompagnie unter Herrmann auf vereinigte Kräfte der Wahehe, Wagogo und Sikke-Unyamwezi. Er schlug sie in einem Gefechte, worauf die Wahehe nach Iringa abzogen, während die Wagogo- und Sikka-Leute sich in die starke Tembe bei Useke warfen. Herrmann mußte die Tembe angreifen, um diese Macht nicht im Rücken zu haben. In schwerem, neunstündigem Angriffsgefechte eroberte er die Tembe, wobei Leutnant von Bothmer fiel, Leutnant Haliersch so schwer verwundet wurde, daß er am nächsten Tage starb, und Herrmann selbst einen Schuß durch die Brust erhielt. Die Kompagnie war dezimiert. Herrmann mußte sich unter diesen Umständen nach Tabora zurückbegeben und dann zur Küste, nachdem er seiner Verwundung wegen vom Hauptmann Leue abgelöst worden.

Während von Scheele nach Eroberung von Iringa über Kilossa zur Küste ging, schickte er Prince mit zwei

Kompagnieen nach Ugogo zur Bestrafung der aufrührerischen Wagogo. Zur Pacificierung des Landes wurde von Prince Ende Januar 1895 die Station Kilimatinde angelegt.

Von Tabora aus war es nun die Aufgabe des Hauptmanns Leue, den Einfluß der Station nach Westen, nach dem Tanganyka-See hin, auszudehnen. Leue brach dorthin auf, weil auch Unruhen zwischen den dortigen Handel treibenden Arabern und den Eingeborenen stattgefunden hatten. Auf dem Marsche fand ein heftiges Gefecht gegen die aufrührerischen Wagalla bei Limuéma am 10. August 1895 statt. Auf Leues Bericht hin wurde zur Hebung des Handels und zur Niederwerfung der aufrührerischen Waha- und Mtau-Leute Hauptmann Ramsay von der Küste mit der 9. Kompagnie nach dem Tanganyka-See gesandt. Ramsay legte die Station Udjidji an und hat nach zahlreichen Kämpfen das Uha- und das Mtau-Land unterworfen. Von Udjidji wurde als Posten Usumbura am Einfluß des Rusissi-Flusses in den Tanganyka-See angelegt.

Der Nachfolger Ramsays, Hauptmann Bethe, brachte ohne Gefechte das damals noch sagenhafte, große Reich Ruanda, welches ca. zwei Millionen Einwohner hat, unter deutsche Schutzherrschaft. Das ebenso große Urundi dagegen mußte mit Waffengewalt unterworfen werden. Thatsache ist jedenfalls, daß diese beiden großen innerafrikanischen Reiche jetzt die deutsche Herrschaft anerkennen. Schwierige Verhältnisse entstanden für die Station Udjidji neuerdings besonders durch die Meutereien im angrenzenden Kongostaat, da eine definitive natürliche Grenze nicht bestand, und die Meuterer, nachdem sie die Kongotruppen in mehreren Gefechten, in denen viele Belgier das Leben verloren, gegeschlagen hatten, in das deutsche Gebiet einzufallen drohten, vor allem wohl deshalb, weil eine Kongotruppe von fünf Offizieren und 250 Mann sich im April 1898 in Usumbura unter deutschen Schutz gestellt und denselben ge-

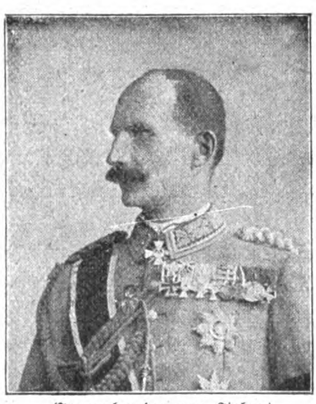
funden hatte. Um das Einfallen der Meuterer zu verhindern, besetzte Bethe mit Genehmigung des Gouvernements den Lauf des Rusissi und den Kivu-See als natürliche, nicht zu verkennende Grenze, wovon der Regierung des Kongostaates offizielle Mitteilung gemacht wurde. Nach glücklichen Gefechten gegen die Meuterer erhoben nun im Oktober 1899 die Kongolesen wieder Anspruch auf das Gebiet und versuchten, dasselbe mit Gewalt zu besetzen. Bethe verhinderte dieses gegen die sechsfache Uebermacht der Kongolesen und veranlaßte den Kommandanten Hecq, einen Vertrag anzunehmen, welcher den Deutschen die Oberhoheit in dem streitigen Gebiete sicherte, den Kongolesen aber nur gestattete, die Aufrechterhaltung ihrer Ansprüche durch Errichtung von zwei Posten neben den deutschen Posten zu dokumentieren, während die endgültige Regulierung des Grenzstreites der heimischen Diplomatie überlassen wurde.

Südlich der Karawanenstraße wurden im Innern neuerdings die Stationen Bismarcksburg, Songea und Mahenge angelegt, nachdem diese Gebiete durch die Expeditionen von Scheeles nach Uhehe und nach dem Nyassa-See erschlossen waren.

Der südliche Teil der Küste, der während des Aufstandes an die Rebellen verloren worden, wurde von Wißmann 1890 durch die Gefechte bei Kilwa und Lindi wieder erobert. Beide Orte, sowie Mikindani, wurden militärisch besetzt. Es machte aber große Schwierigkeiten, die unbotmäßigen Sultane Matschemba und Hassan bin Omar zu unterwerfen, da die außerordentlich dichte Vegetation die Kriegführung sehr erschwerte. Im Jahre 1890 verunglückte ein Zug unter Ramsay gegen Matschemba. 1895 unternahm Oberstleutnant von Trotha einen erfolgreichen Zug gegen die Mavudje-Leute unter Hassan bin Omar ins Hinterland von Kilwa. Endgültig war jedoch der Süden

erst pacificiert durch den zweiten, erfolgreichen Zug gegen Matschemba unter Major von Natzmer. Nunmehr ist von den südlichen Küstenstationen nur noch Lindi militärisch besetzt.

Unter dem Nachfolger des Gouverneurs von Scheele, dem Generalmajor von Liebert, wurden die letzten Maßnahmen getroffen, welche zur völligen Pacificierung der Kolonie erforderlich waren. Nur in Uhehe, das von Liebert im Jahre 1898 eingehend bereist wurde, kam es dabei noch zu kriegerischen Aktionen, wobei er ein schwieriges Höhlengefecht gegen die Eingeborenen zu bestehen hatte. Im übrigen hat die Schutztruppe unter dem Gouverneur von Liebert zum ersten Male mitgewirkt zur Durchführung administrativer Maßregeln, wie Durchführung der Hüttensteuer, und zur Hebung der Kultur durch Schaffung von zahlreichen Verkehrswegen in allen Teilen der Kolonie. Der Bau der Eisenbahn von Dar es Salam aus nach dem Innern, wofür von Liebert mit allen Kräften in Wort und Schrift eintrat, mußte leider bis jetzt unterbleiben. Ferner machte die Kartographie des Landes, die auch früher schon den Offizieren der Schutztruppe viel verdankte, erhebliche Fortschritte. von Liebert war der erste Gouverneur, welcher während zweier Dienstperioden in Deutsch-Ostafrika gewirkt hat.



Generalmajor von Liebert.

Der vorstehende kurze geschichtliche Ueberblick möge genügen, um ein Bild zu geben, wie es der Schutztruppe gelang, den deutschen Einfluß in Ostafrika auszubreiten. Das

Hauptverdienst an den errungenen Erfolgen gebührt ohne Zweifel den weißen Offizieren und Unteroffizieren, die durch ihre Pflichttreue und Bravour es verstanden, auch den farbigen Söldnern den deutschen militärischen Geist einzuhauchen. Andererseits muß aber anerkannt werden, daß über ein recht gutes Material an farbigen Soldaten verfügt wurde. Es wird für den Fernstehenden von Interesse sein, etwas Näheres über unsere „schwarzen Jungens" zu hören.

Das Garnisonleben der schwarzen Kompagnieen.

Hinsichtlich der militärischen Qualität sind in erster Linie die Sudanesen zu nennen. Durch ihre jahrelangen Kämpfe gegen die Mahdisten an das Kriegsleben gewöhnt, zeigten sie sich auch bei uns als außerordentlich brauchbare Soldaten, die, ebenso wie wir ein fremdes Element in Deutsch-Ostafrika, gezwungen waren, mit uns durch Dick und Dünn zu gehen, und daher stets das Rückgrat unserer Schutztruppe gebildet haben. Die Sudanesen hatten aus Aegypten nach echter Söldnerart ihre Weiber und Kinder mitgebracht, zur Verzweiflung der europäischen Vorgesetzten, denn die Sudanesenweiber sind wahre Megären. Die Männer sind meistens ebenfalls häßlich; es sind lange, hagere Gestalten mit unglaublich dünnen, völlig wadenlosen Beinen und langen, hageren Armen. Dabei sind die Leute sehr breitschultrig und kräftig und besitzen eine enorme Ausdauer im Marschieren. Ihr militärisches Ehrgefühl ist bedeutend entwickelt. Ein Sudanese meldet seinen Bruder, wenn er ihn auf Posten schlafend findet. Wollte ein Sudanese es wagen, im Gefechte sich rückwärts zu entfernen, so würde er sofort von seinen Kameraden erschossen werden. So wachen die stets ernsten Sudanesen ängstlich über den Ruf, den ihre Kriegerkaste mit Recht überall genießt. Als Mohammedaner sind sie gewissenhaft



Zahlmeister, Garnisonanzug. Feldwebel, Heimatsanzug. Unteroffizier, Feldanzug. Stationschef, Heimatsanzug. Off[illegible] großer Ga[illegible]

Die neue Uniformierung der



zier, Garnisonanzug. Offizier, Feldanzug. Soldat. Arzt, Garnisonanzug. Lazarettgehülfe, Feldanzug.

eutsch-ostafrikanischen Schutztruppe.

in ihren Gebetsübungen, sauber und nüchtern. Es war das Verdienst Wißmanns, zu erkennen, daß nur mit Sudanesen in Ostafrika Erfolge zu erringen seien.

Unter den aus der Wißmann=Truppe übernommenen Söldnern befanden sich auch zwei Kompagnieen Sulu. Der größte Teil derselben ging bei der Zelewski=Katastrophe zu Grunde. Die übrig gebliebenen haben bald darauf den deutschen Dienst verlassen, als das Gouvernement auf ihre Forderungen nicht einging. Die Sulu sind mittelgroße, schöngewachsene Leute, von heiterem, liebenswürdigem Naturell, dabei hervorragend sparsam. Wenn sie auch nicht annähernd so zuverlässig sind wie die Sudanesen, so haben sie sich doch an der Hand deutscher Offiziere und Unteroffiziere als recht brauchbare Soldaten bewährt, die besonders im Patrouillendienst und als Schützen Gutes leisteten. Alles in allem ist es daher zu bedauern, daß ein Versuch, neue Sulus anzuwerben, mißglückt ist.

Der Versuch, Somali=Leute in der Schutztruppe zu verwenden, hat sich nicht bewährt. Es sind zwar intelligente, prächtig gewachsene Leute mit feinen Gesichtern und blitzenden, schönen Augen, aber sie sind nicht im stande, im feuchtheißen Klima Ostafrikas irgendwelche Strapazen zu ertragen.

Da nun auch die Sudanesen der Schutztruppe sehr zusammengeschmolzen sind — denn viele sind gefallen, ein großer Teil ist nach Aegypten zurückgekehrt, eine erhebliche Anzahl befindet sich bei der Polizeitruppe im Garnisondienste — so ist die Schutztruppe jetzt notgedrungen darauf angewiesen, den Abgang an Soldatenmaterial fast ausschließlich durch Eingeborene der Kolonie zu ergänzen.

Von diesem einheimischen Ersatze haben sich die Manyema, die Unyamwezi und die Wasukuma gut bewährt, ebenso die Küstenleute, die Suahelis. Die Manyema sind als fremdes Element natürlich vorzuziehen, umsomehr, als sie

auch gute Soldaten sind. Ein absoluter Verlaß ist aber auf alle diese Leute nicht; die Schutztruppe braucht immer als Rückgrat einen Stamm von Sudanesen. In dieser Erkenntnis werden neuerdings wieder Anwerbungen von Sudanesen versucht.

Alle diese Elemente, Sudanesen, Manyema, Suaheli, Unyamwezi, Wasukuma und andere „Wa-Leute", findet man nun in einer solchen schwarzen Kompagnie der Schutztruppe vertreten. Der Europäer kann jedoch in der ersten Zeit keine Unterschiede herausfinden, er sieht nur schwarze Leute. Erst allmählich gewinnt er den Blick für den individuellen Gesichtsausdruck des Einzelnen und für die charakteristischen Merkmale der Stammesunterschiede.

Um von dem Leben und Treiben einer solchen Kompagnie ein Bild zu bekommen, denken wir uns im Geiste auf eine Station im „Innersten" versetzt.

Die „Station" zeigt einen rechteckigen oder quadratischen Grundriß von 60—80 Metern Seitenlänge. Innerhalb der 2,5—3 Meter hohen Umfassungsmauern liegen die Gebäude, das Offiziershaus, das Unteroffiziershaus, das Wachtlokal, die Magazine, Küchen usw. An zwei gegenüber liegenden Ecken befindet sich je eine Bastion mit einem Maximgeschütz oder einer kleinen 3,7 cm-Schnellladekanone.

Die Umfassungsmauer sowie die Gebäude sind mit den schwarzen Soldaten und Eingeborenen als Hülfsarbeitern unter Leitung der Offiziere und Unteroffiziere gebaut. Als Baumaterial sind lufttrockene Lehmsteine benutzt. Als Bindemittel dient Lehm in Ermangelung von Kalk. Das Dach besteht aus dem hölzernen, mit Stroh eingedeckten Dachstuhl. Bei Regenwetter stürzen die Umfassungsmauern zuweilen ein und werden dann von neuem aufgebaut. Durch die Stroh- oder Erddächer nach Tembenart regnet es häufig hindurch, da sie nicht so dicht herzustellen sind.

daß sie die tropischen Regengüsse völlig abhalten könnten. Die Soldaten (Askaris) der Kompagnie wohnen außerhalb der Station. Jeder Askari hat eine strohgedeckte runde Hütte im sogenannten Askaridorfe, das von breiten, sauberen Straßen durchzogen ist. In dieser Hütte lebt er mit seiner Familie. Um die Hütte ist ein Gärtchen angelegt mit kleinen Stallungen für Klein- und Federvieh.

Bei Tagesgrauen ertönt das Signal „Wecken". Durch das Blasen des Hornisten oder das Trommeln des Tambours wird um 6 Uhr die Kompagnie zum Dienste gerufen. Bereits eine Viertelstunde vorher steht der Askari vor seiner Hütte bereit, um auf das Signal im schnellsten Laufschritt zum Antreteplatz der Kompagnie zu stürmen; denn er hat zu oft bemerkt, daß immer der zuletzt Kommende irgend einen in der Freizeit auszuführenden Auftrag erhält.

Die Kompagnie tritt in zwei Gliedern nach der Größe an und wird genau so wie eine heimische Kompagnie in Züge, Halbzüge und Sektionen eingeteilt. Die farbigen Unteroffiziere stehen vor der Front; vor diesen der oder die europäischen Unteroffiziere. Diese sind natürlich stets Vorgesetzte der farbigen Unteroffiziere. Der Dienstanzug des Askari besteht aus Jacke und Hose aus gelbbraunem Khaki-Stoff mit blanken, gelben Knöpfen. Die Jacke ist mit Klappkragen und Achselklappen versehen. Als Fußbekleidung werden gelbe Schnürschuhe getragen. Der Unterschenkel ist über der Hose vom Knöchel bis zum Knie mit einer dunkelblauen leinenen Binde fest umwickelt. Diese Sitte stammt von den Sudanesen; der Zweck derselben ist, das Bein gegen Stöße und Dornenstiche auf dem Marsche zu schützen. Das Haupt ist bedeckt mit dem „Tarbusch", d. h. einer mit Nackentuch zum Schutz des Nackens gegen die Sonne versehenen hohen Kopfbedeckung aus Stroh, die mit Khaki-Tuch überzogen ist. Die Abzeichen für die farbigen Chargen werden auf dem oberen Teile des linken

Rockärmels getragen und bestehen aus Winkeln aus rotem Tuch; und zwar trägt der Ombascha (Gefreite) einen Winkel, der Schausch (Unteroffizier) zwei Winkel, der Betschausch (Sergeant) drei Winkel, der Sol (Feldwebel) endlich deren vier. Der Effendi (farbige Offizier) trägt drei Messingsterne auf den braunen Achselklappen, aber keine Troddel oder Portepee am Säbel.

Der Leib ist umgürtet mit dem gelben Leibriemen, an dem vorn zwei, hinten eine Patronentasche befestigt sind. Bei Expeditionen und auf Märschen trägt der Askari ein Tragegerüst mit Tornisterbeutel und zusammengewickelter Lagerdecke auf dem Rücken. Brotbeutel und Feldflasche vervollständigen die Ausrüstung des Askari. Die Bewaffnung besteht aus der Mauserjägerbüchse M. 71 und dem dazu gehörigen Seitengewehr. Nur die Europäer erhalten den Karabiner M. 88. Jede Kompagnie führt eine Reichskriegsflagge.

Nach dem Antreten wird die Kompagnie zum Exerzieren auseinander gezogen, das in der Regel täglich stattfindet, einundeinhalb bis zwei Stunden dauert und stets von mindestens einem Europäer beaufsichtigt wird. Beim Marschieren in geschlossenen Abteilungen wird von dem Askari das Durchdrücken der Kniee nicht verlangt, sonst aber „Strammheit“ wie auf dem heimischen Exerzierplatze, sowohl im Kommando wie in der Ausführung. Die Kommandos sind die des heimischen Exerzier-Reglements. Es ist erstaunlich, wie rasch die farbigen Chargen die deutschen Kommandos erlernen und wie schneidig sie dieselben mit schnarrendem rrr abgeben. Wenn man mit geschlossenen Augen auf dem afrikanischen Exerzierplatze steht, dann meint man in Potsdam zu sein. Auch die Kasernenhofblüten, allerdings in Kisuahelisprache, fehlen nicht. Jedes Schimpfwort, das dem Europäer in der Hitze entschlüpft, wird von den farbigen Chargen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit in

ihr Repertoir aufgenommen und dann möglichst häufig angewendet. So wurde von den bayrischen Unteroffizieren das Wort „Lausbub“ als neu übernommen. Will der schwarze Unteroffizier zeigen, daß er sehr böse ist, dann hebt er drohend die rechte Hand und ruft mit Donnerstimme: „Pasch' mal auf, mein Sohn!“

Die Griffe ꝛc. in der geschlossenen Kompagnie werden musterhaft ausgeführt. Das ist nicht wunderbar, denn die Askaris sind mit wahrem Feuereifer beim Exerzieren, und es sind meist vorzüglich gewachsene Leute, da ja großes Angebot vorhanden ist und nur die besten Leute genommen werden.

Nach dem Exerzieren wird eine halbstündige Pause eingeschaltet. Nach Beendigung derselben findet Arbeits- bezw. Schießdienst statt unter Aufsicht eines Europäers. Die Resultate beim Schießen sind recht gute, denn der Askari hat ein gutes Auge und eine sichere Hand, und er giebt sich große Mühe, denn er weiß, daß der „Ernstfall“, ein Gefecht, jeden Tag eintreten kann.

Nachmittags findet ebenfalls Schieß- und Arbeitsdienst und eventuell Felddienst statt.

Abends um sechs Uhr wird eine Flaggenparade abgehalten, d. h. die Flagge wird unter präsentiertem Gewehr herabgelassen.

Um neun Uhr abends wird Zapfenstreich geblasen. Dann darf kein Askari seine Hütte mehr verlassen. Nach dem Dienste begiebt sich der Askari gleich „yumbani“, d. h. nach Hause. Der kleine schwarze Diener, der „Boy“, kommt ihm entgegengelaufen, nimmt ihm das Gewehr ab und hilft ihm die Uniform ausziehen.

Dann setzt sich der Askari vor seine Hütte und läßt sich wie ein Grandseigneur bedienen. Schleunigst erscheint die liebende Gattin mit dem „chakulla“ (Essen). Dasselbe besteht aus Reis oder ugali, d. i. einem Mehlbrei, dazu

giebt es täglich Huhn oder Rind- oder Ziegenfleisch und „mboga“ (Gemüse). Den Hauptbestandteil der Mahlzeit bilden allerdings die Vegetabilien, womit der Neger sich den Magen ordentlich anfüllt, während er das Fleisch nur als „Kitowéo“ (Zuthat) betrachtet, die er aber sehr ungern vermißt. Der Askari nimmt die Mahlzeit zusammen mit seinem Boy ein, denn die Frauen essen für sich allein. Als Löffel und Gabel wird die zuvor sauber gewaschene rechte Hand benutzt. Wer „Linkser“ ist, muß allein essen oder „Rechtser“ werden. Das hat seine tiefer liegenden Gründe, die zu erörtern hier nicht am Platze ist.

Der Askari lebt also, wie man sieht, recht luxuriös. Er kann sich seinen kleinen Luxus gestatten, denn er wird für seine Verhältnisse recht gut bezahlt, und das Geld hat im Innern noch einen höheren Wert als an der Küste; weshalb es auch stets das Bestreben der Askaris ist, „pwani“, d. h. „von der Küste“ wegzukommen, wo alles so teuer ist, „barra barrani“ nach den Fleischtöpfen im Innern. Der Askari erhält monatlich 33⅓ Rupies, nach unserem Gelde rund 50 Mark, wenn er Sudanese ist; die Eingeborenen erhalten als Soldaten nur 20 Rupies, die Chargen entsprechend mehr.

Als besondere Festtage werden auch auf den Stationen die Geburtstage des Kaisers und der Kaiserin gefeiert. An diesen Tagen fällt der Dienst aus, und es wird Vormittags eine Parade abgehalten, wobei der älteste Offizier eine Ansprache in Kisuaheli, das alle Askaris verstehen, hält und das „Hurra“ ausbringt. Nach dem Parademarsche wird ein Geldgeschenk verteilt, und zwar an Kaisers Geburtstag in Höhe von 2 Rupies, am Geburtstag der Kaiserin in Höhe von 1 Rupie.

Am Nachmittag werden Festspiele, Kampfspiele und Tänze abgehalten und einige Rinder geschlachtet.

Die Religion der Askaris ist die mohammedanische,

wenn es Sudanesen oder Küstenleute sind. Die Eingeborenen gelten als Heiden, obgleich alle an „Mungo“ (Gott) glauben.

Wird für die Kompagnie ein Ochse geschlachtet, so besorgt das Geschäft des Schlachtens ein Sudanese oder ein andrer Mohammedaner, der beim Schlachten alle religiösen Ceremonien gewissenhaft beachtet. Würde ein Heide oder ein Europäer, was für den Mohammedaner dasselbe sagen will, das Schlachten des Rindes besorgen, so wäre der Erfolg, daß die Mohammedaner keinen Bissen Fleisch annehmen würden. Alle Askaris sind, gleichviel ob Mohammedaner oder nicht, Polygamisten, wenn es ihnen die Geldmittel gestatten. Das Christentum hat unter den Askaris bisher nur wenig Anhänger gefunden.

Wie hier in der Heimat der Soldat, des Garnisonlebens müde, sich freut, wenn zum Manöver ausgerückt wird, so sehnt sich auch der Askari nach einer Abwechselung vom Stationsdienste. Wenn es heißt: „Morgen wird ausgerückt, Freiwillige vor!“ dann treten gleich eine große Anzahl Askaris vor mit den Worten: „tunataka safari“, d. h. wir wollen mit ausrücken. Nun beginnt ein reges Leben und Treiben. Die Patronen werden ausgeteilt; das Maximgeschütz wird transportfertig gemacht, die Expeditionslasten, bestehend aus den Lasten für die Europäer und aus den Munitions- und eventuell Proviantlasten, werden gepackt und geschnürt, u. s. w.

Am andern Morgen wird das Expeditionskorps formiert und dann der Vormarsch angetreten, voraus die Reichskriegsflagge. In friedlichen Gebieten treten die militärischen Rücksichten während des Marsches noch in den Hintergrund, es kommt nur darauf an, die Marschkolonne täglich so weit wie möglich vorwärts zu bringen, wobei die Lage der natürlichen Wasserplätze eine große Rolle spielt, denn Brunnen giebt es nicht. Erst in der Nähe des feindlichen



Das Expeditionskorps gegen Machemba im Lager.

Gebietes, sobald sich die „Waschensgi“ (die Wilden), mit Speer und Schild, auch mit Vorderladern bewaffnet, in der Ferne und seitwärts auf den Höhen in großen Mengen zeigen und fortwährend, zum großen Aerger der Askaris, das nervenerschütternde Kriegsgeschrei: „hui, hui!“ oder „hä, hä!“ ausstoßend, die Kolonne begleiten, wird mit Sicherheitsmaßregeln marschiert, d. h. es wird eine Spitze, bestehend aus einem weißen Unteroffizier und einigen Askaris, vorgeschoben und für Seitendeckung gesorgt, damit die Marschkolonne in unübersichtlichem Gelände nicht plötzlich überfallen werden kann. Im Busch wird die Seitendeckung meist aus Hilfsvölkern gebildet; Leuten eines Sultans, der ein Interesse am Gelingen der Expedition hat. Diese winden sich leichter durch den Busch, als die uniformierten Askaris, so daß der Vormarsch nicht allzu sehr verzögert wird. Die Kolonne marschiert im Gänsemarsch, Mann hinter Mann. Voran der Kirongosi (Wegführer), an der Tete der Kolonne der Expeditionschef eventuell mit Stab, dann ein Zug Askaris, dahinter das Geschütz und hinter diesem die Hauptmasse der Askaris mit den zugehörigen Europäern. Nun folgen die Träger mit den Lasten, beaufsichtigt und angetrieben durch dazwischen marschierende Askaris. Den Schluß bildet wieder eine Abteilung Askaris, dahinter ein Europäer. So windet sich die Kolonne vorwärts durch den Busch gleich einer riesigen Schlange über steile Höhen und durch tiefe Schluchten. Der Pfad ist schmal, oft nur einen Fuß breit und durch den Regen zu einem Spitzgraben ausgewaschen. Ist nun der für den betreffenden Tag in Betracht kommende Wasserplatz erreicht, dann wird das Lager auf einem möglichst freien Platze aufgeschlagen und durch eine Hecke aus Gestrüpp ringsum befestigt. Längs dieser Hecke werden die kleinen, etwa drei bis vier Fuß hohen Zeltchen der Askaris aufgebaut. In der Mitte des Lagers stehen die Zelte der Europäer, die Fahne, das

Geschütz, die Lasten und die Reittiere. In der Nähe der Lasten lagern die Träger. Eine Lagerwache wird kommandiert. Nun wird Wasser geholt und Brennholz und für das leibliche Wohl gesorgt. Erst wenn Zapfenstreich geblasen oder Ruhe geboten ist, hört das Plaudern und Murmeln an den Feuern auf. Alles sinkt in Schlaf; dieser träumend von der Heimat, jener vom morgigen Gefechte, wo es gilt, die hohen Mauern einer festen Boma zu stürmen, und lautlos liegt alsbald das Lager im Dunkel der afrikanischen Nacht, deren Stille nur durch das Anrufen der Posten und hin und wieder durch Hyänengeheul oder das ferne Brüllen eines Löwen unterbrochen wird. —

Möchte es in den vorstehenden Blättern gelungen sein, dem Leser vor Augen zu führen, wie die „Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika" in den zehn Jahren ihres nunmehrigen Bestehens redlich und mit Erfolg bestrebt gewesen ist, dem deutschen Wesen Achtung zu verschaffen, so daß die Nachbarkolonieen, im Norden die Engländer, im Westen die Belgier, im Süden die Portugiesen, mit Neid und Bewunderung auf die deutsche Schutztruppe hinblicken.

Möge es ihr vergönnt sein, auch ferner unter des Reiches Kriegsflagge der feste Schutz und Schirm der Kolonie zu bleiben, auf daß Deutsch-Ostafrika emporgedeihe zu Nutz und Frommen des deutschen Vaterlandes!*)

*) Die weiteren Kapitel behandeln die Thätigkeit der Schutztruppen in Südwestafrika und in Kamerun.





Träumerei.

Nach dem Gemälde von C. von Bodenhausen.

(Siehe Gedicht auf Seite 237.)



Das Haus im Schatten.

Kriminalnovelle nach einer wahren Begebenheit von

Auguste Groner.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Unterm Holunderstrauch.

Es war ein Frühlingstag, ein Maientag, wie man sich einen solchen nicht lieblicher hätte denken können. Seine Helligkeit legte sich wie ein Lächeln auf die großen Züge der Natur und verschönte die gewaltige Physiognomie der Großstadt.

Zwischen Rebenhügeln und Gemüsegärten wand sich die breite Landstraße hin, auf welcher ein altmodischer Wagen rollte, der schon seit etlichen Jahren zweimal wöchentlich die verschiedensten Lebensmittel zu einem der Märkte der großen Stadt brachte und meistens, wie auch heute, von seinem Besitzer selber gelenkt wurde. Seit Herr Krönig als Rentner auf einem hübschen, kleinen, aber von den

großen Verkehrslinien fern gelegenen Gute lebte, waren diese Stadtfahrten nicht nur ziemlich einträglich, sondern bildeten auch fast das einzige Vergnügen für ihn und seine Frau. Auch heute hatten sie durch ihren Mittelsmann einen netten Erlös für die Erzeugnisse ihres Gartens und ihres Geflügelhofes erzielt und waren schon deshalb wohl gelaunt; nicht minder jedoch freuten sie sich über die ganz besondere Schönheit des Tages, und diese freudige Stimmung schien der wohlgenährte Grauschimmel, der vor den Wagen gespannt war, zu teilen, denn er griff ganz flott aus und wieherte zuweilen lustig.

„Ist ein rechter Feinschmecker, unser Hansl!“ sagte Herr Krönig lächelnd zu seiner Frau. „Sieh nur, wie er zur Böschung hindrängt. Da wächst aber auch ein ganz besonders saftiges Gras.“ Und gutmütig ließ er das Tier gewähren. — Die Frau war auch von Hansls Thun belustigt und meinte gutherzig:

„Heute hat er sich wirklich eine Extra-Portion verdient; hat gar viel ziehen müssen. Du weißt ja, beim Marterl*) hat er fast nicht weiterkommen können.“

Krönig nickte.

„Ja, das war merkwürdig,“ entgegnete er. „Uebrigens ist dort eine schlechte Stelle. Ich bin überhaupt froh, daß wir auf dem Hottinger Weg nicht mehr oft zu fahren brauchen. Die Bahn wird ja noch vor dem Winter eröffnet.“

„Meinst du?“

„Ganz sicher. Aus diesem Grunde hat Nachbar Hottinger auch in der letzten Zeit nichts mehr für den Weg gethan. Geht ja doch dann die Bahn keine hundert Meter weit an unserm und seinem Haus vorbei.“

---

*) „Marterl“ nennt man in dem deutschen Berglande Kreuze oder Bildtafeln, welche an Orten aufgestellt sind, an denen ein Mensch verunglückt ist. Sie sollen den Vorübergehenden dazu bewegen, für den Verstorbenen zu beten

Indessen die beiden Gatten, die so sehr an dem Bahnbau interessiert waren, lebhaft ihr Thema weiterführten, fuhren sie durch ein ehemaliges Dorf, das kürzlich der Stadt einverleibt worden war und sichtlich große Anstrengungen machte, sich dieser Ehre würdig zu erweisen. Völlig neue Gebäude im Villenstil waren kokett und wirklich malerisch in alten Gärten aufgeführt worden und stachen gewaltig von den noch bestehenden Bauernhäusern ab. Ein ebenfalls neuer Bau umfaßte das Postamt und eine Polizei-Wachstube, vor deren offener Thüre sich, noch recht ländlich, eine Schar Gänse sonnte.

Krönig und seine Frau hatten den neuen Stadtteil bald im Rücken, und nach etlichen Minuten, während deren sie zwischen gut bebauten, maigrünen Feldern hingefahren waren, tauchte ein stattliches Haus vor ihnen auf. Es war ein Wirtshaus, sichtlich ein viel besuchtes Wirtshaus, neben dessen Thor ein weißes Lamm abgebildet war, und in dessen schon recht schattigem Garten viele Tische und Bänke standen. Vor dem weiten Flur waren etliche Brauknechte damit beschäftigt, große Bierfässer abzuladen.

Der Wirt, ein rundlicher Mann, beaufsichtigte das wichtige Werk.

Als Krönigs Wagen näher kam, grüßte Peter Mayer — so hieß der Lammwirt — dessen Insassen höflich, während Krönig hinüber rief: „Gestern ist halt wieder ein guter Tag gewesen! Ihr Keller ist ganz trocken geworden! Nicht so?“

„Ganz trocken!“ lachte der Wirt vergnüglich. „Wir sind erst gegen Eins ins Bett gekommen. Gerauft haben sie auch. Na ja, die Italiener, das sind halt Hitzköpfe.“

Noch ein Nicken hinüber und herüber, und der Wagen fuhr wieder rascher weiter.

Nur noch eine kurze Strecke blieb der Grauschimmel auf der Landstraße, dann bog er in einen Nebenweg ein.

Er that es ganz von selber. Der Hansl war ein gar kluges Tier; er bog hier schon seit Jahren von der Landstraße ab und kannte den schlechten Weg Schritt für Schritt. Der Hottinger Weg ließ wohl immer viel zu wünschen übrig, so schlecht, wie in diesem Frühjahr, war er indessen noch niemals gewesen. Aber er bot eine schöne, romantische Aussicht. Einerseits begrenzte ihn eine sumpfige Wiese, welche jetzt von Dotterblumen und Vergißmeinnicht übersäet war; andererseits zog er sich an einem Rain hin, welchen Rosen- und Schlehensträucher, Sauerdornbüsche und Brombeerranken bedeckten, zwischen denen noch hunderterlei andere Pflanzen dem Lichte entgegenwuchsen. Da, wo der jetzt ganz verwahrloste Weg sich zu senken begann, war es am allerschönsten. Dort bildete er etliche zwanzig Meter lang einen Hohlweg, dessen Wandungen niedriges Buschwerk und ein riesiger, uralter Holunderstrauch schmückten. Hier befand sich auch das Marterl. Es war ein ebenfalls schon recht alter Bildstock, auf dessen, von einem Holzdach geschützter Tafel ein vom Blitz Erschlagener ebenso naiv wie rührend dargestellt war.

Krönig zog die Zügel kräftiger an, um den oft ungestümen Hansl zur Vorsicht zu mahnen. Heute jedoch war diese Mahnung überflüssig. Der Hansl ging schon von selber nicht weiter — ging weder schnell noch langsam, sondern warf, dicht an dem Marterl angekommen, unruhig den Kopf empor und drängte nach hinten.

„Merkwürdig,“ sagte Krönig, „was hat denn das Tier?“

Er erhob sich und schaute, sich weit nach rechts beugend, in den Hohlweg hinunter. Aber er sah nichts, was die Scheu des Tieres erklären konnte.

Auch seine Frau war neugierig geworden; sie beugte sich zur Seite, und da sie rechts saß und das Marterl auch an dieser Seite stand, hatte sie dieses dicht vor Augen. Plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus.

„Was giebt's denn?“ fragte Krönig, sich ihr rasch zuwendend.

Sie konnte keine Auskunft geben, wenigstens nicht mit Worten. Ihre blaß gewordenen Lippen zitterten ebenso sehr, wie ihre Hand, mit der sie nach rechts wies.

Auch Krönig stieß jetzt einen Ruf des Entsetzens aus; dann lenkte er den schnaubenden Grauschimmel langsam nach hinten, bis er an eine Stelle kam, an welcher er den Wagen wenden konnte.

Als dies geschehen war, sagte er zu seiner Frau: „Jemand von uns muß hier bleiben. Ich denke, du wirst es vorziehen, zum Lammwirt zu fahren. Er soll gleich nach der Wachtstube schicken. — Du kannst, bis ich dich hole, bei der Wirtin bleiben.“

Frau Krönig nickte.

Krönig strich ihr lächelnd über die noch immer bebende Hand, und des Pferdes Hals klopfend, sagte er kopfschüttelnd: „Was so ein Tier doch spürt! Wir zwei haben keine Ahnung davon gehabt.“

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Krönig sah ihm eine Weile nach, dann wandte er sich wieder dem Hohlwege zu. Er that es merkbar recht widerwillig; den Hohlweg selbst betrat er nicht.

Als er das altersschwache, teilweise bemooste Dächlein des Bildstockes vor sich auftauchen sah, ließ er sich auf der Böschung nieder.

Es wäre ihm lieb gewesen, wenn jemand des Weges gekommen wäre. Aber es kam niemand, und es war auch weit und breit kein menschliches Wesen auf den Feldern oder Wiesen zu sehen. Nur etliche Raben stelzten, die Füße hochhebend und mit den Flügeln schlagend, über die Sumpfwiese.

Er zählte sie. Es waren ihrer vier. Eine Weile kümmerten sie sich nicht umeinander, dann mochte einer

Beute gemacht haben, denn rasch gesellten sich die drei anderen ihm zu. Bald begannen sie einen Streit und flogen plötzlich auf, just gegen den Hohlweg hin, von welchem Krönig etwa zwanzig Schritte entfernt saß.


Plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus.

Herr Krönig, der wegen Nervosität in Pension gegangen war, spürte es an diesem wunderschönen Maivormittag wieder einmal recht deutlich, daß ihn das Landleben noch immer nicht vollständig geheilt hatte. Ungeduldig schaute er nach der Richtung, welche seine Frau genommen hatte; dazwischen blickte er auch ab und zu ärgerlich und besorgt nach jener Seite, nach welcher sich die Raben zurückgezogen hatten. Endlich tauchte der Lammwirt am Wege auf.

Das rundliche Männlein, sonst die Personifikation behaglicher Lebensfreude, bot jetzt ein Bild des Schreckens. — „Ah! So was! So was!“ keuchte er ein um das andere Mal, als er bei Krönig angelangt war. Und auch er mußte sich hinsetzen und sich den Schweiß von der Stirne wischen.

Als er sich ein wenig erholt hatte, konnte er es sich jedoch nicht versagen, einen Blick in den Hohlweg zu thun.

„Schrecklich, schrecklich!“ seufzte er, als er sich wieder neben Krönig setzte.

Etwa zehn Minuten später war schon ein Schutzmann auf dem Platze. Auch er trat sofort an das Marterl heran und schaute hinunter, dann wandte er sich an die beiden, ihm wohlbekannten Männer und sagte: „Sie brauchen nicht hier zu bleiben. An Sie, Herr Krönig, wird die Kommission freilich etliche Fragen zu stellen haben, aber Sie können einstweilen ja auch ins Lamm gehen. Die Herren von der Kommission werden Sie kaum vor einer Stunde brauchen.“

„Ich bleibe schon,“ sagte Krönig.

Peter Mayer jedoch ging heim. Er war in sichtlich gedrückter Stimmung. Sein Gedankengang und die Art seiner Besorgtheit wurden durch etliche Worte verraten, die er zu sich selber sprach.

„Und gerad gestern war bei mir eine Rauferei!“

So lauteten Peter Mayers kummervolle Worte. Er wiederholte sie etwa eine halbe Stunde später, als er, unter der Einfahrt seines Hauses stehend, einen offenen Wagen davor halten sah.

Es saßen drei Herren darin. Einer davon trug die Uniform eines Polizei-Kommissars.

„Bitte, wo geht's denn hier zum Hottinger Weg?“ rief der Kutscher zum Lammwirt hinüber.

Peter Mayer gab rasch die gewünschte Auskunft.

Als die, mittelst des Telephons so rasch herbei gerufene „Kommission“ weiterfuhr, seufzte der Lammwirt: „Wenn's nur keine Scherereien giebt!“

Wenige Minuten später standen die Herren von der Kommission an der Stelle, an welcher heute der Hansl zweimal gescheut hatte.

Ihre Augen hatten schon den ganzen Hottinger Weg her Ausschau nach irgend etwas Besonderem gehalten

— aber es war nirgends etwas Auffallendes zu sehen gewesen.

Der Schutzmann hatte salutiert und war dann zur Seite getreten.

Krönig und die drei Herren hatten sich stumm begrüßt. Sie standen jetzt dicht nebeneinander, und ihre Blicke waren auf den Grund des Hohlweges gerichtet.

Man sah da einen Mann liegen.

Er war im Fallen in die breite Furche gerollt, welche das auf dieser Seite des Weges sich sammelnde und abfließende Regenwasser im Laufe der Jahre ausgewaschen hatte.

Der alte Holunderstrauch breitete seine blütenschweren Aeste über ihn. Des Mannes Gestalt war deshalb nur wenig sichtbar. Sein Antlitz aber lag frei und unbedeckt, vom hellen Sonnenlichte beschienen.

Es war das hübsch geformte Gesicht eines etwa fünfunddreißigjährigen, bärtigen Mannes.

Eine kleine Wunde befand sich mitten auf der Stirn, während der Tote mit offenen Augen dalag und selbst im Tode noch zu lächeln schien.

„Ist es Mord?“ fragte Krönig, der immer noch recht verstört aussah.

Der Doktor nickte.

„Ganz sicher wohl!“ sagte er.

„Es ist hier nirgends eine Waffe zu sehen, es kann also kein Selbstmord sein.“

„Die Waffe könnte dem Toten genommen worden sein,“ warf der Kommissar ein.

„Allerdings möglich!“ setzte der Doktor hinzu. „Wir wissen aber trotzdem bestimmt, daß hier kein Selbstmord vorliegt. Ein Selbstmörder setzt die Pistole an die Stelle, an der er sich treffen will, und das giebt immer ein Brandmal. Hier aber ist keines. Nein, nein, den Mann hat

ein anderer getötet, und zwar unversehens, nicht nach Streit und Aufregung, das beweist der Gesichtsausdruck. Denken Sie nicht auch so, Herr Kommissar?"

„Genau so. Wer in seinem letzten Augenblick so lächeln konnte, der wußte nicht, daß ihm der Tod schon so nahe sei. Jetzt aber, Doktor, müssen wir Ihnen Raum schaffen. Schutzmann, hauen Sie die unteren Zweige weg."

Der Schutzmann eilte herbei, zog seinen Säbel und hieb die hinderlichen Zweige des Holunders weg. Jetzt fiel das Sonnenlicht auf den ganzen Körper des Toten.

„Wie lange kann er tot sein?" fragte der Kommissar, indessen der mitgekommene Schreiber auf seiner steifen Mappe zu schreiben begann.

„Ich schätze, daß er vor etwa zehn bis vierzehn Stunden starb," antwortete der Doktor.

Der Kommissar wandte sich zu Krönig.

„Sie haben vermutlich die Anzeige gemacht?"

„Ja, ich — oder vielmehr meine Frau in meinem Auftrage. Wir fanden ihn vor kaum einer Stunde. Mein Pferd scheute, da wurden wir aufmerksam und gewahrten ihn. Aber gegen fünf Uhr morgens muß er auch schon da gelegen haben — denn da scheute mein Schimmel auch gerade an dieser Stelle."

„Und da fühlten Sie sich nicht veranlaßt, nach der Ursache seiner Unruhe auszuschauen?"

„Nein, Herr Kommissar. Ein Ausschauen hätte auch wenig genützt — denn wir konnten kaum das Pferd vor uns sehen, so dicht war der Nebel."

„Ein Nebel? Heute?"

„Es ist so," sagte Krönig ruhig.

Der Kommissar warf einen Blick auf den Schutzmann, und auch dieser antwortete:

„Es ist so, Herr Kommissar. Auf dieser Wiese liegt jetzt täglich früh und abends ein dichter Nebel. Ganz milch-

farben steigt er aus dem Boden. Er war heute um sechs Uhr noch sehr dicht."

„Früh und abends," sagte nachdenklich der Kommissar, „aber heute Nacht war Vollmond."

„Ja," fiel Krönig ein, „zwischen neun und elf Uhr war es fast taghell!"

Der Kommissar und auch die anderen sahen ihn aufmerksam an, sehr aufmerksam, wollte ihn dünken, und da wurde er still und dachte genau, wie der Lammwirt: Wenn es nur keine Scherereien giebt!

Der Polizeibeamte stellte wieder eine Frage.

„Ist Ihnen der Mann bekannt, Herr . . .!"

„Krönig," sagte der Angesprochene. „Nein, dieses Gesicht habe ich vorher noch niemals gesehen, und auch dem Lammwirt, der einen Augenblick lang hier war, muß der Tote unbekannt sein."

„So. Der Lammwirt war hier? War sonst noch jemand hier?"

„Niemand."

„Danke!" sagte der Kommissar und wandte sich zu dem Schutzmann. „Suchen Sie einstweilen die nächste Umgebung genau ab!" befahl er und beugte sich zu dem Toten nieder.

Eine kleine Börse mit wenig Geld, eine Brieftasche, in welcher ein Notizbuch enthalten war, ein kleiner Kamm und ein Sacktuch, auch eine silberne Uhr mit einer Kette fand sich bei dem Toten. Der Schreiber notierte jeden dieser Gegenstände, welche der Kommissar in seine Aktentasche legte. Nachdem er das Notizbuch durchblättert hatte, verwahrte er auch dieses, indem er sagte:

„Daraus ist nicht zu ersehen, mit wem wir es da zu thun haben."

In diesem Augenblick kam der Schutzmann zurück. Er konnte nur berichten, daß er weder die Waffe, noch irgend

etwas anderes, das mit dem Morde in Verbindung stehen könne, entdeckt habe.

„Dann holen Sie uns wenigstens einen Photographen herbei,“ sagte der Kommissar.

„Ah!“ rief der Doktor, — „ein Kennzeichen wenigstens hat der arme Kerl. Hier! — Sehen Sie? Seinem linken Zeigefinger fehlt das erste Glied.“

„Da lassen wir also auch seine Hand photographieren,“ meinte der Polizeibeamte gleichmütig und fuhr, zu Krönig gewendet, fort: „Ich danke Ihnen, Sie brauchen sich hier nicht länger aufzuhalten. Lassen Sie uns nur Ihren Namen und Ihre Adresse hier. Falls wir Sie noch brauchen sollten, sind Sie ja wohl bald zur Stelle?“

„Ich wohne in der Nähe,“ antwortete Krönig, gab seinen Namen und seine Adresse an und fügte hinzu: „Der Herr Wachmann kennt mich.“

„Gewiß, Herr Krönig,“ bestätigte dieser. „Es kennt Sie ja hier herum jeder.“

Darnach verließ Krönig den ihm jetzt sehr unlieb gewordenen Ort und begab sich zum Lammwirt, holte seine Frau und fuhr mit ihr, diesmal die Landstraße einhaltend, heim.

Eine Stunde nach Krönigs Weggehen fuhren die Herren von der Kommission wieder stadtwärts.

Der Polizei-Kommissar hatte vor dem Lammwirtshause halten lassen.

Es war das dem Hottinger Weg zunächst gelegene Haus. Wenigstens war ringsum kein anderes zu sehen, deshalb ließ der Kommissar eben da anhalten.

Aber er stieg nicht aus.

Der Wirt stand auch jetzt unter dem Thore.

Er mußte auf die Rückkehr der Herren gewartet haben. Nun befremdete es ihn aber doch merkbar, daß der Wagen vor seinem Hause anhielt und daß der Herr in Uniform ihn anrief.

„Herr Peter Mayer, wenn ich nicht irre?" hatte der Kommissar nach einem Blick auf das Namensschild herübergerufen. Der Lammwirt trat, seine Mütze ziehend, an den Wagenschlag.

„Der bin ich, Herr Kommissar."

„Sie haben sich den Toten angesehen?"

„Jawohl."

„Kennen Sie ihn?"

„Nein."

„Haben ihn auch vorher nie gesehen?"

„Nein. — Aber ich habe etwas zu melden."

„Was denn?"

„Gestern nacht fand in und vor meinem Wirtshaus eine große Rauferei statt."

„Ah!" machte der Kommissar, und dann stieg er aus dem Wagen.

Der Doktor folgte ihm. Dem Schreiber gab er die Weisung, auf der nächsten Polizeiwachtstube nach dem allgemeinen Krankenhause zu telephonieren, daß der Tote abgeholt werden möchte.

Der Wagen mit dem Schreiber setzte sich wieder in Bewegung, und die beiden Herren betraten das Lammwirtshaus.

„Zwischen wem fand denn die Rauferei statt?" war des Kommissars erste Frage.

„Zwischen den deutschen und den italienischen Bahnarbeitern, welche seit Wochen schon hier beschäftigt sind."

„Wer überwacht sie?"

„Zwei Bauführer."

„Schicken Sie nach diesen zweien."

Peter Mayer rief seinen Knecht herbei.

„Hole den Pferhofer und den Pietro Sandri. Sage, daß Herren von der Polizei sie rufen lassen."

Der Bursche lief schon davon.

Der Beamte und der Doktor begaben sich in die Wirtsstube.

Der Wirt blieb bei ihnen.

Er stellte sich, nachdem sie sich niedergelassen hatten, an das Fenster.

Schon nach etwa zehn Minuten konnte er melden, daß die Gerufenen dem Hause nahe seien.

Es waren ältliche Männer von vertrauenerweckendem Aussehen und ruhiger Art, welche des Kommissars Fragen ebenso klar, wie sie gestellt wurden, beantworteten.

Die Rauferei war geringfügiger Ursache halber entstanden und dennoch bald wild und allgemein geworden. Sie hatte, davon waren die Beiden, sowie auch der Wirt und dessen Dienstleute überzeugt, nur zwischen den Bahnarbeitern stattgefunden. Kein Fremder hatte sich darein gemischt und es war — im Bereiche des Wirtshauses wenigstens — auch nicht geschossen worden. Es hatten sich alle Arbeiter am Morgen ordnungsgemäß an ihren Arbeitsplätzen eingefunden, und keiner von ihnen hatte im Aussehen oder im Benehmen etwas Auffallendes gehabt.

Dies war das Ergebnis der Vernehmung der beiden Arbeitsführer, sowie des Wirtes und seiner Hausgenossen.

Der Polizeikommissar erhielt auch Gelegenheit, die Leute, die in die Rauferei verwickelt gewesen waren, zu sehen. Sie kamen, noch während er mit ihren Führern redete, gruppenweise zu dem Wirtshause, woselbst ihrer auf langen Tischreihen die Mittagskost wartete.

Daß die feindlichen Parteien noch immer nicht versöhnt waren, bezeugte der Umstand, daß sie sich streng gesondert voneinander hielten und daß noch immer anzügliche Reden fielen. Schwer bedrückt von Schuld und Angst konnte jedoch keiner dieser Männer sein, welche da mit so gesundem Appetite ihr einfaches Mahl verzehrten.

Mit dem Bewußtsein, daß unter ihnen der Schuldige nicht zu suchen sei, bestiegen die Herren wieder den inzwischen zurückgekehrten Wagen und verließen den Ort ihrer heutigen Amtshandlung.

Der Tote am Hottinger Wege erhielt, ehe er abgeholt wurde, noch einen Besuch. Ein hübsches Mädchen war es, das wie von ungefähr den Weg einschlug. Sie schob einen Kinderwagen vor sich her, in welchem ein schlafendes Büblein lag. Sie war Magd bei einem der Sommergäste, welche in dem noch so ländlichen neuen Stadtteile wohnten, und schon oft hatte sie das ihr anvertraute Kind auf diesen einsamen Weg hinausgefahren. Es war also nichts Absonderliches dabei, daß sie auch heute diese Richtung einschlug.

Und doch war etwas Absonderliches dabei, denn sie schlug sie erst ein, als Johann, der Knecht des Lammwirtes, ihr, bald nachdem die Kommission zur Stadt zurückgekehrt war, mitgeteilt hatte, daß auf dem Hottinger Wege ein Toter liege.

Der Johann hatte nämlich eine bedeutende Schwäche für die hübsche Lisi und ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, mit ihr zu plaudern, und da er just, als sie am Hause vorüber kam, den Platz davor säuberte, teilte er ihr die große Neuigkeit mit.

Sie erschrak natürlich darüber, wie ja alle erschrocken waren — dann aber schob sie doch ganz ruhig den kleinen Wagen weiter und verschwand bald an der Straßenbiegung.

Als sie zur Stelle kam, an welcher der Hottinger Weg mündete, schaute sie scheu zu den Büschen hinüber, welche den Hohlweg markierten. Dort lag ja der Tote, wie sie gehört hatte.

Da tauchte auch der Schutzmann auf.

Sie hielt an.

Er sah herüber. — Oder schaute er nach der Landstraße hin?

Dort rollte jetzt ein Wagen. Er bog auch in den Hottinger Weg ein.

Das Mädchen starrte hinüber.



Der Kutscher und der junge, kräftige Schutzmann hoben die Leiche in den Wagen.

„Mein Gott, mein Gott!“ sagte sie und fuhr plötzlich zusammen. Ihre Wangen entfärbten sich, und dann preßte sie die Lippen aufeinander.

Es war, als wollte sie sich damit verhindern, noch mehr zu sagen.

So stand das bleiche, junge Mädchen schweigend und zitternd da, während der Kutscher und der junge, kräftige Schutzmann die Leiche in den Wagen hoben.

Voll Entsetzen schauten Lisis sonst so lustige Augen ihnen zu. Und als der Wagen mühsam gewendet worden

war und nun langsam zurückfuhr, hatte sie eben nur noch so viel Kraft, ihr Wägelchen noch einige Schritte weiter zurückzuziehen.

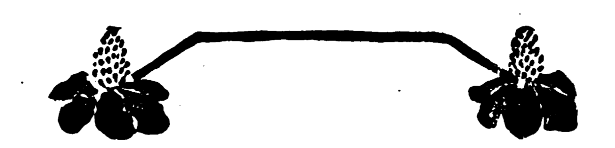
Wenige Minuten später hatte der Wagen die Biegung der Landstraße erreicht und verschwand hinter Bäumen.

Lisi starrte ihm aber noch eine ganze Weile nach, und als sie sich endlich ermannt hatte, fuhr sie ihren kleinen Pflegebefohlenen so hastig über den holperigen Weg hin, daß er erwachte und zu weinen begann.

Das erst brachte sie ganz zu sich.

In dem Bemühen um das Kind wurde sie ruhiger, und als der kleine, dicke Kerl sich zutraulich an sie schmiegte, wischte sie ihm die Thränen von den Wangen und sagte: „Sei ruhig, Bubi, und ich will's auch sein. Es ist ja gar nicht möglich, was sich da deine dumme Lisi zusammengedacht hat."





Zweites Kapitel.

Auf der Fährte.

Seit man den Toten auf dem Hottinger Wege gefunden hatte, waren drei Tage vergangen. Die Zeitungen hatten den Fall kaum gestreift, er war jetzt schon vergessen. Wer hätte sich dafür auch interessieren sollen! Der unbekannt gebliebene Tote war „beamtshandelt“ und begraben, der Thäter unentdeckt geblieben. — Der Fall war abgethan. So hätte man meinen können.

* * *

„Herr Gott! Wie ich Sie beneide! Wieder gesund und einen längeren Urlaub vor sich!“ So redete ein Mann, der den blau-weißen Kittel der Patienten des Wiener allgemeinen Krankenhauses trug, zu einem anderen, der soeben im Begriffe war, sich in die Kanzlei des genannten Instituts zu begeben, um sich dort abzumelden.

Der so aufrichtig Beneidete war ein ältlicher Mann. Er mochte ein guter Mensch sein, denn er tröstete seinen Bettnachbarn in herzlicher Weise, ehe er von ihm Abschied nahm, wonach er die Kanzlei betrat.

Der Beamte reichte ihm die Hand.

„Na, Alter! So bist du denn wieder gesund!“ sagte er. „Und frisch wie sonst wirst du auch wieder werden, wenn du dich ein bißchen in der Höhenluft herumtreiben wirst.“

„Hab' auch schon eine unbändige Sehnsucht darnach,“ entgegnete der andere und fügte lächelnd hinzu: „Aber erledige nur zuerst deine Arbeiten, fünf Minuten kann ich schon noch warten.“ Er deutete dabei auf den Spitaldiener, der dicht hinter ihm eingetreten war und ein Bündel auf den Nebentisch legte. Nach einer Zeitung langend, setzte er sich ans Fenster, indessen Kraus, sein Jugendfreund, den Diener fragte, was er da bringe. Die Antwort lautete, daß der Herr Inspektor da alles schicke, was von Nummer 186 noch im Spitale sei.

„Es ist auch die Abschrift des Protokolles dabei, das hier aufgenommen worden ist. Es muß alles heute noch der Polizei zugestellt werden. Was sonst noch bei dem Ermordeten gefunden worden ist, liegt bereits dort!“

„Was ist's mit Nummer hundertsechsundachtzig?“ fragte der Freund des Krankenwärters.

Kraus lachte.

„Hab's ohnehin gemerkt, daß dich das Wort gepackt hat.“

Der andere nickte.

„Natürlich Kraus! Also was ist's mit dem Manne?“

„Er ist vor drei Tagen auf einem Feldwege erschossen aufgefunden worden.“

„Wer ist es denn?“

„Das weiß man nicht.“

„Geh' Kraus! Laß mich lesen, was man hier über ihn zu Protokoll genommen hat.“

Daraufhin war es eine Zeitlang still in der Kanzlei.

„Wann willst du deinen Urlaub antreten?“ fragte Kraus, der mit sichtlichem Interesse beobachtete, wie der müde Blick

seines Freundes nach und nach zu einem lebhaften, zu einem funkelnden wurde, wie dessen noch ziemlich blaß gewesenes Gesicht Farbe bekam.

„In meinem Berufe kann man nie wissen, was man in der nächsten Stunde thun wird,“ antwortete Müller, klappte das Buch mit dem darin enthaltenen Protokoll zu und begann die Wäsche und die Kleider von Nummer 186 zu untersuchen.



„Na, Alter! So bist du denn wieder gesund!“ sagte Kraus.

Er that es ohne Hast und mit großer Gründlichkeit und schnitt sich ein Stück aus dem etwas auffallenden Stoff der Hose.

Kraus sah ihm zu, ohne gegen dieses seltsame Beginnen etwas einzuwenden. Er wußte, daß sein Freund und somit auch er sein Thun verantworten könne.

„Nun?“ — fragte er nur, als die Untersuchung beendet war. Der gewesene Patient zuckte die Achseln und antwortete:

„Er hat ja, wie ich vorhin hörte, noch allerlei hinterlassen. Vielleicht läßt sich daraufhin wenigstens seine Person feststellen und —“

„Und so weiter, und so weiter,“ fiel Kraus lächelnd ein.

„Er ist natürlich schon begraben?“

„Natürlich,“ sagte Kraus.

Der andere griff nach seinem Hute.

„Du gehst jetzt schon? Du bist ja noch gar nicht abgemeldet.“

„Das wird ja rasch zu machen sein. Dazu bin ich ja hierher gekommen.“

„Du wolltest aber auch mit mir dein Genesungsmahl einnehmen! So haben wir es gestern ausgemacht.“

„Sei nicht ärgerlich, wenn nichts daraus wird,“ sagte der andere herzlich, — „du kennst mich ja, Alter. Wenn mich eine Idee packt, dann hat sie mich auch ganz, dann gehöre ich ihr so lange, bis ich mit ihr fertig geworden bin.“

Kraus war nicht ärgerlich — er kannte ihn, mit dem er aufgewachsen war, wirklich so genau, daß er ihn und seine Eigenart nicht nur begriff, sondern auch schätzte.

„Nun geh' nur,“ sagte er lächelnd, „es hält dich ja doch nichts zurück. Leid thut mir's aber, daß du die Tiroler Berge nun nicht sehen wirst.“

Ein Händedruck noch, und sein Freund ging. Es kam gerade ein Herr in die Kanzlei. Dieser stieß mit ihm zusammen.

Beide mochten in Gedanken versunken gewesen sein. Beide entschuldigten sich, dann trat der gewesene Patient in den Hof. Der Herr schaute ihm nach.

„Ein interessantes Gesicht,“ bemerkte er, sich zu Kraus wendend.

„Gewiß, Herr Doktor, das haben schon viele Leute gesagt,“ erwiderte Kraus, „aber,“ fuhr er lächelnd fort, „ich kann nicht dafür stehen, daß Sie den Mann, wenn er Ihnen wieder begegnete, auch immer wieder erkennen würden.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Herr, der einer der Assistenzärzte eines berühmten Professors war.

Kraus antwortete:

„Der Mann hat viele Gesichter und viele Gestalten."

„Ist er Schauspieler?"

„Nein, er ist der berühmte Detektiv Müller."

„Ach! Der Müller aus dem van der Veelde-Prozeß?"

„Ja, er ist es."

„Er ist wohl kränklich? — Ich hörte, er wollte sich zurückziehen."

„Er wollte es. Aber er hat soeben seinen achtzigsten Kriminalfall übernommen."

* * *

Am nächsten Tage ließ sich beim Oberpolizeirat Heinisch, dem Chef der Kriminalabteilung, Josef Müller melden.

Der Rat, ein sehr jovialer Herr, ging dem von ihm geschätzten Kriminalbeamten überrascht entgegen.

„Wie?" fragte er, dem erprobten Manne die Hand reichend, „Sie sind schon gesund? Schon aus dem Spital entlassen?"

So redend, hatte er Müller bis zum Fenster geführt, neben welchem ein großer Schreibtisch stand, an dem sich nun beide Herren niederließen.

„Ich möchte wieder meinen Dienst antreten und werde auf meine Erholungsreise nach Tirol verzichten, Herr Rat." —

Der Ton, in welchem er sprach, war überaus bescheiden.

Der Rat legte seine Zigarre in den Aschenbecher und beugte sich Müller entgegen.

„Also — was giebt's denn, das Sie für so wichtig halten, Ihre Reise dafür aufzugeben?"

„Ich komme nicht jetzt erst aus dem Spitale. Ich bin bereits seit gestern vormittag wieder thätig."

„Nun — und?"

„Vor vier Tagen ist ein Erschossener auf dem Hottinger Weg gefunden worden."

„Ach! Der interessiert Sie? Er ist ins allgemeine Krankenhaus gebracht worden. Haben Sie ihn gesehen?"

„Nein. Ich habe bis gestern vormittag von diesem Fall gar nichts gewußt. Zeitungen habe ich, während ich im Spitale war, absichtlich nicht gelesen."

„Der Fall ist bis heute unaufgeklärt," sagte Herr Heinisch. Verlegen rückte er dabei die Papiere, welche vor ihm lagen, zurecht. Es war das einfach eine Handlung der Verlegenheit. Müller, der so vieles sah, sah auch, daß über das Gesicht seines obersten Chefs eine feine Röte huschte. Er wußte sich jedoch den Anschein zu geben, als habe er keinerlei Beobachtungen gemacht, und sagte bescheiden:

„Wenn Sie mir doch erlaubten, daß ich mich weiter darum bekümmere!"

Heinisch sah ihm jetzt frei ins Gesicht.

„Sie haben sich mit dieser Sache beschäftigt?"

„Ich beschäftige mich seit gestern überhaupt nur mit ihr. Ich war dabei, als man die Effekten des Unbekannten, die an die Polizei abzuliefern waren, in der Spitalskanzlei registrierte. Da erst erfuhr ich, was über diesen Fall allgemein bekannt ist."

Wieder rötete sich Heinischs Gesicht.

„Wer der Tote ist, wird vielleicht zu ermitteln sein," fuhr Müller gleichmütig fort. „Als ich mir gestern sein Gewand ansah, bemerkte ich, daß der Stoff seines Beinkleides ziemlich auffallend ist."

„Inwiefern?"

Müller holte sein Notizbuch hervor und entnahm ihm ein Stückchen Tuches; er legte es vor Heinisch hin, während er sagte:

„Ich habe es mir aus dem Beinkleid herausgeschnitten. So geköpertes Tuch mit solchen rötlichen Streifen und

solchem grünlichen Flockenmuster wird gewiß nicht oft verarbeitet. An dem Beinkleid fand ich überdies noch drei gleiche Knöpfe, welche die Hand eines Schneiders angenäht hat. Die übrigen, ungleichen Knöpfe sind gelegentlich an Stelle der verloren gegangenen angenäht worden — die interessierten mich nicht."

„Nun, und die drei gleichen Knöpfe?"

„Die sind von dunklem Metall und tragen den Namen ihres Fabrikanten oder des Schneiders, der das Beinkleid geliefert hat. — Ich nahm sogleich das letztere an und suchte nach einem Männerkleidermacher, der „J. Prochaska" heißt — denn dieser Name ist den drei Knöpfen eingepreßt. Ich hatte Glück. Schon der vierte Schneider dieses Namens, den ich aufsuchte, verwendet solche Knöpfe; er ist auch der, welcher — ein Zweifel ist ausgeschlossen — das Beinkleid gemacht hat, das der Erschossene vom Hottinger Weg trug. Es wurden nur fünf Beinkleider aus diesem Stoff in Prochaskas Werkstätte angefertigt, drei davon für ständige Kunden, und zwei wurden in seinem Laden an ihm unbekannte Leute verkauft."

„Er ist so genau darüber unterrichtet?"

„Seine Bücher weisen es aus. Dieses Tuch wurde von Prochaska nicht mehr nachbestellt, weil es keine Liebhaber gefunden hat. Es blieb also bei der Anfertigung der erwähnten Stückzahl."

„Davon sind also zwei Stücke an Unbekannte verkauft worden," fiel Heinisch ein. „Nun — und wer sind die drei ständigen Kunden?"

„Der eine ist der pensionierte Hauptmann Karl Dörfel, der zweite der Cafetier Schöllbrück und der dritte der Bankier Heinrich Berg, — alle drei noch hier lebend."

Müller hatte das letzte Wort betont.

Heinisch wiederholte es unwillkürlich.

Der Detektiv nickte. „Ja — unter ihnen haben wir also den Toten vom Hottinger Weg nicht zu suchen; aber, ich bin jetzt schon davon überzeugt, der Tote ist auch keiner der unbekannten Käufer jener beiden anderen Beinkleider.“

Es pochte. Ein Amtsdiener trat ein und meldete, daß der Schneidermeister Prochaska da sei.

„Den habe ich hierher bestellt,“ sagte Müller.

Der Rat nickte. Er schrieb etliche Zeilen auf einen Zettel und schickte den Diener damit nach einem gewissen Depot. Dem Schneidermeister wurde bedeutet, daß er noch etwas warten müsse.

„Sie meinen also, daß der Tote dieses Kleidungsstück nach einem der drei genannten Herren getragen hat?“ sagte der Rat, auf die letzte Bemerkung Müllers zurückkommend. „Welche Anhaltspunkte haben Sie denn für diese Annahme?“

„Ich habe gestern eine Landpartie gemacht.“ Der Detektiv erzählte das ganz unvermittelt, aber er wurde verstanden.

„Eine Landpartie, deren Ziel der Hottinger Weg war?“

„Der Hottinger Weg und seine Umgebung.“

„Die, wie ich hörte, sehr öde sein soll. Das nächste Haus, ein Wirtshaus, ist fast zehn Minuten davon entfernt.“

„Herr Oberpolizeirat sind ja ohnehin ganz gut unterrichtet.“

„Nicht halb so gut, wie ich es sein sollte.“ Wieder flog eine leichte Röte über sein Gesicht. — „Fahren Sie doch fort, Herr Müller,“ sagte er nach einer Weile, während welcher der Detektiv in seinem Notizbuch blätterte. Er schaute jetzt auf eine Terrainskizze, die sichtlich in Eile angefertigt worden war, und berichtete:

„Dieses Wirtshaus — es heißt ‚Zum weißen Lamm‘ — ist nicht das dem Hottinger Weg zunächst liegende Gebäude.“

„Nicht?“

„Nein. Ein altes, hübsches, kleines Herrenhaus, das sogenannte ‚Haus im Schatten‘, liegt der Stelle, an der man den Erschossenen gefunden hat, viel näher.“

„Ah!“

„Den Garten, der zu diesem am Fuße eines Hügels liegenden Hause gehört und welcher gegen die Felder hin einen Ausgang besitzt, trennt nur eine Ackersbreite vom Rande der Böschung, unterhalb welcher der Tote gefunden wurde.“

„Und wem gehört das Haus im Schatten?“ fragte Heinisch langsam. —

„Der Besitzer des Hauses im Schatten ist der Bankier Heinrich Berg.“

Heinisch hatte sich jäh erhoben; wortlos ging er, wie dies seine Art war, wenn ihn irgend etwas beschäftigte, einige Male in dem großen Zimmer auf und nieder. Schließlich blieb er bei Müller stehen und sagte, ihm die Hand auf die Schulter legend:

„Jetzt begreife ich es, daß Sie auf Ihren Urlaub verzichten wollen. Und,“ fuhr er lächelnd fort, „da Sie den Dienst bereits, und zwar schon so erfolgreich, angetreten haben, bleibt mir nichts übrig, als es zu bestätigen, daß Sie wieder Dienst thun. Und jetzt,“ fügte er hinzu, „will ich den Bankier Berg berufen.“

Es pochte. Der früher weggesandte Diener kam; er brachte die Sachen, um welche der Oberpolizeirat geschickt hatte. Er legte den Sack, in welchem sich diese Sachen befanden, auf einen Tisch, dahin Heinisch ihn gewiesen hatte, und entleerte ihn. Das fragliche Beinkleid legte er auf Heinischs Weisung auf einen Stuhl, dann rief er den wartenden Schneider herein.

Dieser hatte sein Maßbuch mitgebracht und konnte darnach in kürzester Zeit feststellen, daß das ihm vorgewiesene Kleidungsstück für den Bankier Berg angefertigt worden sei, außerdem konnte er, noch ehe er das Beinkleid gesehen hatte, angeben, daß sich, wenn es dasjenige sei, welches er für Berg gemacht hatte, eine Revolvertasche daran befinden müsse. Prochaska wurde entlassen.

Müller besah die Sachen, welche dem Toten am Tage seiner Auffindung von dem Polizeikommissar abgenommen worden waren. Die Kugel, welche man aus dem Kopfe des Ermordeten genommen, steckte er zu sich. Außerdem interessierte ihn nur noch das Notizbuch. Es war ein dünnes, nur wenig benutztes Büchlein. Die Bemerkungen darin waren in schwedischer Sprache gehalten. Müller interessierte nur eine einzige dieser Notizen. Sie hieß: „Dagbladet, 25. 8.“ Diese Bemerkung übertrug er in sein eigenes Notizbuch. Das übrige wurde, ausschließlich des Beinkleides, wieder in das Depot zurückgesandt.

Soeben hatten Heinisch und der Detektiv die von ersterem begehrte ganz ausgezeichnete Leumundsnote über den Bankier Heinrich Berg gelesen, als dieser gemeldet wurde. Es war ein schon ältlicher Herr von gewinnendem Aussehen. Müller zog sich, scheinbar eine Zeitung lesend, in die Fensternische zurück, in Wahrheit den Berufenen scharf beobachtend.

„Sie haben mich bitten lassen,“ sagte Berg, sich auf des Oberpolizeirates Einladung setzend. „Es handelt sich vermutlich um eine Auskunft?“

„Es ist so! Kennen Sie dieses Beinkleid?“

Heinisch wies auf das Kleidungsstück. Berg besah es und wurde sichtlich verlegen.

„Ich erinnere mich, daß ich vor Jahren ein Beinkleid von diesem oder einem ähnlichen Stoffe trug.“

„Von diesem Stoff, ganz bestimmt von diesem Stoff, Herr Berg, das ist bereits festgestellt.“

„Festgestellt?“

Berg richtete sich gereizt auf. Heinisch achtete seiner Verletztheit nicht, er fuhr rasch fort:

„Man hat dieses Kleidungsstück am Leibe eines Erschossenen gefunden.“

Bergs Unruhe mehrte sich.

„Am Leibe eines Ermordeten,“ setzte Heinisch hinzu.

„Und das ist der auf dem Hottinger Wege erschossen Aufgefundene,“ sagte er langsam, seinem Besucher eine Photographie hinhaltend.

Müller und Heinisch wußten, daß Berg log, als er, einen Blick auf die Photographie werfend, sagte:

„Ich kenne ihn nicht.“

Der Rat legte das Bild auf den Tisch und fragte:

„Sie wissen natürlich, daß von Sonntag auf Montag auf dem Hottinger Wege ein Verbrechen geschah?“

In Bergs erblaßtem Gesichte zeigte sich noch immer die trotz großer Willenskraft nicht zu bändigende Erregung. Seine Stimme war heiser, als er entgegnete:



„Ich kenne ihn nicht“, sagte Berg.

„Ich erfuhr es gestern früh, als ich von einer Geschäftsreise heimkam.“

Noch etliche Fragen, welche Heinisch an ihn stellte, beantwortete er mit großer Zurückhaltung und verließ schließlich in der Haltung eines beunruhigten Menschen das Bureau.

„Nun, Herr Müller?“ fragte Heinisch und sah gespannt auf den Detektiv, der jetzt die Zeitung, hinter der er sich verborgen gehalten, niederlegte.

„Der Mann gefällt mir sehr gut,“ entgegnete er. „Wenn er es wenigstens beweisen könnte, daß er zur Zeit der That fern war — daß er den Ermordeten nicht gekannt hat, das kann er ganz bestimmt nicht beweisen.“ — — —



Drittes Kapitel.

Eine Waffe, die nicht zu finden ist.

Das Haus im Schatten war zur Zeit der polizeilichen Vernehmung Bergs nicht mehr dessen Eigentum. Just vierundzwanzig Stunden vorher hatte er es den Erbauern der neuen Bahn käuflich überlassen, die das Grundstück zur Durchführung der Bahnlinie brauchten. Der sehr rasch abgeschlossene Kaufvertrag sicherte dem Verkäufer das Recht, das Haus noch sechs Wochen lang zu bewohnen, enthielt aber gleichzeitig die Bedingung, daß ein Flügel des Gebäudes den beim Bahnbau beschäftigten Ingenieuren zur Verfügung gestellt werden müsse.

Einer dieser Ingenieure, der sich Müller nannte, schien einen recht absonderlichen Geschmack zu haben. Er wählte sich von den sechs in Frage kommenden Räumen eines der im Erdgeschoß belegenen Zimmer, dessen Fenster von wildem Wein vollständig überrankt wurden und dem Tageslichte nur spärlich Zutritt gewährten. Man konnte von diesem Zimmer einen großen Teil des Gartens und den ganzen Hof übersehen, während von draußen auch das schärfste Auge nicht zu erkennen vermochte, womit der Bewohner sich beschäftigte. Falls also Herrn Müller daran lag, seine

Thätigkeit den Blicken anderer zu entziehen, sich selbst aber Aufschluß über die Vorgänge im Hause zu verschaffen, so kam er in diesem Zimmer sicher auf seine Rechnung. Allerdings machte er nicht im geringsten den Eindruck, als liege etwas Derartiges in seiner Absicht. Alle, die im Hause wohnten und dort zu thun hatten, hielten ihn für einen gemütlichen, harmlosen Herrn, der seinen Weg ging, ohne sich um die Verhältnisse derjenigen, mit denen er in Berührung kam, sonderlich zu kümmern, und niemand hätte auch nur im entferntesten geahnt, daß er schon wenige Tage nach seinem Einzug jeden Winkel des Hauses im Schatten und auch schon so manchen Winkel in den Seelen der Bewohner kannte.

Auch den weitläufigen Garten hatte Herr Müller schon nach allen Richtungen hin durchstreift, und ebenso war er bereits des öfteren durch das Hinterpförtchen dieses Gartens ins Freie gegangen, um auf einem breiten Wiesensteg dem Hottinger Weg zuzuwandeln. Dabei hatte er zweierlei wahrgenommen: einmal, daß die Rasendecke des Steges keine Fußspur aufkommen ließ oder gar aufbewahrte, und zweitens, daß der Steg an der Stelle in den Hottinger Weg mündete, wo nach unten hin die kleine Schlucht mit dem Marterl endete.

Herr Müller ging gern hierher, anscheinend, weil er hier für seine Neigung, zu botanisieren, die reichste Ausbeute fand. Auch an einem Sonntag — es waren seit dem Morde vierzehn Tage vergangen — hatte ihn seine Liebe für die Pflanzenwelt dorthin geführt, und wohl ohne daß er es wußte, hatte er, um ein wenig auszuruhen, sich unweit der Stelle niedergelassen, wo man den Unbekannten erschossen aufgefunden hatte. Plötzlich waren Stimmen an sein Ohr gedrungen, und aufhorchend hatte er das folgende Gespräch belauscht:

„Ich muß heut zeitiger in die Stadt fahren, mein Liserl,

als das letzte Mal. Der Oberst hat zum Glück nicht bemerkt, daß es schon elf Uhr war, als ich heimkam; sonst wär's mir sicherlich schlecht ergangen."

„Gott sei Dank, daß du ungesehen ins Haus schlüpfen konntest! Nach all der Angst, die wir hier ausgestanden haben, hätte eine Strafe auch gerade noch gefehlt."

Der verschiedene Klang der Stimmen hatte Müller vermuten lassen, daß es ein Liebespaar war, das, am Rande der Schlucht entlang gehend, dieses Gespräch führte. Seine Vermutung ward zur Gewißheit, als er kurz darauf beim Marterl emporstieg und einen Soldaten wahrnahm, der Arm in Arm mit einem jungen Mädchen dahinschritt. Unwillkürlich schlug Müller dieselbe Richtung ein. Nach wenigen Schritten jedoch kehrte er wieder um und begab sich, nachdem er in sein Taschentuch die Notiz eingetragen hatte, daß der Soldat ein Infanterist mit gelben Achselstücken, das Mädchen von schlankem, zierlichem Wuchs war und dicke, rotblonde Zöpfe hatte, in das Haus zum Schatten zurück.

In nachdenklichem Sinnen schritt er unter den uralten Ulmen und Eschen dahin, von denen der Garten so dicht bestanden war, daß das Haus vom Felde aus gar nicht zu sehen war. Er hörte nicht das Rauschen und Raunen, das durch die Blätter ging, und doch beschäftigte sich sein Geist mit den alten Baumriesen.

Es war wohl natürlich, zog es ihm durch den Sinn, daß der dichte Schatten, den die Bäume verbreiten, dem Hause seinen Namen gab. Aber so düster und ungesund, wie Herr Berg behauptet, kann es nicht sein. Sonst hätte er es doch sicherlich schon längst in andere Hände zu bringen versucht. Es muß sonach ein anderer Grund dafür vorhanden sein, daß er die Besitzung so gern und gerade jetzt verkauft hat.

Man sieht, Herr Müller, der Ingenieur, interessierte sich für Herrn Berg außerordentlich. Wenn er trotzdem

bisher noch recht wenig Einblick in des Bankiers Thun und Lassen hatte gewinnen können, so lag dies daran, daß Herr Berg jetzt sehr viel auf Reisen war. Auch darüber machte sich Herr Müller seine eigenen Gedanken. Denn er hatte gehört, daß der Bankier früher nur höchst selten auf Reisen gegangen war. Woher also kam es, daß so plötzlich diese unbändige Reiselust in ihm erwacht war? Seine Gattin that alles, um ihm sein Heim so behaglich, wie er es nur wünschen konnte, zu machen, und seine beiden Kinder aus erster Ehe hingen mit solch zärtlicher Liebe an ihm, daß seine häufige Abwesenheit entschieden befremden mußte. Auch sein intimer Freund, Doktor Richard Zell, ein liebenswürdiger, feingebildeter Junggesell, der die Gastfreundschaft Bergs gar häufig in Anspruch nahm, war ganz der Mann, der in dieses fein geführte Hauswesen paßte und es dem Hausherrn darin noch behaglicher machen konnte. Aber trotz alledem litt es Herrn Berg immer nur flüchtig daheim, und wenn er wirklich einmal einige Stunden in Gesellschaft seiner Lieben zubrachte, so war er von einer Unruhe und Befangenheit, daß es selbst einem weniger aufmerksamen Beobachter, als Herr Müller es war, auffallen mußte. —

Eines Abends hielt sich Herr Müller mit den beiden Kindern des Hauses, mit denen er schon längst Freundschaft geschlossen hatte, im Garten auf. Er hatte Willi, einem aufgeweckten Knaben im Alter von elf Jahren, einige seltene Briefmarken und Gerti, der jüngeren Schwester seines kleinen Freundes, ein Märchenbuch mitgebracht und las jetzt den Kindern eines der Märchen vor. Dabei hatte er aber doch Gelegenheit, eine Wahrnehmung zu machen, die ihn nachdenklich stimmte und ihn trotz der ungestümen Bitten der Kinder veranlaßte, mit dem Lesen aufzuhören.

Von seinem Laubensitz aus konnte er einen Teil des Gartens übersehen, wie auch die kleine Terrasse, die das Haus gegen den Garten abschloß. Auf dieser Terrasse saßen

Frau Berg und Doktor Zell, welch letzterer der Dame des Hauses aus einem Reisewerk vorlas, während diese mit einer Stickerei beschäftigt schien. Herr Müller konnte aber deutlich sehen, daß sie nicht daran arbeitete. Sie hielt den Blick auf den Vorlesenden gerichtet, und ihr sonst sehr ruhiges Gesicht war merklich bewegt.

Herr Müller konnte sich einer unfreundlichen Regung gegen die Frau, die ihm bisher ungemein sympathisch gewesen war, nicht erwehren. Aber schon im nächsten Augenblick mußte er sich sagen, daß der Argwohn, der in ihm aufgestiegen, unberechtigt war. Die Stickerei war aus Frau Bergs Händen geglitten, und Zell hatte sich gebückt, um die Arbeit aufzuheben. Trotzdem veränderten die Augen der jungen Frau weder ihre Richtung, noch ihren Ausdruck, und ebenso wenig verlor sich das träumerische Lächeln, das um ihre feingeschnittenen Lippen lag. Erst als Zell sie mit einigen anscheinend scherzhaften Worten anredete, wich die seltsame Erregung von ihr. Wie aus einem wunderlieblichen Traume erwachend, fuhr sie sich mit der schmalen Hand über die Augen, um dann mit einem tiefen Atemzuge sich zu erheben und in das Zimmer sich zurückzuziehen.

Doktor Zell sah ihr befremdet nach, ehe er kopfschüttelnd seine Lektüre wieder aufnahm. Auch Müllers Augen folgten voller Erstaunen der schlanken, biegsamen Gestalt der jungen Frau. Daß ihre Gedanken sich weder mit dem Thema, über das Zell ihr vorgelesen, beschäftigt hatten, noch mit dem Freunde selbst, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Aber vergebens grübelte er darüber nach, was die Ursache jener eigenartigen Erregung gewesen sein konnte. Des unfruchtbaren Sinnens müde, erhob er sich schließlich, als seine Aufmerksamkeit abermals durch einen sonderbaren Vorgang in Anspruch genommen wurde.

Im Hintergrunde des Zimmers, in das kurz vorher Frau Berg getreten war, das sie aber inzwischen wieder verlassen

hatte, stand plötzlich ihr Gatte und blickte unverwandt auf den Freund, der, ohne seine Nähe zu ahnen, in seinem Buche weiter las. Dann schritt er langsam, immer die Augen auf Zell gerichtet, auf die Terrasse zu, trat indessen nicht hinaus, sondern blieb im Rahmen der Thür stehen. Müller, der gespannt das Gebaren des Mannes beobachtete, konnte jetzt deutlich sehen, daß das Gesicht des Bankiers auffallend bleich war und daß ein trauriger, ein tiefschmerzlicher Ausdruck in seinen Augen lag. Etwa eine Minute lang verharrte Berg regungslos auf derselben Stelle. Dann zog er sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen, wieder in die Tiefe des Zimmers zurück, um gleich darauf lebhaft auf die Terrasse zuzuschreiten und den Freund zu begrüßen. —

Eine Stunde später ging man zu Tische, und auch Müller, der, weil er die Gasthauskost nicht vertrug, von Frau Berg ein für allemal dazu eingeladen war, nahm an dem Essen teil. Er sprach indessen weder sehr den Speisen zu, noch beteiligte er sich sonderlich an dem Gespräch der Erwachsenen. Er saß zwischen seinen kleinen Freunden und widmete sich ihnen mit jener harmlosen Fröhlichkeit, die ihm nicht nur die Herzen der Kinder, sondern auch die freundschaftliche Zuneigung der Eltern und Doktor Zells gewonnen hatte.

Ein aufmerksamer Beobachter freilich hätte bemerken können, daß ihm kein Zug im Gesichte der drei, geschweige denn eines ihrer Worte entging. Es war mehrere Tage vorher die Rede davon gewesen, daß eine kleine Festlichkeit noch einmal die Freunde des Bergschen Hauses in der Villa vereinigen sollte, ehe diese selbst geräumt werden mußte. Jetzt nahm der lebhafte Willi den Plan auf, indem er an den Vater die Frage richtete, ob er sich schon über den Tag schlüssig gemacht habe, an dem die Festlichkeit stattfinden sollte.

Berg fuhr leicht zusammen, als fröstele ihn, und stockend kam es von seinen Lippen:

„Ich habe die Absicht aufgegeben. Ich fühle mich nicht wohl und habe keine Lust, Leute hier zu sehen.“

Er warf einen scheuen Blick auf Müller, gleichsam als wolle er sich überzeugen, wie der neue Hausgenosse sein widerspruchsvolles Verhalten auffassen würde. Der aber unterhielt sich gerade so eingehend mit seiner kleinen Nachbarin, daß er kaum gehört haben konnte, was da soeben zur Sprache gekommen war.

„Und unsere Reise, Heinrich — was wird daraus werden?“ fragte in diesem Augenblick Frau Berg.

„Wohin denkst du!“ lautete die gereizte, übellaunige Antwort. „Ich sagte doch soeben, daß ich mich nicht wohl fühle. Wie kann ich da wohl eine Vergnügungsreise antreten!“

Die junge Frau schien sehr enttäuscht zu sein. Ein leiser Seufzer löste sich von ihren Lippen, und in ihren Augen schimmerte es feucht, als sie sagte:

„Wie du halt willst! Ich habe mich freilich sehr auf die Reise gefreut, doch wenn deine Gesundheit sie nicht erlaubt, so muß ich mich trösten.“

Ohne ein Wort zu erwidern, stand Berg auf und ging in den Garten hinaus. Auch Müller verließ gleich darauf die kleine Gesellschaft, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Dort angelangt, zündete er Licht an und ging lange mit großen Schritten auf und ab. Endlich setzte er sich an den Arbeitstisch und schrieb:

„Der Verdacht verdichtet sich. Berg, der früher gern und häufig die Freunde des Hauses um sich sah, ist scheu und unzugänglich geworden. Er, der früher seiner Gattin jeden Wunsch an den Augen abzulesen suchte, versagt ihr jetzt in rauhem Tone die Erfüllung eines Lieblingswunsches. Er hat sich aber auch nach anderer Richtung hin geändert. Er ist argwöhnisch gegen seinen Freund, während dieser gewiß nicht an eine Verletzung des Vertrauens denkt, das

ihm hier in so reichem Maße geboten wurde und von der Dame des Hauses noch geboten wird."

Müller klappte sein Notizbuch zu und legte den Bleistift beiseite, um seinen Rundgang durch das Zimmer wieder aufzunehmen. Dabei kreuzten sich in seinem Kopfe die verschiedensten Gedanken.

„Die That," murmelte er, „kann eine That der Eifersucht sein. Frau Bergs Gefühle gegen Zell sind sicherlich nur freundschaftliche, aber ebenso zweifellos ist es, daß vielleicht ein anderer der Gegenstand einer tiefen Neigung ihrerseits ist. Das bewies der Ausdruck ihres Gesichts, als sie sich mit Zell auf der Terrasse befand. Doch wer mag es sein? Der Tote am Hottinger Weg?"

Er trat abermals an den Arbeitstisch und entnahm einem Fache eine Photographie, die er lange sinnend betrachtete. Es war das Bild des Mannes, den man am Hottinger Weg erschossen aufgefunden hatte.

„Kaum denkbar," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „aber doch auch nicht ganz unmöglich. Jedenfalls ist in diesem Hause nicht alles so, wie es sein sollte. Auch bezüglich der Ehe klappt nicht alles, vielmehr giebt es da eine Störung, aus der heraus die blutige That erwuchs. Das habe ich im Gefühl."

Müller löschte die Lampe aus und suchte sein Lager auf. Aber noch lange dauerte es, bis sich der Schlaf auf seine Augen senkte, und auch im Traume noch stiegen die Gestalten vor ihm auf, die ihn seit kurzem so lebhaft beschäftigten.

Als er am anderen Vormittag im Garten promenierte, gesellte sich Zell zu ihm und teilte ihm mit, daß Berg in aller Frühe eine Reise angetreten hätte.

„Ich verstehe seine Art nicht mehr," fügte der Advokat hinzu. „Er hat auswärts gar nichts zu thun, und doch läßt er seine Gattin, die so gern einmal ein wenig hinaus

möchte, hier zurück. Seine Launenhaftigkeit ist mir ein Rätsel, ein größeres aber noch sein Verhalten gegen seine Gattin."

„Ist denn die Ehe früher eine glückliche gewesen?" fragte Müller, während er stehen blieb und von dem Zweige eines Zierstrauches ein Raupennest entfernte. Forschend heftete Zell den Blick auf ihn.

„Weshalb fragen Sie?" entgegnete er endlich gedehnt. „Die Beiden haben sich aus einer echten, tiefen Neigung heraus die Hand fürs Leben gereicht, aus einer Neigung, die mit einer ebenso tiefen Achtung verbunden war. Solch' eine Ehe kann wohl vorübergehend einmal getrübt werden, aber in ihren Grundfesten bleibt sie immer unerschüttert. Diese Ehe — glauben Sie es mir — ist auch heute noch eine beneidenswert glückliche."

Frau Berg kniete am Fuß einer alten, verwitterten Marmorsäule . .

Schweigend setzten sie ihren Spaziergang fort, blieben aber plötzlich stehen und sahen einander peinvoll bewegt an. Ein schmerzliches Weinen war an ihr Ohr gedrungen, und seitwärts blickend hatten sie gesehen, daß Frau Berg es war, die da so bitterlich weinte. Sie kniete am Fuße einer alten, verwitterten Marmorsäule, die hier wohl schon gestanden hatte, als das ausgedehnte Grundstück, das jetzt zum Hause im Schatten gehörte, noch

ein Teil freien Waldes gewesen war. Frau Berg hatte die Arme um die Säule geschlungen und preßte ihr Gesicht an den kühlen Marmor, während ein heftiges Schluchzen ihre Gestalt erschütterte.

Geräuschlos, ohne daß die Weinende eine Ahnung hatte, daß sie gesehen worden war, zogen sich die beiden Männer zurück. Müller wußte es indessen einzurichten, daß er Frau Berg im Auge behalten konnte. Nach wenigen Minuten sah er denn auch, daß sie sich erhob und anscheinend ruhig und gefaßt dem Hause zuschritt. Nur einmal noch schien sie die Fassung zu verlieren. Auf ihrem Wege lag ein kleines unmauertes Bassin, in dessen klares Wasser der zerstäubende Strahl eines Springbrunnens niederfiel. Schon war sie dem Bassin ganz nahe, als ihr Fuß plötzlich stockte. Mit einem Blick, in dem sich Angst und Grauen seltsam paarten, streifte sie es, um dann hastig eine andere Richtung einzuschlagen. Einige Sekunden später war sie den Blicken Müllers entschwunden.

* * *

Zwei Tage waren vorübergegangen.

Müller saß über eine größere Zeichnung gebeugt in der Laube, in der er die frühen Abendstunden zu verbringen pflegte, als Willi hereingestürmt kam und ihm eine Ansichtskarte zeigte, die der Vater ihm aus München geschickt hatte. Sie war mit der Abendpost gekommen und enthielt nur die Grüße, die indessen in die liebevollste Form gekleidet waren.

„Mit den Marken, die mir Papa geschenkt hat," bemerkte der Knabe, „kann ich keinen großen Staat machen. Papa reist nur selten ins Ausland und hat dann immer soviel zu thun, daß er kaum daran denken kann, mir Marken zu besorgen."

„So?" fragte Müller. „Von wem hast du denn da die vielen englischen und schwedischen Marken, die ich in deinem Album gesehen habe?"

„Onkel Richard hat sie mir geschenkt," lautete die Antwort.

Müller setzte eben zu der Frage an, ob Doktor Zell persönlich in England oder Schweden gewesen sei, als das Küchenmädchen in die Laube trat und ihn zum Abendtisch bat. Das Essen verlief ziemlich still. Frau Berg versuchte allerdings wiederholt, ein lebhafteres Gespräch in Fluß zu bringen, aber Müller war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, auf den leichten Gesellschaftston, den die junge Frau anschlug, einzugehen. Als die Kinder zur Nachtruhe geschickt wurden, wollte auch er sich zurückziehen. Frau Berg bat ihn indessen so herzlich, ihr noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, daß es mehr als unhöflich gewesen wäre, wenn er ihrer Bitte nicht entsprochen hätte. So blieb er denn und bemühte sich, so gut er es konnte, die Dame des Hauses zu unterhalten.

Während des ganzen Tages war es schier unheimlich still in der Villa gewesen. Berg war verreist, Zell hatte bis zum nächsten Tage geschäftlich in der Stadt zu thun, und die beiden Ingenieure, die mit Müller zugleich ins Haus gekommen waren, hatten der Einladung zu einem Bankett Folge gegeben, das in einem vornehmen Restaurant der Stadt abgehalten wurde. Nicht einmal Ludwig, der Hausdiener, war anwesend; er hatte um die Erlaubnis gebeten, seiner Schwester einen Besuch machen zu dürfen, und Frau Berg hatte freundlich wie immer seinem Wunsche entsprochen.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen. Jetzt ging ein kräftiges Gewitter nieder, so daß Müller es für geraten hielt, die Fensterläden zu schließen. Da klang plötzlich ein leiser Angstschrei an sein Ohr. Das Mädchen, das eben hereingetreten war, hatte ihn ausgestoßen, und als Müller ihrem angstvollen Blick folgte, fiel sein Auge auf Flock, den

weißen Hühnerhund des Bankiers, der sich mühsam durch das Nebenzimmer schleppte. Das Tier hatte die Rute zwischen die Beine geklemmt, sein Gang war schwankend, die Augen glasig, das Maul voller Schaum. Müller erkannte sofort, daß der Hund von der Tollwut befallen war und rasch eilte er zur Thür, um sie zu schließen.

„Der Hund ist toll," sagte er, „und so bedauerlich es ist, das schöne Tier zu töten, es muß sein. Ich gehe, um meinen Revolver zu holen."

Frau Berg nickte, und Müller wandte sich zu der nach dem Korridor führenden Thür, in der Absicht, die Waffe zu holen. Plötzlich aber machte er Halt. Eine neue Idee war in ihm aufgetaucht, und er zögerte keinen Augenblick, sie auszunutzen.

„Da fällt mir ein," sagte er, sich zu Frau Berg wendend, „daß sich an meinem Revolver die Kammerwalze nicht in Ordnung befindet. Haben Sie vielleicht eine Schußwaffe im Hause, gnädige Frau?"

„Nein," kam es tonlos von Frau Bergs Lippen, während fahle Blässe ihre Wangen bedeckte.

„Aber, gnädige Frau," rief das Mädchen, „im Nachttischchen des Herrn liegt ja doch ein Revolver! Ich werde ihn sofort holen."

„Bleiben Sie!" gebot Frau Berg, dem erstaunten Blick Müllers ausweichend. „Ich will nicht, daß der Hund erschossen wird."

Sie war noch totenblaß, aber aus ihren Mienen sprach eine eiserne Energie. Jede Muskel in ihr schien gespannt zu sein. Müllers Blick ruhte noch immer forschend auf ihr, forschend und voller Mitleid. Endlich sagte er:

„Gehen Sie ruhig schlafen, gnädige Frau. Ich nehme den Schlüssel mit mir, damit kein Unberufener das Zimmer betritt, und morgen kann der Hund der Abdeckerei übergeben werden."

Seine Ruhe ging auf die bleiche Frau über. Die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück, der Ausdruck rücksichtsloser Entschlossenheit verlor sich. Sie verabschiedete sich freundlich von ihm und begab sich, von dem Mädchen begleitet, in ihr Zimmer, während Müller die Richtung nach dem seinen einschlug.

Schwerfällig ließ er sich in einen Sessel nieder. Nun war er allein, mit einem Gedanken allein, der ihm in hohem Maße unbehaglich war. Frau Berg war damit einverstanden gewesen, daß der Hund getötet würde, aber sie hatte ihm Widerstand entgegengesetzt, als er die Absicht aussprach, ihn zu erschießen. Und merkwürdiger Weise hatte sie diesen Widerstand erst geltend gemacht, als es sich darum handelte, den Revolver ihres Gatten zu benutzen. Als er gesagt hatte, er wolle seinen eigenen Revolver holen, hatte sie nichts dagegen gehabt, daß er den Hund niederschoß. Später aber hatte sie sogar geleugnet, daß ihr Mann eine Schußwaffe besaß.

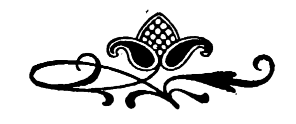
Was anderes konnte alledem zu Grunde liegen, als daß Frau Berg Ursache hatte, den Revolver ihres Gatten vor einem Anderen zu verbergen? Und wenn dem so war, worauf war diese Ursache zurückzuführen?

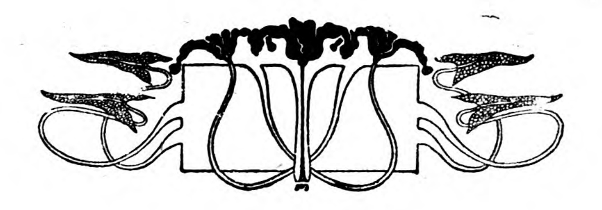
Müllers Stirn faltete sich, und in seinen Augen, die sonst so harmlos und fröhlich blickten, brannte ein düsteres Feuer. In der kurzen Zeit, die er im Hause im Schatten weilte, hatte er Frau Berg als eine feingebildete, liebenswürdige Dame kennen und schätzen gelernt, zu der er sich in hohem Maße hingezogen fühlte. Umsomehr ging es ihm zu Herzen, daß diese Frau in Verbindung mit einem Verbrechen stand, das aufzuklären er berufen war. Denn daß Frau Berg um die Schuld ihres Gatten wußte, das unterlag für ihn keinem Zweifel. Was hätte sie sonst für einen Grund haben können, das Vorhandensein des Revolvers zu leugnen?

Einen Augenblick dachte Müller daran, die Verfolgung der blutigen That aufzugeben, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber sofort wies er den Gedanken zurück. Er war Beamter und hatte als solcher die Pflicht, nichts zu unterlassen, das dazu dienen konnte, den Schleier, der über dem Verbrechen lag, zu lüften.

Leise seufzend erhob er sich und öffnete unhörbar die Thür des Zimmers. Dann vertauschte er seine Stiefel mit einem Paar weicher Filzschuhe und glitt geräuschlos über den langen Korridor, bis er vor dem Schlafgemach des Hausherrn stand. Ohne Zaudern trat er hinein, und nachdem er eine Kerze angezündet, überzeugte er sich, daß weder in dem Nachttischchen noch an einer anderen Stelle ein Revolver sich befand. Doch war er weit entfernt davon, sich durch dieses Ergebnis in seinen bisherigen Schlußfolgerungen erschüttern zu lassen. Im Gegenteil, er sagte sich, daß es für Berg besser gewesen wäre, wenn sein Revolver am gewohnten Platze gelegen hätte — für Berg und für dessen Frau.

Jetzt glaubte Müller auch den Schlüssel für das befremdende Verhalten Bergs gefunden zu haben. Der Mann wußte oder ahnte wenigstens, daß seine Frau seine Schuld kannte — deshalb floh er sie und sein Haus. Nicht, weil er fürchtete, sie könnte an ihm zur Verräterin werden, sondern weil er den stillen Gram, der aus ihren Augen sprach, nicht zu ertragen vermochte. (Fortsetzung folgt.)





Elterliche Fürsorge in der Tierwelt.

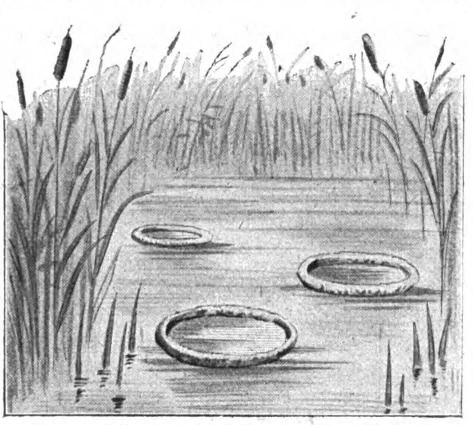
Von Dr. Friedrich Knauer.

1. Chanchito mit Jungen.

Die Vorsorge, wie sie seitens der elterlichen Tiere im Interesse des Nachwuchses getroffen wird, ist bei den verschiedenen Tiergruppen eine ganz verschiedene. Während bei einer großen Zahl von Tieren — wir beziehen da vor allem die niedere Tierwelt ein — die ganze Vorsorge der Eltern sich darauf beschränkt, die Jungen oder die Eier an einem für die Erhaltung und Entwickelung der Brut günstigen Orte abzulegen, thun andere ein Uebriges für die Befestigung und Eingrabung der Eier oder bringen verschiedene Schutzvorrichtungen an oder gehen noch weiter und sorgen für Nahrungsvorräte für die ausgeschlüpfte Nachkommenschaft vor oder richten ihrer Brut eine ganz besondere Kost zurecht. Das sind also von allereinfachsten Vorkehrungen an verschiedene Stufen der Brutpflege bis zur vollendeten Jugendaufzucht vieler Insekten, die ganz in der Sorge für ihren Nach=

wuchs aufgehen, und der zielbewußten Jugenderziehung bei vielen Säugetieren und Vögeln, die ihre Kleinen nicht nur auffüttern und schützen, sondern auch erziehen und unterrichten.

Wie sich in dieser Hinsicht die Säugetier- und Vogelmutter für ihre Jungen abmüht, und wie vor allem die geselligen Bienen und Ameisen sorgsamst den Aufgaben und Anforderungen der Brutpflege gerecht werden, ist ja allgemein bekannt. Dagegen sind sehr interessante Fälle ganz eigentümlicher Brutpflege bei Lurchen und Fischen erst in neuerer Zeit bekannt geworden.



2. Eierwälle eines brasilianischen Laubfrosches.

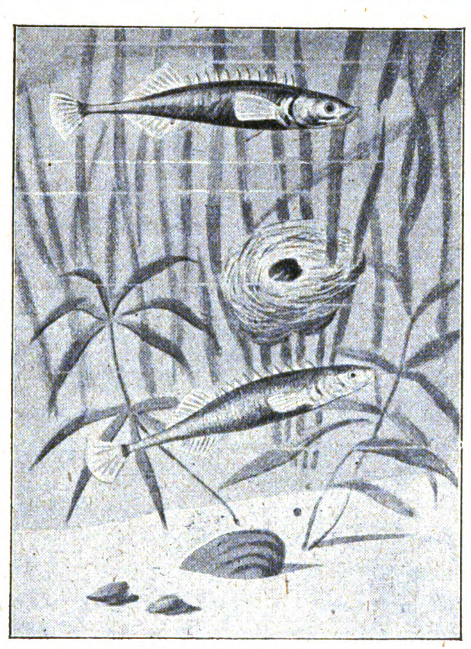
Da verdienen zunächst jene Fälle Erwähnung, in welchen die elterlichen Tiere den abzulegenden Eiern einen günstigen Entwickelungsplatz sichern, eine Art Nestbau herstellen. Ein Froschlurch Südamerikas (Cystignathus mystaceus) gräbt unter Steinen oder in faulen Baumstämmen Löcher von der Größe eines Tassenkopfes, legt in diese die Eier ab und umhüllt sie mit einem eiweißähnlichen Schleim, von welchem die ausgeschlüpften Jungen leben, bis sie durch starke Regengüsse in benachbarte Tümpel oder Sümpfe geschwemmt werden und hier sich weiterentwickeln können. Westafrikanische Schaumfrösche (Chiromantis) legen ihre Eier auf die Blätter von Bäumen, die knapp an den

Wasserufern stehen und umhüllen sie mit einer Eiweißmasse, in deren flüssigem Inneren die mit Kiemen und Ruderschwanz ausgerüsteten Quappen herumschwimmen, bis sie der Regen in das Wasser herabspült. Brasilianische Baumfrösche der Gattung Phyllomedusa kleben in ähnlicher Weise die Blätter zu Nestern für die abgelegten Eier zusammen (siehe Schlußvignette). Ein brasilianischer Laubfrosch errichtet in mondhellen Nächten in den Sümpfen kreisförmige Wälle von 30 cm Durchmesser; in zwei Nächten ist das Weibchen mit dieser Arbeit fertig und legt dann in diesen Ringwällen die Eier ab.

Andere Lurche begnügen sich nicht mit solchen äußerlichen Herrichtungen für die Eier, sondern sind auch noch nach der Eiabgabe um das Schicksal der Eier bemüht. Schon von einem europäischen Lurch, der Feßlerkröte (Alytes), ist es bekannt, daß sich das Männchen die abgelegten Eier um die Hinterfüße wickelt, sich mit ihnen in die Erde einwühlt, nach 10 bis 12 Tagen wieder zum Vorschein kommt und ins Wasser geht, worauf die fertigen Quappen ausschlüpfen und ihre übliche Metamorphose durchmachen. Bei einem Froschlurch der Seychellen halten sich die ausgeschlüpften Larven mittelst ihres Mundsaugnapfes auf dem Rücken des Männchens fest, und bei einem Blattfrosch von Trinidad und Venezuela saugen sich, wenn Wassermangel eintritt, die noch fußlosen Quappen gleichfalls auf dem Rücken des Männchens fest und lassen sich nach einem nächsten, noch nicht ausgetrockneten Gewässer schleppen. Das Weibchen eines nordamerikanischen Schwanzlurchs (Desmognathus) schlingt sich die Eier um den Leib.

Alles Mögliche leisten aber jene Lurche, die ihre Eier nicht außen am Körper, sondern in eigenen Bruttaschen herumtragen. Aus Bildern allbekannt ist ja die Wabenkröte von Surinam, deren Weibchen die Eier in 40 bis 114 wabenartigen, zugedeckelten Vertiefungen der Rücken-

haut herumschleppen und wohl einen recht wunderlichen Anblick bieten müssen, wenn die ausgeschlüpften Jungen nach Abwerfen der Wabendeckel beim Atmen die Köpfe hervorstrecken. Das Männchen der von Darwin in Chile entdeckten Kröte Rhinoderma nimmt die Eier in seinen Kehlsack und brütet sie hier aus. Die rechts und links sich öffnenden Kehlsäcke dehnen sich seitlich bis zur Wirbelsäule, nach vorn bis zum Kinn, nach rückwärts bis in die Weichen aus und bergen jeder 5—15 Junge. Sehr wahrscheinlich sind die Männchen während dieser Zeit außer stande, Nahrung zu sich zu nehmen.



3. Nestbau des Stichlings.

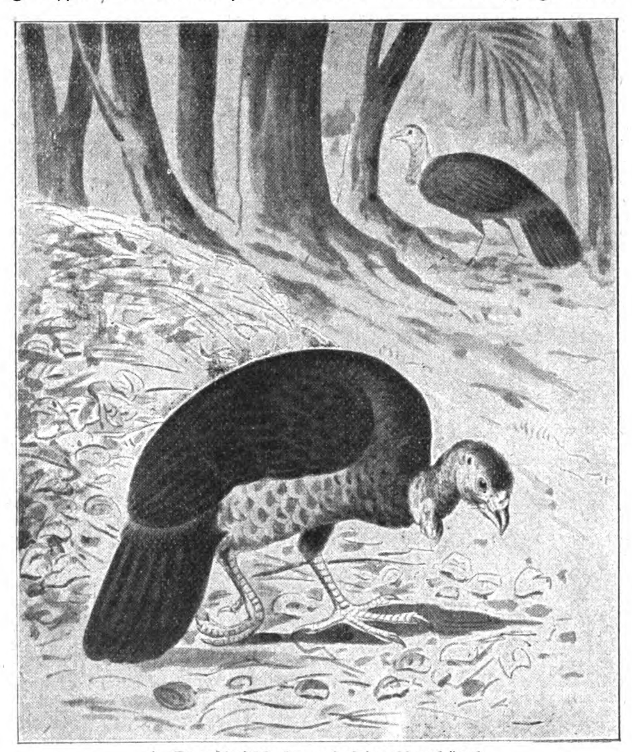
Nicht weniger sonderbare Fälle von Brutpflege sind aus der Fischwelt bekannt geworden. Die Männchen der den Seepferdchen verwandten Seenadeln tragen die Eier in Bruttaschen herum. Bei einem Panzerwelse von Guyana ist es wieder das Weibchen, welches die Eier an seiner Bauchhaut herumträgt. Durch die moderne Aquarien-

liebhaberei allbekannt ist die väterliche Brutpflege der Stichlinge, bei welchen das Männchen aus Pflanzenstengeln ein Nest herstellt, die darin von den Weibchen abgelegten Eier und die ausgeschlüpfte Brut sorgsamst bewacht und tapfer verteidigt, der vielgezüchteten Makropoden, der kampflustigen Kampffische, bei welchen die Männchen durch Ausspeien mit Speichel vermischter Luftblasen ein eigentümliches Schaumnest herstellen, in dieses die aufgesammelten Eier speien und Eier und Junge sorgfältig bewachen. Ganz besonders ausgeprägt ist die Brutpflege und Fürsorge für die Nachkommenschaft bei einem seit sechs Jahren importierten südbrasilianischen Zierfische, dem Chanchito, bei welchem sich beide Gatten an der Brutpflege beteiligen, die Löcher für den Laich in den Sand graben, abwechselnd vor der Laichgrube Wache halten und den Eiern frisches Wasser zufächeln, die ausgeschlüpften Fischchen ein- oder zweimal täglich in eine andere, frisch gesäuberte Grube tragen und später die schon bewegungsfähigeren Jungen herumführen. Es giebt einen allerliebsten Anblick, die jungen Chanchitos in geschlossener Reihe hinter dem Männchen oder Weibchen her segeln zu sehen (siehe Initial).

Bei verschiedenen Panzerwelsen, den Seehasen, Schlangenkopffischen, Groppen, ist es wieder das Männchen allein, welches sich der Brutpflege widmet. Ein australischer Wels (Arius) baut am Boden der Flüsse Nester, indem er in einem Umkreise von einem halben Meter aus kleinen Steinchen eine Grundschicht von Kies zusammenträgt, darauf die Eier ablegt und diese dann mit mehreren Lagen größerer Steine bedeckt. Zu diesem Nestbau holt er sich das Baumaterial im Umkreise um das Nest, so daß man weit um das Nest herum einen hellen, steinlosen Ring wahrnimmt und so das Nest schon von weitem entdeckt.

Auf nicht viel höherer Stufe, als diese für günstige Entwickelung der abgelegten Eier vorsorgende Thätigkeit der

niederen Wirbeltiere, steht übrigens auch die Brutpflege der australischen Wallnister oder Großfußhühner, bei welchen gleichfalls die Männchen die Arbeiten der Brutpflege über=



4. Das Buschhuhn und seine Bruthügel.

nehmen, es aber zu keiner wirklichen Bebrütung der Eier kommt. Zu Beginn des australischen Frühlings, mehrere Wochen vor der Legezeit, scharren die Männchen dieser Hühner dürres Laub, Zweigabfälle nnd andere Pflanzen=stoffe zu mehr als meterhohen und mehrere Meter breiten Bruthügeln, in welche die Weibchen ihre Eier ablegen.

Die Fäulniswärme der modernden Pflanzenstoffe ist es dann, welche die Eier zum Ausbrüten bringt. Die Männchen überwachen diese Bruthügel, sorgen für ihre Durchlüftung, damit die Gärungswärme nicht zu hoch sich steigere, decken auch wohl die ausgeschlüpften Jungen in den ersten Nächten mit Laub zu. Wie Haacke meint, haben wir es da jedenfalls mit einer recht altertümlichen Brutpflege der Vögel, wie sie seinerzeit dem Selbstbrüten vorausgegangen ist, zu thun.

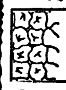
Ehe wir dieses Kapitel über sonderbare Fälle tierischer Brutpflege schließen, wollen wir, ohne auf einzelne Beispiele der Brutpflege niederster Tiere einzugehen, noch einiger interessanter Vorkehrungen zum Nutzen der Brut bei Insekten gedenken. Jeder kennt den pechschwarzen Kolbenwasserkäfer, einen unserer großen einheimischen Käfer, einen harmlosen Wasserbewohner, den der Aquarienfreund nicht ungern dem Tierstande seines Zimmeraquariums einverleibt. Das Weibchen dieses Käfers legt seine Eier nicht einfach an Wasserpflanzen ab, sondern spinnt vor der Eierabgabe für dieselben einen kahnartigen Sack, in den eingeschlossen die Eier auf der Wasserfläche zwischen den Blättern der Pflanzen schwimmen. Recht mühsam sind die Vorarbeiten der Pillendreher und anderer Mistkäfer für die Nachkommenschaft. Zuerst muß eine Grube in die Erde gegraben werden. Dann gilt es, aus Schafs- oder anderem Tiermist eine Kugel zu formen. Männchen und Weibchen helfen dabei zusammen. Dann ist diese Mistkugel in die Grube zu wälzen; das Weibchen zieht vorn, das Männchen schiebt hinten nach, und endlich ist die Pille, wo sie sein soll. Nun legt das Weibchen in die Kugel ein Ei ab, dann wird sie vergraben.

Daß die Totengräber Tierkadaver eingraben und an das Aas ihre Eier ablegen, daß sich bei größeren Tierleichen viele an dieser Grabarbeit beteiligen, ist bekannt,

auch daß die Borkenkäfer, diese Knirpse der Käferwelt, für die abzulegenden Eier lotrechte, wagrechte, sternförmig ausstrahlende Fraßgänge im Holz oder unter der Rinde der Bäume ausfressen. Nur der Spinnen sei noch gedacht, bei welchen die Weibchen die Eiersäckchen am Hinterleibe befestigen und herumtragen. Mutig schützen und verteidigen sie ihre Jungen, und wenn ein Spinnenweibchen alle die ausgeschlüpften Kleinen um sich vereinigt, wird man lebhaft an eine Gluckhenne erinnert, die ihre Küchlein zusammenruft.



5. Eierhüllen des Blattfrosches (Phyllomedusa).



Deutsche Dichtergrüße.



In die Weite.

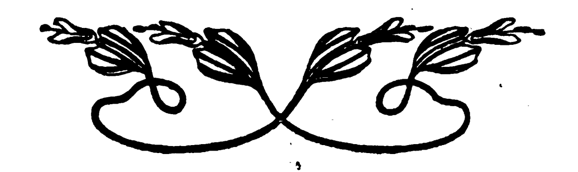
Von Hans Hoffmann.

Laß mich noch schweifen ins Weite hinaus
Hastig gen Norden und Süden:
Bald doch hörst du am lieben Haus
Klopfen den Wandermüden.
Strahlend dann steige du nieder,
Grüßend dann öffne du mir.
Ich komme wieder, Geliebte,
Ich komme wieder — zu dir.

Hörst du die Schwalbe? Ins alte Nest
Ist sie singend gezogen.
Sonniger Süd, nicht hielt er sie fest,
Den sie doch sehnend erflogen.
Fröhliche Grüße und Lieder
Gaben dir Kunde von mir:
Ich komme wieder, Geliebte,
Ich komme wieder — zu dir.

Wer an einer geliebten Brust
Einmal ein Heim gefunden,
Nie auch in stürmender Wanderlust
Ist ihm die Heimat entschwunden.
Sehnsucht spannt ihr Gefieder,
Sehnsucht bannet mich hier:
Ich komme wieder, Geliebte,
Ich komme wieder — zu dir.





Die Sintflut-Sagen bei den verschiedenen Völkern.

Von Dr. **Curt Rudolf Kreuschner.**

(Nachdruck verboten.)

Ein jedes Volk ist stolz auf seine Eigenart und sucht dieselbe im Kampfe um das Dasein, welcher unter den Völkern ebenso tobt, wie zwischen den einzelnen Menschen, zu erhalten und zu befestigen, selbst wenn die vermeintlichen Vorzüge nur in der Einbildung bestehen und das zähe Festhalten an denselben zu jener bedenklichen Selbstüberschätzung führt, für welche der Franzose das Wort „Chauvinismus" erfunden hat. Dieser Zustand der Volksseele ist ein nur allzu menschlicher und begreiflicher; denn es ist der Selbsterhaltungstrieb, der es gebietet, das eigene Volkstum nicht durch fremde Sitte überwuchern zu lassen. Darum sind es edle und schöne Bestrebungen, welche dasjenige zu erhalten bemüht sind, was jedes Volk als den ureigensten Kern seines Wesens betrachtet, nämlich jene Sagen und Ueberlieferungen, welche sich durch den Mund der Erzähler und Barden oder dadurch, daß sie Bestand der alten ursprünglichen Volksreligion geworden sind, durch unberechenbar lange Zeiträume fortgepflanzt haben, bis sie endgültig der Gefahr,

vergessen zu werden, durch schriftliche Aufzeichnungen entgingen.

Nicht alles aber ist so wurzelecht, wie es demjenigen, der sich mit den Sagen seines Volkes beschäftigt, auf den ersten Blick erscheint. Die sichtende Forschung stellt bald bei dem einen, bald bei dem anderen Gegenstand der Sagenwelt fest, daß er ein fremdes Reis ist, welches dem geistigen Erdreich eines anderen Volkes entstammt, aus welchem es nur durch einen Zufall in den heimischen Sagenschatz übergegangen ist. In anderen Fällen aber ergiebt sich ganz unzweifelhaft, daß der Inhalt der Sage das Gemeingut zahlreicher Volksstämme ist, von denen keiner auf ein ausschließliches Vorrecht Anspruch erheben darf, und so schmerzlich es unter Umständen sein mag, ein solches Stück aus dem Alleinbesitze eines Volkes fortgeben zu müssen, so sehr ist es auf der anderen Seite geeignet, das menschliche Allgemeingefühl zu stärken; denn es bringt uns zum Bewußtsein unserer gemeinsamen Abstammung, zu der Empfindung, daß wir trotz aller nationalen Besonderheiten Kinder einer großen Familie sind, deren geistiger Besitz auf gemeinsamen Grundlagen aufgebaut ist. Die unschätzbare Errungenschaft solcher Anschauungen ist aber eine Versittlichung und Veredelung, welche im fremden Volke nicht mehr den Feind sieht, den es zu bekriegen gilt, sondern den Bruder, mit welchem man in vereinten Bemühungen auf ein gemeinsames Ziel der Vervollkommnung hinarbeitet.

Von allen solchen Sagenstoffen hat die weiteste Verbreitung gefunden die Erzählung von einer großen, die ganze Erde bis über die höchsten Bergspitzen bedeckenden Flut, welcher das ganze Menschengeschlecht mitsamt den Landtieren und Pflanzen zum Opfer gefallen wäre, wenn nicht durch göttliche Fügung ein Paar von jeder Art gerettet worden wäre, durch welches, nachdem sich die furcht-



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Charlotte Corday bei Marat.

Nach dem Gemälde von L. van den Bussche.

(Text siehe Seite 212.)

baren Wasser verlaufen, die Erde mit einer neuen Welt lebender Wesen bevölkert wurde. Uns allen ist von Kindesbeinen auf die Geschichte dieses Strafgerichtes bekannt, mit welchem Gott der Herr die Menschen züchtigte, als er sah „daß ihre Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar" (2. Buch Mosis Kap. 6 Vers 5). Mit unverlöschlichen Zügen prägt sich die Tragik des Untergangs eines jedenfalls nach Millionen zählenden Menschengeschlechts der kindlichen Phantasie ein. Mit einer Lebenswahrheit sondergleichen schildert uns die heilige Schrift, wie nach der Zeit von 120 Jahren, welche Gott der Menschheit als Frist zur Besserung gegeben, das himmlische Strafgericht hereinbricht, „wie der Tag kommt, da aufbrechen alle Brunnen der großen Tiefe und sich aufthuen die Fenster des Himmels". Wir leiden förmlich mit, wenn wir uns vorstellen, wie die leichtsinnigen, sündigen Menschen zu den Bergen und Anhöhen sich flüchten vor der immer höher und höher steigenden Flut, wie sich ein verzweifelter Kampf zwischen ihnen entspinnt um die besten Plätze, ein Ringen, bei welchem sich alle Bande der Ordnung und der Zusammengehörigkeit der Familien lösen, so etwa, wie es die Zeitungen ab und zu von großen Bränden und Schiffszusammenstößen melden, bei welchen der Schwächere von dem rohen Stärkeren niedergetreten wird, der sich an den Strohhalm der Hoffnung anklammert und doch wie jener im gemeinsamen Verderben untergeht.

Jedenfalls ist der Sintflutbericht der Bibel mit so lebhaften Farben geschildert und ist auch seinem Inhalte nach so aufregend, daß wir zunächst gerne geneigt sind, denselben für den ursprünglichsten zu halten, von welchem sich alle anderen später abgeleitet hätten, um so mehr, als alle anderen ähnlichen Sagen entweder nur einem kleinen Kreise von Fachleuten bekannt sind oder nur in zweiter

oder dritter Ueberlieferung mit matten Ausdrücken geschildert werden, während aus der Bibel zu uns die Ursprünglichkeit des Quellenwerkes spricht. Was uns vom 6.—8. Kapitel im 1. Buche Mosis, der „Genesis“, erzählt wird, schien von seiten der Naturwissenschaft eine Stütze in den Funden von versteinerten Meertieren an Orten zu finden, welche hoch über dem Spiegel der heutigen Meere, oft auf den Spitzen der höchsten Berge gelegen sind. Schon im Altertum, mehr aber noch vom frühesten Mittelalter bis in die Neuzeit hat man über die Entstehung dieser Tierreste herumgeklügelt. An ihren wahren Ursprung hat man kaum zu glauben gewagt; denn daß das Meer dereinst bis zu den Spitzen des Berner Oberlandes, des Kaukasus, ja sogar bis zu den Hochgipfeln der Anden und des Himalaya gereicht habe, klang gar zu unwahrscheinlich, und so gefiel man sich lieber in abenteuerlichen Erklärungsversuchen, von denen derjenige des sich an aristotelische Vorstellungen anlehnenden arabischen Arztes Avicenna wohl der merkwürdigste ist, da er annimmt, daß die Versteinerungen im Erdinnern dank einer bildenden Kraft der Erde als Naturspiele im Lehm und Stein gewachsen seien.

Später, als man sich der Erkenntnis nicht mehr länger entziehen konnte, daß alle Versteinerungen wirklich echte Ueberbleibsel von Fischen und anderen Meertieren seien, die einstmals gelebt hatten, wurde die Annahme einer die ganze Erde in ein Wassergrab versenkenden Flut zum unerschütterlichen Glaubenssatze, um so mehr, als die Forschungsreisenden aus allen Erdteilen die Kunde mitbrachten, daß auch dort der Glaube an eine längst vergangene, alles Leben vernichtende Flut bei den Ureinwohnern bestehe. Die von einzelnen erleuchteten Geistern schon damals aufgestellte Behauptung, daß die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde einem ewigen Wechsel unterworfen sei und daß diejenigen Teile der Erdoberfläche,

welche heute Gebirge sind, früher einmal Meeresboden gewesen seien, während andere heute vom Meere bedeckte Teile damals trocken gelegen hätten, konnte mit keinem streng wissenschaftlichen Beweise belegt werden und galt als anmaßend, ja wohl sogar als ketzerisch.

Einen weiteren Beweis, daß die allgemeine Sintflut in der That ein historisches Ereignis aus den Kindheitstagen der Menschheit sei, glaubte man gefunden zu haben, als aus den in Bruchstücken erhaltenen Schriften des Berosus der sogen. chaldäische Sintflutbericht bekannt wurde. Der genannte Berosus war ein chaldäischer Priester, der zur Zeit, als Seleucus Nicator, einer der sogen. Diadochen, das Szepter von Syrien führte, also etwa vom Jahre 320—260 v. Chr., lebte und die heiligen Bücher der Babylonier ins Griechische übertrug. Seine ursprünglichen Schriften sind nicht erhalten; in den Chroniken des Syncellus und Eusebius, deren Inhalt in die Werke des Alexander Polyhistor übergegangen ist, sind jedoch die Fragmente des Berosus, welche die Sintflut schildern, aufgenommen. Sie besagen folgendes: Dem Könige Xisuthros, dem Sohne des Otiarthes, offenbart der Gott des Himmels im Traume, daß am fünfzehnten Tage des Monats Daisios alle Menschen durch eine große Wasserflut vernichtet werden sollen. Er giebt ihm die Weisung, von allen vorhandenen Büchern den Anfang, die Mitte und das Ende in der Stadt der Sonne, Sippara, zu vergraben, sodann ein Schiff von fünfzehn Pfeilschüssen Länge und zwei Pfeilschüssen Breite zu bauen, dasselbe reich mit Speisen und Getränk zu versehen, von allen vierfüßigen Tieren und Vögeln ein Paar mitzunehmen und schließlich mit seiner Familie und seinen Freunden das Schiff zu besteigen. Auf die Frage des Xisuthros, wohin er das Schiff steuern solle, erhält er die Antwort: „Zu den Göttern!", d. h. zu dem von Mesopotamien gegen Armenien zu stromaufwärts ge-

legenen Paradiese. Nun tritt die Flut ein. Xisuthros läßt nach einer Weile ebenso wie Noah Vögel auf Kundschaft ausfliegen. Die ersten kehren, weil sie kein festes Land finden, zurück; die zweitabgesandten kehren zwar ebenfalls zurück, denn sie finden nichts zu essen, haben jedoch Schlamm in den Klauen, ein Beweis, daß die Flut sinkt und die Erde wieder zum Vorschein kommt, aber keine Nahrung bietet. Als Xisuthros zum dritten Mal Vögel aussendet, vergessen dieselben die Rückkehr, weil sie festes Land und Nahrung gefunden haben. Inzwischen ist auch das Schiff stehen geblieben, und als Xisuthros das Dach desselben öffnet, entdeckt er, daß sein Fahrzeug auf der Spitze eines Berges gelandet ist. Er steigt mit seiner Familie und dem Steuermanne aus, baut einen Altar, betet und opfert und wird dann samt den anderen Ausgestiegenen in den Himmel entrückt. Von dort hören ihn die im Schiffe Zurückgebliebenen rufen, sie sollten die Götter ehren, nach Babylonien zurückkehren, die zu Sippara vergrabenen Schriften wieder herausholen und aufs neue Städte und Tempel bauen, was auch geschieht. Von dem verlassenen Schiffe aber erzählt Berosus, daß dasselbe noch zu seiner Zeit als ein trümmerhaftes Wrack in den korydäischen Bergen stehe, aus dessen Fugen die Eingeborenen das zum Dichtmachen derselben verwendete Asphalt herauskratzten, um es als kostbares Heilmittel gegen allerhand Krankheiten zu verkaufen.

Die Uebereinstimmung dieses Berichtes mit dem in der Bibel enthaltenen ist zu auffällig, um übersehen werden zu können, und da Berosus lange nach Abfassung der fünf Bücher Mosis gelebt hat, nahm man an, daß er aus diesen geschöpft habe, ohne darnach zu fragen, ob nicht beiden Berichten eine gemeinsame, ältere Quelle zu Grunde liege, eine Möglichkeit, an welche man um so eher hätte denken müssen, als die Juden zweimal mit der Sagenwelt der

Babylonier in engste Berührung gekommen sind, nämlich erstens, als sie noch in ihrer ursprünglichen Heimat, dem Lande Ur in Chaldäa, wohnten, und zweitens zu jener Zeit, als sie in der babylonischen Gefangenschaft schmachteten. Diese Möglichkeit erwies sich als Wahrheit, als im Jahre 1872 der Assyrienforscher George Smith in Kujundjik die Trümmer der ehemaligen königlichen Bibliothek zu Ninive entdeckte. Ein Teil dieser mit Keilschriftzeichen bedeckten Thontafeln, welche sich heute im Britischen Museum in London befinden, sind Abschriften und Uebersetzungen, welche der assyrische König Assurbanipal (668—626 v. Chr.) von den Urschriften der heiligen Bücher in den Bibliotheken von Babylon, Akkad, Ur und anderen Städten Babyloniens anfertigen ließ, und unter ihnen befinden sich auch Bruchstücke des großen Epos vom Helden Gilgamos, welches in zwölf Gesängen, die den zwölf Zeichen des Tierkreises entsprechen, die Thaten und Erlebnisse dieses Sonnenheros erzählt, der auch Izdubar genannt wird und mit dem Nimrod der Bibel identisch ist. Urahne des Gilgamos ist der König Sitnapistun, mit dem Beinamen Hasis-Adra, der dieselbe Persönlichkeit wie der Xisuthros des Berosus ist, und, nachdem er von der Sintflut errettet worden war, an der Mündung der Zwillingsströme Euphrat und Tigris, ohne zu altern, ein ewiges Leben führt. Das elfte Buch des oben genannten Epos schildert nun, wie Gilgamos in Krankheit und schwerer Betrübnis Rat und Zuflucht bei seinem Vorfahren sucht, der ihm in ferner Weltabgeschiedenheit die Geschichte der Sintflut mit folgenden der Uebersetzung von Dr. Paul Haupt entnommenen Worten schildert:

„Du kennst die am Euphrat gelegene Stadt Surripak (d. i. Sippara). Sie war schon alt, als das Herz der großen Götter darin sie antrieb, eine Sintflut anzurichten. Im Rate derselben, nämlich des Vaters derselben, Anu,

des streitbaren Bels, des Thronträgers Adar und des Führers Enuzi, saß auch Gott Ea, der mir ihren Beschluß verkündete. Du Mann aus Surripak, sagte er zu mir, baue ein Schiff; sie wollen den Samen des Lebens vertilgen; darum erhalte du dasselbe und bringe von jeglicher Art auf das Schiff. Wenn man dich aber fragt, warum du dies thust, so sage: weil mich Bel haßt, will ich nicht länger in eurer Stadt wohnen; zum Urwasser will ich hinabfahren und bei meinen Herren Ea wohnen. Ich baute das Schiff in sechs Stockwerken, verpichte es von außen und innen mit Asphalt; dann füllte ich es mit allem, was ich an Silber und Gold und Lebenssamen hatte; all mein männliches und weibliches Gesinde, das Vieh des Feldes, das Wild des Waldes und meine nächsten Freunde brachte ich hinein. Als nun der Sonnengott die bestimmte Zeit brachte, sprach eine Stimme: „Am Abend werden die Himmel Verderben regnen. Steige ein in dein Schiff und schließe die Thür zu.“ Hasis-Adra erzählt nun, wie er die Thore verschloß und dem Steuermann Buzur-Bil die Führung des Riesenschiffes übergab. Als dann der nächste Morgen heraufleuchtete, stieg am Horizonte dunkles Gewölk in die Höhe, in deren Mitte der gewaltige Wettergott seine Donner sprechen ließ. Der Pestgott entfesselte die Wirbelwinde; Gott Adar ließ die Kanäle überströmen; die Götter der unterirdischen Wasser brachten gewaltige Fluten herauf. Dann erhob der Wettergott Rammân einen Sandsturm, der alle Helligkeit in Finsternis verwandelte. Die Wasser fuhren wie der Sturm der Schlacht auf die Menschen los. Selbst den Göttern wurde Angst und sie stiegen empor zum Gott des Himmels, an dessen Ringmauer sie sich niedersetzten wie Hunde. Die Göttin Istar, die Leben erzeugende, schrie: „So ist denn alles in Schlamm verwandelt, wie ich es den Göttern prophezeit; die Menschen sind wieder

zu Lehm geworden; ich aber schaffe sie nicht dazu, daß sie wie Fischbrut das Meer füllen."

Sechs Tage und sieben Nächte wüteten die Fluten und Stürme; dann sänftigten sich die Elemente; das Meer zog sich in seine Ufer zurück. „Ich aber," so fährt Hasis-Adra fort, „durchfuhr das Meer, laut klagend, daß in Schlamm verwandelt waren die Ortschaften der Menschen, deren Leichen wie Baumstämme umhertrieben. Eine Luke hatte ich geöffnet, und als ich das Licht des Tages erblickte, da brach ich in Thränen aus. Das Schiff fuhr aber nach dem Lande Nizir, an dessen Berge es landete. Hier wartete ich sechs Tage lang. Dann ließ ich eine Taube fliegen, die zurückkehrte, da sie keinen Platz zum Rasten fand. Dann ließ ich eine Schwalbe fliegen, aber auch sie kehrte zurück, da sie keinen Platz zum Rasten fand, dann ließ ich einen Raben aufsteigen, der, da das Wasser abgenommen, nicht wiederkam. Nun ließ ich alle aus dem Schiffe aussteigen, opferte nach den vier Himmelsgegenden und errichtete einen Altar auf der Spitze des Berges."

Die Götter sammelten sich nun, vom Opferduft angelockt. Bel wollte, daß auch die Geretteten vernichtet würden. Aber Ea besänftigte den Wütenden, der nun den gerechten und reinen Hasis-Adra unter die Götter erhob.

Wir haben den babylonischen Sintflutbericht hier mit dieser Ausführlichkeit geschildert, weil der Leser aus dem Vergleiche desselben mit dem biblischen die Aehnlichkeiten und Unterschiede leicht herausfinden kann. Gemeinsam ist beiden außer verschiedenen Nebensächlichkeiten der Umstand, daß die Sintflut als Strafgericht der Gottheit erscheint, daß sie nach einer siebentägigen Frist eintritt, daß der Bau des Fahrzeuges genau beschrieben wird und daß die Erretteten nach Ablauf der Flut der Gottheit ein von dieser wohlgefällig aufgenommenes Opfer darbringen. Während

aber der babylonische Bericht nach seiner ganzen Ausdrucksweise verrät, daß er in einem seefahrenden, schiffahrttreibenden Volke entstanden ist, hat die biblische Erzählung einen rein binnenländischen Charakter. Es ist in ihr von einem „Kasten“, aber nicht von einem Schiffe die Rede, während des Meeres, der Schiffahrt und eines Steuermanns, dem nach der babylonischen Erzählung die Leitung des Schiffes übergeben wird, mit keinem Wort Erwähnung gethan wird. Da aber in beiden Berichten die Oertlichkeit des Ereignisses wenigstens insoweit übereinstimmt, als die Fahrt in dem Kasten bezw. dem Schiffe von den unteren Euphrat- und Tigrisländern ausgeht und stromaufwärts gerichtet ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es sich in beiden Erzählungen um dasselbe Ereignis handelt. Spricht nun schon der Umstand, daß die Juden bereits um das Jahr 2000 v. Chr. Mesopotamien verließen, dafür, daß sie den babylonischen Sintflutmythus als mündliche Ueberlieferung mitnahmen und später in einer Form zur Niederschrift brachten, welche ihrer damaligen binnenländischen Heimat in den Bergen Palästinas entsprach, so wird diese Vermutung vollends zur Gewißheit, wenn man das Alter beider Urkunden in Betracht zieht. Aus der in den babylonischen Urkunden erwähnten Stellung der Sternbilder am Himmel läßt sich mit Sicherheit der Schluß ziehen, daß der Text derselben schon im dritten Jahrtausend v. Chr. verfaßt worden ist, obwohl die Keilschrifttafeln, die ja, wie schon erwähnt, nur Abschriften sind, erst aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. stammen. Die Abfassung des ersten Buches Mosis fällt aber in eine viel spätere Zeit, und es gilt daher als anerkannte Thatsache, daß nicht die Babylonier von den Juden, sondern letztere von den ersteren die Sintfluterzählung entlehnt haben, wobei übrigens dahingestellt bleiben kann, ob diese Entlehnung schon vor ihrer ersten

Auswanderung um das Jahr 2000 oder während der babylonischen Gefangenschaft stattgefunden hat, da die heutige Fassung der fünf Bücher Mosis erst aus der Zeit nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, also nach dem Jahre 536 v. Chr., herrührt.

Welche Naturereignisse der babylonisch-jüdischen Flutsage zu Grunde liegen können, wird später erörtert werden, wo es sich darum handeln wird, den thatsächlichen Kern aus dem mit der Zeit durch die Sagenbildung hinzugekommenen Beiwerk herauszuschälen. Die Berichte der Bibel und der babylonischen Bücher sind aber keineswegs die einzigen, welche von einer allgemeinen Vernichtung alles Lebenden durch eine große Wasserflut erzählen. Im Gegenteil finden sich überall, wo die Land- und Flußverhältnisse so liegen, daß überhaupt große Ueberschwemmungen möglich sind, Flutsagen in reicher Zahl, und selbst in manchen wasserarmen Ländern gehen derartige Erzählungen im Volke um, welches sie dann von ihren an großen Strömen und Meeresküsten wohnenden Nachbarn erhalten hat, während sie bei manchen in Wüsten oder auf Hochebenen wohnenden Volksstämmen gänzlich fehlen.

Die Missionare, welche das Evangelium zu den entlegensten Inseln Polynesiens, nach China und Japan, nach Südafrika, Amerika und Australien trugen, waren ebenso wie die Entdeckungsreisenden höchlichst erstaunt, als sie bei den Eingeborenen fast überall auf Flutsagen stießen, deren Zahl sich in die Hunderte beläuft, so daß die Völkerkunde heute über eine umfangreiche Litteratur über diesen Gegenstand verfügt.

Auf den Inhalt dieser einzelnen Erzählungen kann natürlich wegen Raummangels nicht näher eingegangen werden und verlohnt auch vielfach nicht der Mühe. Die nachfolgenden Mitteilungen sind daher nur eine Auslese

des wichtigsten aus der großen Menge des vorhandenen Stoffes.

Um zunächst bei den asiatischen Völkern zu bleiben, muß erwähnt werden, daß Flutsagen bei den nächsten Nachbarn der Juden, den Arabern, gänzlich fehlen. Trotz der Zusammengehörigkeit beider zu der großen semitischen Völkerfamilie ist das Fehlen derartiger Ueberlieferungen bei letzteren nichts Auffallendes; denn Arabien ist ein Wüstenland, dessen Wadis, das sind die tief eingeschnittenen Schluchten, in welchen die spärlichen Wüstenflüsse und Bäche laufen, zuweilen bei heftigen Regengüssen von tosenden Wasserfluten erfüllt sind, wo aber weitreichende Ueberschwemmungen gradezu ein Unding sind. Außerdem ist die vormohammedanische Götterwelt der Südsemiten von dem Inhalt der Religionen der Juden, Assyrier und Babylonier von Grund aus verschieden, so daß auch kein Anlaß vorhanden war, eine Flutsage von diesen zu übernehmen.

Im Gegensatz dazu finden sich bei den Persern, also auf den regenarmen, nach Wasser lechzenden Hochebenen Irans, verschiedene Spuren von Flutsagen, welche jedoch keine Beziehungen zur biblischen Sintflut haben. Im Bunduhesch, einem heiligen Buche der Perser, wird erzählt, wie der Stern Tistar in dreierlei Gestalten, als ein Mann, als ein weißes Pferd und als Stier erscheint und in jeder dieser Verkörperungen regnen läßt, bis alle schädlichen Geschöpfe, welche damals auf Erden lebten, vernichtet sind. Von Menschen ist dabei überhaupt nicht die Rede und das Ganze ist nur eine Symbolisierung des Gewitters, bei welchem das weiße Pferd (der Gott des Lichtes Ahriman) mit einem schwarzen Rosse (dem Herrn der Finsternis Ormuzd) kämpft.

Die Vedische Litteratur der alten Indier wartet uns gleich mit drei Sintfluten statt einer auf. Der volks-

tümlichste der indischen Götter, Wischnu, übt bei seinen Awatâras oder Fleischwerdungen, bei welchen er bald tierische, bald menschliche, bald übermenschliche Gestalt annimmt, den segensreichsten Einfluß auf die Erhaltung der Welt aus. Neun dieser Verkörperungen sind bereits erfolgt und bei den ersten Dreien rettet er jedesmal das Menschengeschlecht vor der Vernichtung durch Wasser, das erste Mal als Fisch, der beim Eintritt der Flut das Schiff des Manu nach dem „nördlichen Gebirge" (dem Himalaya) zieht, beim zweiten Male als Schildkröte, die auf dem Meeresgrunde den Berg Mandara trägt, und endlich als Eber, der die ins Urmeer versunkene Erde wieder ausgräbt und auf seinen Hauern an den alten Ort trägt.

Seltsamerweise scheinen die Zeltzigeuner Siebenbürgens die zweite dieser Erzählungen aus ihrer indischen Heimat nach Europa übernommen zu haben. In den alten paradiesischen Zeiten kam einmal ein bejahrter Wanderer zu einem Manne ins Nachtquartier, wo er gut aufgenommen wurde. Beim Scheiden vertraute er ihm einen Fisch an, den er nicht verzehren sollte. Nach neun Tagen wolle er ihn wieder abholen und werde dann den Mann großartig belohnen. Die Frau des Mannes wollte das Fischlein braten; da dies der Mann nicht zuließ, that sie es heimlich; aber kaum hatte sie das Fischlein auf die glühenden Kohlen des Herdes geworfen, so wurde sie vom Blitze erschlagen und es begannen furchtbare Regen und Ueberschwemmungen. Gleichzeitig aber erschien der Greis wieder und hieß den Mann sich eine neue Frau zu nehmen und mit seinen Verwandten einen Kahn zu besteigen, in welchen er auch allerhand Tiere und Pflanzensamen mitnehmen solle. Als nach einem Jahre die Flut sich verlief, stiegen die Geretteten aus dem Kahne; aber mit den paradiesischen Zeiten war es vorbei. Krankheit, Elend und Tod waren in die Welt eingezogen, und die Menschen

mußten fortan sauer arbeiten, um ihr Leben zu fristen. Diese Zigeunersage ist dadurch bemerkenswert, daß sie die Erzählung der Sintflut mit jener vom Sündenfall der ersten Menschen verquickt und von einer Bestrafung redet, welche vielleicht gleichen Ursprungs mit der Sage von Lots Weibe ist.

Zahlreiche Flutsagen laufen auch unter den Bewohnern von Nepal und Bhutan, im Tibetanischen, in den Thälern südlich vom Himalaya, in Kaschmir, auf den Andamanen, in Birma, in Kambodscha, in Malakka, auf Celebes, Borneo, auf Luzon, Mindanao, auf Kamtschatka usw. um. Vom Zorne eines Höchsten über die sündige Menschheit ist dabei nur in einigen wenigen Fällen die Rede, während in den meisten dieser Erzählungen die Flut eben nur als ein gewaltiges Naturereignis geschildert wird, welchem einige wenige Menschen entrannen, indem sie sich entweder rechtzeitig auf Schiffe und Flösse retteten oder indem durch göttliches Eingreifen der Flut gerade noch zur rechten Zeit für die übrig Gebliebenen ein Ende gesetzt wurde. Manche derselben, welche erst in neuerer Zeit bekannt geworden sind, zeigen übrigens biblische Züge, welche wohl von der vorangegangenen Thätigkeit christlicher Missionare unter diesen Völkern herrühren; andere dagegen sind wurzelecht aus dem Vorstellungskreise der betreffenden Stämme herausgewachsen und stehen ersichtlich in keinerlei Zusammenhange mit dem jüdisch-babylonischen Sintflutberichte.

Entsprechend dem nüchternen und aufs Praktische gerichteten Sinne der Chinesen, finden wir bei diesem 400 Millionen-Volke samt seinen Anhängseln, wie Korea, Japan und Indochina, nur wenige Ueberlieferungen von Flutsagen, obwohl die verheerenden Ueberschwemmungen der großen chinesischen Ströme, bei welchen oft Hunderttausende bis Millionen von Menschen ertrunken sind, genügend Anlaß zur Entstehung geboten hätten. Der Grund

hiervon liegt augenscheinlich in der häufigen Wiederkehr dieser Katastrophen. In geschichtlichen Zeiten hat der Hoangho nicht weniger als zehnmal auf das gründlichste seinen Lauf verändert und jedesmal dabei Hunderte und Tausende von blühenden Ortschaften samt ihren fleißigen Bewohnern dem wütenden Strome, den die Chinesen mit Recht die „Geißel der Kinder Hans" nennen, zum Opfer gefallen. Aber der Zusammenhang der einzelnen Teile des Riesenreiches, von welchen die einen mit einer gewissen Regelmäßigkeit durch Wasser verwüstet wurden, während die überwiegende Mehrheit unversehrt blieb, der Kulturzustand und die geschichtlichen Aufzeichnungen waren zu hoch entwickelt, um eine Flutsagenbildung zu ermöglichen, mochten auch die auf die großen Flußthäler beschränkten örtlichen Ereignisse einen noch so großen Umfang angenommen haben. Was man also aus China von Flutsagen berichtet, ist immer nur die manchmal sehr entstellte Geschichte einer Flußüberschwemmung.

Von den europäischen Flutsagen sind zwei wohl jedem bekannt, der noch einige Erinnerungen an seine Gymnasialzeit in sein späteres Leben hinübergerettet hat. Die erste, die Flut des Ogyges, behandelt eine örtliche Ueberschwemmung, welche, vom Kopaïssee ausgehend, Attika verheerte. Die zweite ist diejenige, bei welcher das sündhafte eiserne Geschlecht durch Zeus vernichtet wurde und nur Deukalion, der Stammvater der Griechen, samt Pyrrha sich retteten, die sich auf den Rat des Prometheus ein Fahrzeug erbaut hatten. Bei beiden Sagen sowie noch bei einer langen Reihe anderer, welche auf hellenischem Boden entsprossen sind und sämtlich erst im fünften Jahrhundert vor Christus auftauchen, zeigt es sich deutlich, wie zu dem ursprünglichen griechischen Inhalt im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte chaldäisch-hebräische Zuthaten hinzukommen. Aber auch alles, was sich bei Germanen, Slaven, Romanen

und Kelten vorfindet, zeigt mit alleiniger Ausnahme der jüngeren Edda Spuren der Beeinflussung durch den biblischen Sintflutbericht. Nach der Erzählung dieses Hauptwerkes der altnordischen Litteratur läuft aus dem Körper des getöteten Riesen Ymir soviel Blut, daß das ganze Geschlecht der Riesen bis auf einen, Namens Bergelmir samt seiner Familie, umkommt, von welchem ein neues Riesengeschlecht stammt. Von Menschen ist dabei gar nirgends die Rede, weil dieselben nach der skandinavischen Sage um diese Zeit noch gar nicht existierten.

Am ärmsten an Flutsagen ist von allen Erdteilen Afrika. In dem fast regenlosen Aegypten ist kein geeigneter Boden zur Entstehung derselben, und wenn auch der Erhalter des Landes, der alljährlich zu bestimmten Zeitpunkten anschwellende und die Gefilde weithin überschwemmende Nil, mit der Götterwelt der alten Aegypter in der Sage eng verbunden erscheint, so ist doch die Regelmäßigkeit, mit welcher die Nilschwelle eintritt, der Flutsagenbildung ebenso hinderlich gewesen, wie dies in China mit den Ueberschwemmungen des Hoangho der Fall war. Livingstone hat auf seinen ausgedehnten Reisen in Afrika nur ein einziges Mal in der Gegend des Djilo Dschilolosees in Südwestafrika eine hierher gehörige Erzählung gehört, welche die Entstehung dieses großen Binnengewässers damit erklärt, daß ein zaubermächtiger weiblicher Häuptling Moene Monenga, weil sie mit ihrer Bitte um Nahrung und Unterkunft in einem Dorfe rauh abgewiesen war, dieses mit seiner Umgebung in der Erde versinken ließ, worauf sich das entstandene Loch mit Wasser füllte.

Was sich sonst in dieser Hinsicht bei den Negern von Gondokoro, im Sudan, bei den Hottentotten und Kaffern Südafrikas vorfindet, betrifft entweder Ereignisse von engstem, örtlichem Umfange oder Dinge, welche die Eingeborenen von Reisenden, Missionaren und Ansiedlern ge-

hört haben, in ihrem Sinne umgemodelt und hinterher in dieser veränderten Form später kommenden Forschern als angeblich echten Inhalt ihrer Sagenwelt aufgetischt haben.

Um so reicher ist die Zahl der selbständigen Flutsagen im nördlichen wie im südlichen Amerika. Eine bei vielen Eskimostämmen wiederkehrende Erzählung berichtet, daß von Norden eine alles überschwemmende Flut gekommen sei, welche Unmengen von Eis mitgebracht habe. Schmucklos und streng sachlich klingt ein Bericht von den Eskimos an der Behringstraße, nach welchem in alter Zeit eine furchtbare Erdbebenflut über das Land gegangen sei und nur diejenigen verschont habe, die sich in ihren Fellbooten auf die höchsten Berge retten konnten. Der wüste Gespensterspuk, mit welchem die indianischen Medizinmänner und Zauberer die unter den nordamerikanischen Indianern in großer Zahl umlaufenden Flutsagen ausgeschmückt haben, bietet an sich nichts für unsere Zwecke Charakteristisches; andererseits würde ihre Wiedergabe einen über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehenden Raum beanspruchen. Erwähnt soll daher nur werden, daß es sich auch hier häufig gar nicht um Strafgerichte über sündige Menschen, sondern um Kämpfe der verschiedenen Götter untereinander handelt, in deren Gestalten man unschwer die Verkörperungen der Naturgewalten erkennt. Eigentümlich ist diesen Erzählungen, falls es sich bei ihnen um Untergang und Errettung von Menschen handelt, daß die Wissenschaft von der nahenden Flut häufig durch kluge Tiere, wie Hunde usw., übermittelt wird, und daß andere mit dem Wasser vertraute Tiere, wie Biber, Moschusratten, Enten und Fische, den in ihren Kähnen schwimmenden Menschen Erde oder Sandkörner vom Grunde der Wässer heraufholen, die sich dann zu Inseln und Festländern auswachsen. Häufig ist übrigens die Ueberflutung in diesen Erzählungen kein ursprüngliches Ereignis, sondern erst die Folge gewaltiger

vulkanischer Ausbrüche, bei denen alles Eis schmilzt, oder mächtiger Erdbeben.

Durchaus echt ist die Flutsage der Zuni in Neumexiko, nach welcher die alles überschwemmenden Wässer durch ein Menschenopfer, indem ein Jüngling und ein Mädchen, Kinder der höchsten Priester, in die Fluten geworfen werden, zum Schwinden gebracht werden. Das Gleiche gilt auch von der Sage der Bella-Coola-Indianer, nach welcher die mächtigste Gottheit die Erde, damit sie nicht im Ozean versinke, mit einem Tau an die Sonne bindet und nun eines Tages dieses Tau zu dehnen und zu strecken anfängt, so daß alles feste Land in der Flut untertaucht, bis die Gottheit das Tau wieder verkürzt.

Von den zahllosen Flutsagen in Mittelamerika, wo durch Erdbeben erzeugte Flutwellen ein überaus häufiges Ereignis sind, ist die verbreitetste diejenige, welche erzählt, daß bei einer die ganze Erde bedeckenden Flut nur ein Menschenpaar, der Mann Coxcox und seine Frau Xochiquetzal, sich in einem Baumkanoe retteten und nachdem dieses am Pic von Colhuacan gelandet war, zahlreiche Kinder erzeugten, denen eine Taube Zungen und vielerlei Sprachen verlieh. Fünfzehn dieser Kinder, welche sich derselben Sprachen bedienten, wurden die Stammväter der Toeteken, Azteken und Acolhuas.

Sehr merkwürdig ist auch die Sage der Quichés in Guatemala, wonach die Götter mit ihrer ersten Schöpfung, Tieren und Menschen aus Thon, die den Kopf nicht wenden konnten und nichts verstanden, sehr unzufrieden waren. Nachdem sie ihr erstes Werk durch eine Flut zerstört, formten sie Männer aus Holz und Frauen aus Harz, Geschöpfe mit tierischen Lauten und undankbarer Gesinnung. Diese Menschen wurden durch einen Feuerregen bis auf wenige vernichtet, welche in Waldaffen verwandelt wurden. Dann schufen die Götter Menschen aus

weißem und gelbem Mais; diese waren aber von einer solchen Vollkommenheit, daß sich die Götter selber darüber entsetzten und ihre Eigenschaften wieder soweit verschlechterten, daß die heutigen Menschen daraus wurden.

In Südamerika finden sich Flutsagen nicht nur in den Niederungen der großen Ströme, sondern auch in den Hochgebirgsthälern der Anden. Diese zum Teil 2000 bis 3000 Meter und noch höher gelegenen Thalbecken waren fast sämtlich einmal ausgedehnte Seen, von denen manche erst in historischer Zeit abgelaufen sein mögen, während verschiedenen Flüssen durch Bergstürze der Abfluß versperrt wurde, so daß sich neuerdings Seen bildeten, welche nach Durchbrechung des sie aufstauenden Sperrdammes später wieder verschwanden. An solche Ereignisse knüpfen viel Flutsagen in Columbia, Ecuador, Peru, Chile, Argentinien usw. an, wobei bezeichnenderweise der schon aus der Sage von Deukalion und Pyrrha bekannte Zug häufig wiederkehrt, daß ein neues Geschlecht aus den Steinen entsteht, welche die wenigen Ueberlebenden nach rückwärts über die Schultern werfen. Häufig wird die einer neuen Weltschöpfung vorausgehende Wasserflut auch durch die Gewalten des Feuers vertreten, was in einem Lande mit riesigen Vulkanen, wo obendrein ausgedehnte Brände der ausgetrockneten Savanne sehr häufig sind, nicht eben schwer erklärlich ist.

Auch in dem jüngsten Erdteile, dem regenarmen Australien, finden sich seltsamerweise Flutsagen. Ihr zweifellos hohes Alter und der Umstand, daß sie von dem biblischen Bericht augenscheinlich nicht beeinflußt sind, legt die Vermutung nahe, daß es vielleicht Ueberlieferungen aus einer längst vergangenen Zeit sind, wo Regen und Ueberschwemmungen häufiger waren, als heute.

Auf den Tausenden von Inseln, welche das heutige Melanesien und Polynesien bilden, laufen zahlreiche Flut-

sagen um, und ebenso viele wird die Völkerkunde, welche hier vielfach auf noch ganz jungfräuliche Gebiete stößt, zweifelsohne noch auffinden. Nur eine von ihnen soll hier näher betrachtet werden, weil sie von den vor kurzem deutsch gewordenen Pelewinseln (Palaos), den westlichen Karolinen, stammt. Nach der Sage waren diese vor grauen Zeiten von gottähnlichen Helden bewohnt, von welchen einer, Namens Antnodockl, von den Einwohnern der Insel Eyrray ermordet wurde. Als seine Kameraden ihn suchen gingen, kamen sie auch nach der Stätte des Mordes und wurden dort von allen Bewohnern übel aufgenommen. Nur eine alte Frau, Namens Milatk, bot ihnen Unterkunft und machte sie auch mit dem Tode ihres Genossen bekannt. Zum Dank dafür wollten sie dieselbe bei der als Strafgericht hereinbrechenden Flut retten und gaben ihr den Rat, sich ein Floß zu bauen und mit einem Seile an einem Baume zu befestigen. Milatk that dies auch, mußte aber trotzdem ertrinken, weil sie ein zu kurzes Tau genommen hatte. Doch wurde sie von dem ältesten der Götter wieder ins Leben gerufen, indem dieser ihr den eigenen Odem in die Brust hauchte. Später wurde sie dann die Stammmutter der heutigen Menschen.

* * *

Von den tausenderlei Flutsagen aller Erdenvölker ist im Vorstehenden nur ein äußerst kleiner Teil in den Bereich der Darstellung gezogen worden. Das Gesagte genügt jedoch, um ohne weitere Beweisführung klar zu machen, daß allen diesen Berichten unmöglich ein und dasselbe Ereignis zu Grunde liegen kann. Früher war man allerdings in diesem Punkte anderer Meinung. Man bemühte sich, auch wissenschaftlich nachzuweisen, daß in fernliegender Vorzeit eine mächtige und lange andauernde Flut (das Diluvium) über die ganze Erde hin geherrscht habe, von welcher die versteinerten Tier- und Menschen-

reste herrührten und bei welcher Gelegenheit die Oberfläche der Festländer und Inseln die jetzige Gestalt angenommen habe. Jederzeit und selbst unter den strengsten Scholastikern, welche vom jüdischen Sintflutbericht auch nicht das Tüpfelchen eines i preisgeben wollten, haben aber Bedenken hinsichtlich der Frage geherrscht, woher denn die ungeheuren Wassermassen stammten, welche selbst die höchsten Berge, also die heutige Erdoberfläche mehr als 3000 Meter hoch überschwemmen konnten. Um dies zu erklären, hat man angenommen, das Erdinnere sei ehemals hohl und mit Wasser angefüllt gewesen. Bei Beginn der Sintflut sei die dünne Rinde, deren Reste die heutigen Gebirge seien, eingebrochen und das Innenwasser in ungeheuren Mengen ausgetreten. In der Absicht, den jüdischen Sintflutbericht mit den Thatsachen der Geologie in Einklang zu bringen, hat man die Erdgeschichte förmlich zu einem Roman umzugestalten gesucht, wie ihn z. B. Thomas Burnett 1682 in seiner Theoria sacra telluris geschrieben hat. Man dachte an große Kometen, welche durch ihr Aufprallen auf die dünne Erdschale diese zum Bersten gebracht hätten, und war überhaupt sehr geneigt, alle bei Ausgrabungen gemachten Funde im Sinne der hebräischen Sintflut zu deuten. So glaubte Johann Jakob Scheuchzer 1725 in dem versteinerten Gerippe eines im Jahre 1725 zu Oeningen am Bodensee gefundenen Riesensalamanders die Ueberreste eines vorsintflutlichen Menschen entdeckt zu haben, den er mit den bekannten Versen andichtete:

„Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder
Erweiche Stein und Herz der neuen Bosheitskinder."

Auch legt er den versteinerten Fischen die Klage in den Mund, daß sie unverschuldet die Opfer der Sintflut geworden seien. Später wurde man aber in dem Glauben an eine allgemeine Sintflut stutzig. Schon Jacob Grimm sagt: „Es scheint mir unmöglich, die Vielheit aller Dichtungen

von der großen Flut und von der Erschaffung des Menschengeschlechts auf die mosaische Urkunde zurückzuführen, aus der sie verwildert und entstellt sein sollen; das verbieten schon die eigentümlichen Vorzüge, Mängel und Abweichungen einer jeden." In der That widerspricht es doch auch keineswegs wahrer Religiosität, wenn man daran zweifelt, daß die Sintflutsage gerade bei den Juden entstanden sei und sich von dort über die ganze Erde verbreitet habe, und wenn man schon nach einer gemeinsamen Quelle aller dieser Erzählungen sucht, muß man doch wenigstens die Möglichkeit zugeben, daß die Juden auch von anderen Völkern etwas entlehnt haben können, wie ja auch viele andere Gebräuche, welche nach dem Wortlaut ihrer Urkunden angeblich von ihren Gesetzgebern zuerst eingeführt sind, sich später als Gemeingut vieler orientalischen Völker aus uralten Zeiten erwiesen haben.

Die Vermutungen, daß die Flutsagen einen verschiedenen Ursprung haben könnten, wurde bald zur Gewißheit, als die genauere Untersuchung der Erdrinde ergab, daß von einer ehemaligen, die ganze Erdrinde umfassenden Flut nicht die Rede sein könne. Man wandte sich nun zu der Annahme, daß örtliche Ueberschwemmungen, und zwar ebensowohl kleinere, wie die Aufstauungen von Gebirgsseen durch Bergstürze, als auch größere, wie sie noch jetzt ab und zu durch Erd- und Seebeben oder durch heftige Cyklone in Küstenländern hervorgerufen werden, diese Sagen erzeugt hätten. Daß man solchen örtlichen Ereignissen eine erdumspannende Bedeutung in den damaligen Zeiten beilegte, wo es auch nicht einen Menschen gab, der von dem wahren Umfang des Erdballs eine Ahnung hatte, ist selbstverständlich. Der Gesichtskreis der Menschen von damals war eben ein engbeschränkter. Die Grenzen ihres Volkes und allenfalls ihrer Nachbarn waren die Grenzen ihrer

Welt, und verderbliche Naturereignisse, welche diese Gebiete verwüsteten, mußten nach ihrer Anschauungsweise die ganze Welt betroffen haben. Die allgemeine menschliche Eigenschaft, sämtliche Unglücksfälle, wie es noch heute gern geschieht, ins Ungemessene zu vergrößern und örtliche Ereignisse zu Weltbegebenheiten aufzubauschen, that das Uebrige dazu, daß jedes Volk glaubte, daß ein Naturereignis, welches sich in grauer Vorzeit einmal in seinem Lande ereignete, auch auf die ganze übrige Welt sich ausgedehnt haben müsse.

Wenn man an diesen Gesichtspunkten festhält, kommt man zu einer höchst einfachen und natürlichen Erklärung der Flutsagen, welche der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnis nicht ins Gesicht schlägt, sich aber auch von dem Bestreben mancher Forscher fern hält, dem biblischen Sintflutberichte alle Thatsächlichkeit nur deswegen abzusprechen, weil er eben ein Teil der jüdischen und christlichen Glaubensquellen ist. Letzteres ist eine Einseitigkeit, welche die Freude an den lichtvollen Ausführungen manches sonst hochverdienten Gelehrten, wie z. B. des Jenenser Professors Haeckel, trübt; denn was uns die Bibel erzählt, darf doch zum mindesten nicht ungünstiger beurteilt werden, als die mündlich überlieferten Erzählungen eines Indianerstammes oder eines Malayen- oder Polynesiervölkchens, vor denen es zunächst schon das hohe Alter der Aufzeichnung und die Ausführlichkeit der Beschreibung voraus hat.

Die Geologie hat nachgewiesen, daß auf der Erde die Verteilung von Wasser und Land die weitestgehenden Verschiebungen erlitten hat. Große Meeresräume, wie z. B. der Indische Ozean zwischen Ostindien und Afrika, nehmen die Stelle versunkener Festländer ein; in den zahllosen Inseln Polynesiens sieht man die Spitzen eines früher dort befindlichen Erdteiles, und ebenso glaubt man, daß

die sagenhafte Antarktis, an deren Erforschung gerade jetzt eben die deutsche Südpolexpedition unter Professor von Drygalski geht, früher das ganze Meer um den Südpol herum eingenommen hat und mit Südafrika und Südamerika in Verbindung gestanden ist, während ganz Europa und das ganze nördliche Asien (also vor allem Sibirien) unter einer tiefen Meeresflut begraben lagen, aus welcher nur die höchsten Spitzen unserer damals noch viel höheren Hochgebirge als kleine Inseln hervorragten. Die Phantasie ist nun gar zu gerne geneigt, diese umfassenden Katastrophen mit den Sintflutberichten in Verbindung zu bringen, und wenn es damals schon Menschen gegeben hat, wäre das plötzliche Versinken großer Erdteile auch in der That mit der Vernichtung der ganzen dort wohnenden Menschheit verbunden gewesen. Die Geologie lehrt uns aber, daß derartige Hebungen und Senkungen vor unmeßbar langen Zeiträumen stattgefunden und nicht auf einmal, sondern langsam, im Verlaufe von Zeitspannen sich vollzogen haben, die man nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Zehntausenden und Hunderttausenden von Jahren einschätzen muß. Damit schwindet aber die Möglichkeit, daß das Menschengeschlecht auf einen Schlag vernichtet worden sei und daß sich die Kunde eines derartigen Ereignisses über so lange Zeiträume erhalten haben kann.

Wir müssen uns vielmehr an weniger umfangreiche Naturereignisse halten, welche für die Erde als Ganzes zwar nur einen örtlichen Charakter besaßen, denen aber, die sie erlebten, doch so entsetzlich vorkamen, daß sie die Kunde davon als das Grauenhafteste, was sich menschliche Fassungskraft vorstellen kann, durch die Sage auf die entferntesten Kindeskinder fortpflanzten. Aehnliche Ereignisse haben sich nun auch in neuerer und neuester Zeit wiederholt ereignet. Die Flutwelle, welche durch das bekannte

Erdbeben von Lissabon hervorgerufen wurde, durcheilte den ganzen Atlantischen Ozean bis zu den Antillen, überall die furchtbarste Verwüstung hinterlassend. Beim Erdbeben von Callao am 28. Oktober 1746 ergoß sich das Meer mit solcher Macht über die unglückliche Stadt, daß von 5000 Menschen nur 200 diese Stunde überlebten, und der Einsturz des Vulkans Pik Perbuatan auf der kleinen Insel Krakatau in der Sundastraße im Jahre 1883, bei welchem die Hälfte des Berges mit dem größten Teil der Insel ins Meer versank, machte sich durch eine mächtige Meerwelle bemerkbar, welche den ganzen Indischen und Pazifischen Ozean bis zu den Küsten Südamerikas durchlief und an den Ufern von Java und Sumatra, wo Andscher und Merak fast gänzlich zerstört wurden, rund 100000 Menschenleben vernichtete.

Fast noch verheerender sind die Wirkungen, wenn große Cyklone, jene gewaltigen Wirbelstürme, an denen namentlich der Indische Ozean so reich ist, über am Meere gelegene Tiefländer dahinbrausen. Ein solcher Cyklon traf in der Nacht vom 1. November 1876 den bengalischen Meerbusen und brachte nach der amtlichen Schätzung des Gouverneurs Sir R. Temple an der Mündung des Megna nicht weniger als 250000 Menschen den Wassertod. Solche verheerende Naturereignisse sind in der That geeignet, in der Erinnerung der Menschen durch viele Generationen festzuhaften, und wenn sie im Altertum ein hochcivilisiertes Volk betrafen, so war es fast selbstverständlich, daß die Nachricht davon auf die entferntesten Nachkommen gelangen mußte, jedoch natürlich in der Form und den Ausschmückungen, wie sie jedes weit zurückliegende Ereignis umranken und der Auffassungsweise der damaligen Zeit entsprachen, die nur geringe geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß und in dem Wirken der Naturgewalten den Einfluß der Gottheit erblickte.

Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß zur Zeit, wo in der Niederung des Euphrats und Tigris bereits ein hochkultiviertes Volk wohnte, Mesopotamien von einer derartigen Katastrophe betroffen worden ist. Die Stadt Surripak (Sippara), von welcher der babylonische Flutbericht erzählt, liegt zwar weit vom Meere ab und ihre Ruinen existieren heute noch am Hügel Abu-Habba, der ungefähr in der Mitte zwischen Babylon und Bagdad liegt; dieses ganze Land ist aber, wie überhaupt der größte Teil der Tiefebene, um die heutigen Mündungen des Euphrats und Tigris durch Anschwemmungen dieser Ströme entstanden. Plinius erzählt von der dort gelegenen Stadt Alexandria-Antiochia, daß sie noch im 3. Jahrhundert v. Chr. nur 1600 m vom Meere entfernt lag, während sie 300 Jahre später 33 km landeinwärts gelegen war, und noch in den Jahren 1793—1853 ist der Schatt-el-Arab, das Delta der genannten Zwillingsströme, um 3,2 km ins Meer hinausgerückt. Surripak, welches schon in dem nun fast 5000 Jahre alten babylonischen Sintflutberichte als eine uralte Stadt bezeichnet wird, muß deshalb damals in großer Nähe des Meeres gelegen haben, und es ist daher nur zu leicht möglich, daß eine plötzlich über Mesopotamien hereinbrechende Flutwelle damals diesen alten Kultursitz zerstört und daß die Kunde dieses Ereignisses sich später von Babylonien weithin verbreitet hat und auch in die heiligen Bücher der Juden übergegangen ist. Letzteres ist um so wahrscheinlicher, als man die Flutandrohung Gottes in der Bibel (1. Buch Mosis 6, 17): „Ich will eine Sündflut mit Wasser kommen lassen auf Erden", wie Luther diese Stelle übersetzt, ebenso gut auch lesen kann: „Ich will von der See her eine Sintflut über die Erde bringen." Daß die hohe Autorität der Bibel mit dem Vordringen des Christentums auf dem Erdball auch die selbständigen Flutsagen von Völkern, welche Tausende von Meilen davon in

anderen Erdteilen wohnten und noch wohnen, beeinflußt hat, ist zu selbstverständlich, um noch eines weiteren Beweises zu bedürfen. Im Gegenteil wäre es höchst wunderbar, wenn eine solche Beeinflussung nicht stattgefunden hätte.

Wo Flutsagen tief im Binnenlande oder in hohen Gebirgsgegenden existieren, können sie entweder eingewandert sein oder ebenfalls auf örtlichen Ereignissen beruhen. Höher gelegene Seen, die allmählich ihren Sperrdamm unterwühlten, bis plötzlich das ganze Wasser ablief, ebenso wie es in der Gegenwart mehrfach geschehen ist, wenn Sperrdämme von Staubecken, wie kürzlich in Nordamerika, brachen, mußten das weiter unten gelegene Thal in der fürchterlichsten Weise überschwemmen und boten damit reiche Gelegenheit zur Entstehung von Flutsagen.

Es müssen aber endlich durchaus nicht alle Sintflutberichte an ein bestimmtes Ereignis anknüpfen. Denn das bloße Vorkommen versteinerter Muscheln, Schnecken, Fische und anderer Wassertiere in den Erdschichten hoher Berge ist allein für sich schon geeignet, die Phantasie mächtig anzuregen. Die Möglichkeit, daß Hunderttausende von Jahren vergangen sind, bis Festländer samt ihren Gebirgen langsam in die Meeresflut versanken und wieder emporstiegen, zieht die Volksseele, die gern überall schauerliche Dramatik sucht, nicht in Betracht; denn die Vorstellung, daß sich hier unerhörte Schrecknisse in schneller Aufeinanderfolge ereigneten, reizt die Vorstellungskraft viel mehr, als wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Meer zollweise in langen Zeiträumen gestiegen und gefallen ist. Wenn aber das Unheil plötzlich hereingebrochen ist, so mußten folgerichtig fast alle Menschen und Festlandstiere dabei zu Grunde gehen. Ein solcher Massentod alles Lebenden konnte aber nicht ohne den Willen des höchsten Wesens eingetreten sein, und da der Mensch sich die Gottheit als gütig, weise und gerecht vorstellt, mußte sie Ursache gehabt

haben, ihre eigenen Geschöpfe zu vernichten. Der Mensch mußte also den Zorn der Gottheit durch Bosheit und Schlechtigkeit erregt haben. Daher das Strafgericht und die Errettung einzelner Gerechter, welche dem allgemeinen Verderben entronnen. Was die Tierwelt aber verschuldet, daß auch sie mit untergehen mußte, darnach fragte natürlich der naive Egoismus des sich selbst als Mittelpunkt der Welt betrachtenden Menschen nicht. Die Rettung war hinwiederum nur dann möglich, wenn diese bevorzugten Menschen rechtzeitig gewarnt wurden und sich Schiffe bauen oder auf hohe Berge flüchten konnten. Wie sich aber die Erde nach Ablauf der Flut neuerdings mit Menschen und Tieren bevölkert habe, für diese Frage gab es verschiedene Lösungen. Entweder wurde ein Menschenpaar gerettet, welches alle Arten Tiere und Pflanzensamen mitgenommen hatte, von denen dann die neuen Geschöpfe abstammten, oder es wurde zum Wunder gegriffen und durch schöpferischen Willensakt eine neue Welt des Lebens hervorgezaubert. Dies alles sind naheliegende Folgerungen, welche sich aus der ersten Annahme einer allgemeinen Vernichtungsflut mit Notwendigkeit ergeben.

Die Flutsagen sind demnach das Ergebnis sowohl von allgemeinen Vorstellungen, welche sich in der Seele der Menschen über die Entstehung und Entwickelungsgeschichte der Erde bildeten, als auch von bestimmten Naturereignissen, welche auf die Ueberlebenden im höchsten Grade erschütternd wirkten. Daß in allen Schöpfungsgeschichten das Meer eine wichtige Rolle spielt, ist leicht zu begreifen; denn durch die Trennung von Festem und Flüssigem entsteht die Welt, die der Mensch bewohnt. Ebenso allgemeiner Natur wie der natürliche Inhalt der Flutsagen ist aber auch ihr moralischer Hintergrund. Schuld und Sühne sind die Grundlagen aller dieser Erzählungen und nirgends kommen sie mit so erschütternder Tragik zum Ausdruck wie

in dem Berichte des Hasis-Adra und der jüngeren Erzählung der Bibel.

Es ist darum auch ein höchst witzloses Beginnen, über den biblischen Sintflutbericht deswegen zu spotten, weil derselbe mit allerhand Beiwerk verbrämt ist, welches dem Erkenntnisgrade der damaligen Menschen entspricht, mit unserem heutigen Wissen aber unvereinbar ist. Denn der Kern aller dieser Erzählungen bleibt ein Goldkorn menschlicher Gesittung, nämlich sowohl das Bewußtsein der menschlichen Kleinheit gegenüber den mächtigen Naturgewalten, als auch das Gefühl für Recht und Unrecht, ohne welches keine Kultur bestehen und vorwärts kommen kann. Ob seit der Flutkatastrophe in der babylonischen Flußniederung nun 6000 oder 10000 Jahre verflossen sind, ist für die Sache an sich ebenso gleichgültig wie die Thatsache, daß am babylonischen wie am jüdischen Sintflutbericht nicht alles wörtlich zu nehmen ist.

Unter allen Flutsagen aber sind diese beiden am meisten von ethischen Vorstellungen durchweht, und es bleibt deswegen interessant, zu verfolgen, wie das denselben zu Grunde liegende Naturereignis sich auf das innigste mit den Grundlagen der moralischen Vorstellungen derjenigen Völker verbindet, von denen wir, wenn auch mit großen Umwegen, den wesentlichsten Teil unserer Kultur überkommen haben.





Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

1. St. Petersburg.

Von Dr. B. Kiepert-St. Petersburg.

Paris ist das Herz Frankreichs, und der stolze Brite würde glauben, daß durch das ganze Weltall ein klaffender Riß gehen müßte, wenn das neblige London vom Erdboden verschwände. Auch der Deutsche gewöhnt sich mehr und mehr daran, Berlin als den Mittelpunkt des geistigen und wirtschaftlichen Lebens im Deutschen Reiche anzusehen, und ebenso ist für den Oesterreicher, zum mindesten für den Deutsch-Oesterreicher, Wien noch immer der Knoten, in dem die Fäden des vielmaschigen Netzes der österreichischen Monarchie zusammenlaufen.

Ganz anders ist das Verhältnis des Russen zu der Hauptstadt seines Landes. Kalt, fast mit einer gewissen Gegnerschaft steht er der Schöpfung Peters des Großen gegenüber; für ihn ist Moskau noch immer die erste Residenz des Reiches, und St. Petersburg nur die Beamtenstadt, welche das nationale Leben zu reglementieren sucht, und nebenbei auch heute noch — der Sitz des Zaren und

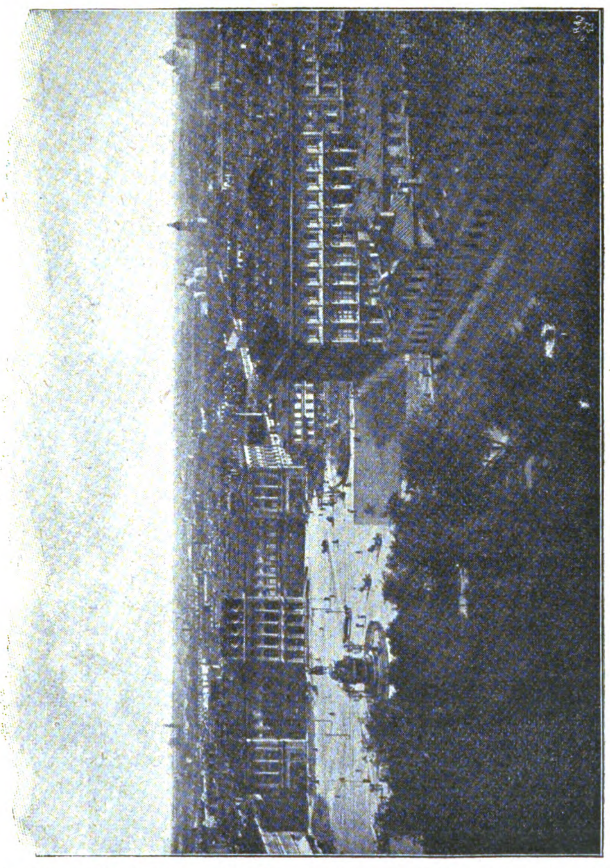
der höchsten Regierungsbehörden. Denn im Laufe der Zeit sind hier so viele öffentliche Gebäude erbaut, daß wohl oder übel die höchste Regierungsgewalt bleiben muß, wo sie einmal ist, weil man nicht unzählige Millionen für Neubauten in Moskau ausgeben kann oder will.

Instinktiv geht durch das altrussische Herz das Gefühl, daß Petersburg, das „Fenster nach Europa", zu sehr — international sei. Ein Körnchen Wahrheit steckt in diesem Empfinden. Petersburg mit seinen etwa 1½ Millionen Einwohnern hat zwar nur eine deutsche Kolonie von nicht ganz 30000 Köpfen — die Franzosen, Engländer, Italiener und das sonstige Völkergemisch einer modernen Großstadt sind in der allgemeinen Flut nicht allzu sehr bemerkbar —, aber vielleicht vier- oder fünfmal mehr Menschenkinder sprechen das Deutsche, und namentlich in den besseren Ständen, so daß wir uns zuweilen in irgend einem öffentlichen Garten in ein Stückchen Deutschland versetzt glauben, wo zufällig auch viele Russen anwesend sind.

So kränkt sich das politische Petersburg! Aber auch das orthodoxe Petersburg Pobedonoszews trägt Leid. Es besitzt zwar 280 orthodoxe Kirchen, 46 Kapellen und noch verschiedene „Hauskirchen" in den einzelnen Ministerien, aber daneben existieren auch 15 römisch-katholische, 13 lutherische und drei reformierte Gotteshäuser. Selbst der Prachtbau einer Synagoge fehlt nicht, deren Bauerlaubnis freilich nur nach einem sehr harten Kampfe errungen wurde.

St. Petersburg ist nicht russisch genug, das ist die beständige Klage der Blätter Moskaus, und während in Petersburg einige schüchterne Vorarbeiten geschehen, um im Mai 1903 das 200jährige Bestehen der Residenz festlich zu begehen, durchfliegen von Moskau aus Agitationszirkulare das Reich, welche wenigstens eine Umtaufung von St. Petersburg in „Petrograd" (der russische Ausdruck für Peter-Stadt) verlangen. Doch gleichviel, ob St. Peters-

burg oder Petrograd, die Residenz bleibt doch das „Fenster nach Europa“, mit dessen Aufthun ein Strom frischen,



Blick auf St. Petersburg.

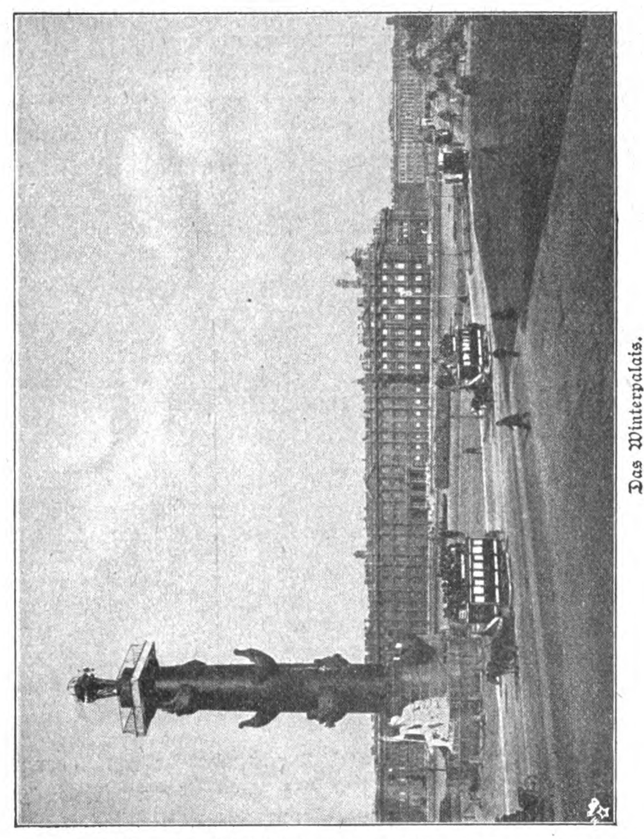
neuen Lebens das Moskowiterreich durchflutete und aus ihm das moderne mächtige Rußland schuf.

Nur zu gut hatte der titanenhafte Gründer der Stadt, Peter der Große, erkannt, daß er eines festen Punktes am

Meere bedurfte, wenn anders er seinen ehrgeizigen Wunsch, dem barbarischen, halbasiatischen Volke der Russen die Kultur des europäischen Westens zu erschließen, erfüllt sehen wollte. Mit Feuereifer ging er daher an die Vertreibung der Schweden aus dem Newadelta, das seit Jahrhunderten den Knotenpunkt einer Handelsstraße zwischen China und den nördlichen Staaten Europas bildete. Im Mai 1703 stand der Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne nichts mehr im Wege; die Schweden waren vertrieben, und auf einer Insel in der Newa strebten die Grundmauern der neuen Veste empor, die noch heute den düsteren Bau der Peter-Pauls-Festung tragen.

Aber nicht nur ein Stützpunkt für seine militärischen Maßnahmen sollte diese seine ureigenste Schöpfung sein Seine Absicht war es, der Festung ein Gemeindewesen anzugliedern, von dem aus die Sonne der Kultur das weite russische Reich erleuchten und erwärmen sollte, und um diese Absicht zu erreichen, ging er ebenso genial wie rücksichtslos vor. Seinen Bojaren machte er es zur Pflicht, sich in der neuen Stadt niederzulassen und anzubauen, und um ihnen für die Ansiedelung auch das erforderliche Material zu sichern, erließ er auf der einen Seite einen Befehl, demzufolge mit Verbannung nach Sibirien bestraft wurde, wer im Reiche ein Gebäude aus Stein aufzuführen sich unterfing, und auf der andern Seite ordnete er an, daß jeder Bauer, der die neue Stadt betrat, eine bestimmte Anzahl von Steinen mitbrachte. Gleichzeitig stellte er den Ansiedlern die nötigen Arbeiter zur Verfügung, die zu Hunderttausenden aus dem Innern des Reiches herbeigetrieben wurden. Mit scharfem Blick wachte er über die neue Anlage, überall selbst Hand anlegend, wo es nötig war, und mit eiserner Strenge achtete er darauf, daß seine Anordnungen befolgt wurden. Wehe dem Bojaren, der sich erlaubte, ihm einen auch nur passiven Widerstand

entgegenzusetzen! Der vierzehn Pfund schwere, eiserne Stock des Zaren war ihm sicher, wenn er nicht gar aus



Das Winterpalais.

der „deutschen Teufelsschöpfung" verschwand, um in den Eiswüsten Sibiriens sein Leben zu beschließen.

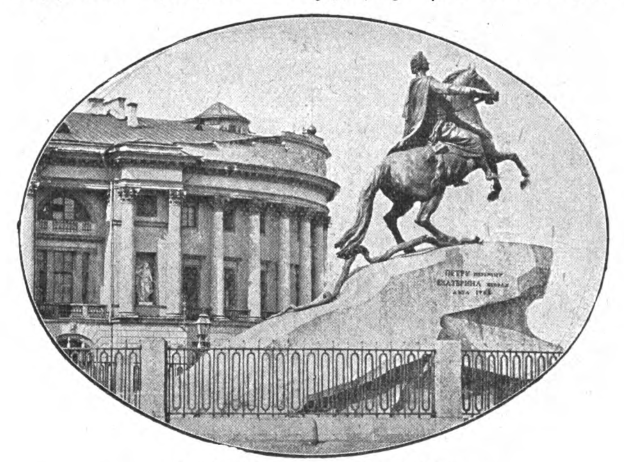
So nur gelang es Peter dem Großen, seine Pläne durchzuführen, so nur war es möglich, daß, als er — viel zu früh für Rußland — an den Folgen eines heldenmütigen

Rettungswerkes sein Leben einbüßte, an der Stelle des wüsten Sumpfes sich eine blühende Stadt von beinahe 200000 Einwohnern erhob, die mit Eifer bemüht waren, ihr junges Gemeinwesen zum geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkte des Reiches zu machen. Und da auch die Nachfolger Peters des Großen fast ausnahmslos der jungen Stadt ihr Interesse widmeten und sie zu ihrem Aufenthaltsort wählten, so konnte es nicht ausbleiben, daß jenes Streben von Erfolg begleitet war. Immer weiter streckte die Stadt ihre Arme aus, immer mehr schwang sie sich zum Sitze von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Industrie auf. Vergeblich waren die Bemühungen der orthodoxen Geistlichkeit, den Hof zur Rückkehr nach Moskau zu bewegen. Das andauernde Wachstum der Stadt war um so bemerkenswerter, als sie mit einem Gegner zu kämpfen hatte und zum Teil auch heute noch zu kämpfen hat, der weit eher als Neid und Ränke geeignet gewesen wäre, ihre Entwickelung zu hemmen. Dieser Gegner war und ist das Klima, das, da St. Petersburg auf dem sumpfigen Boden der Newaniederung erbaut ist, für die Bewohner der Stadt viele Krankheiten, insbesondere typhöse, zur Folge hat. Unter der Regierung Alexanders I. wurden zwar die Sümpfe trocken gelegt, aber der sumpfartige Charakter konnte dem Boden nicht genommen werden, und Jahrhunderte werden noch vergehen, bis er gänzlich als geschwunden angesehen werden kann.

St. Petersburg ist eine durchaus moderne Stadt, deren Gesamtplan sich durch Geradlinigkeit auszeichnet. Sie bildet eine Art Vieleck, welches durch die Newa und ihre Arme in einige natürliche Teile geteilt wird, die sich wiederum wie die Fächer eines Schachbrettes ausnehmen. Peter der Große hat wohl in dem Fieber seiner Bauthätigkeit der mathematischen Regelmäßigkeit ab und zu ein Schnippchen geschlagen, aber schon die Kaiserin Iwanowna (1730 bis

1740) renkte in ihrem Bestreben, der Polizei ihre Aufgaben zu erleichtern, alles wieder ein, so daß man sich in den mehr als 700 Straßen der Stadt verhältnismäßig rasch zurechtfindet.

Die Entwickelung der Bebauung Petersburgs läßt sich in drei Perioden gliedern: schnelle, große aber ungenügend feste Bauten unter Peter dem Großen, die fast sämtlich verschwunden sind; eine vierzigjährige Periode des Still-



Das Denkmal Peters des Großen.

standes unter den nächsten Nachfolgern des großen Monarchen, und dann wieder die energische Arbeit unter Katharina II. (1762—1796), in welcher der Geist Peters wieder auflebte, und die von Rechtswegen als die Neugründerin von Petersburg gefeiert werden sollte.

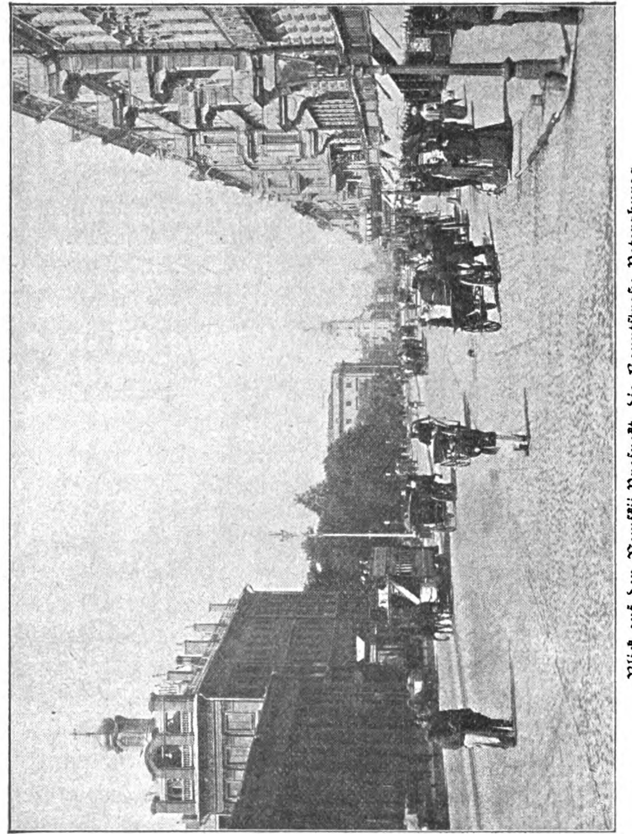
Der Gesamteindruck von Petersburg mit seinen vielen Riesengebäuden, den achtzig öffentlichen Plätzen, den mächtigen Kais der Newa ist ein grandioser, aber es ist die Masse, die wirkt, nicht die Schönheit der Privatgebäude. Die allgemeine architektonische Physiognomie der Stadt ist

sogar charakterlos, unselbständig, der sklavisch nachgeahmte Stil häufig ein Mischmasch von Griechisch, Gotisch, Italienisch, Altrömisch, sogar Mauritanisch. Viele Staatsgebäude tragen den nüchternen Pseudo-Renaissancestil.

Vor uns liegt das dunkelblaue Band der majestätischen Newa, deren Breite an keiner Stelle unter 318 Meter beträgt und sich noch innerhalb der Stadt bis zu 640 Meter weitet. Im Vergleich zu dem Leben auf der Elbe bei Hamburg herrscht auf der Newa die Ruhe eines Gotteshauses; ohne Hast, ohne einander im Wege zu sein, können die großen und kleinen Dampfer ihren Weg ziehen. Auf die Newa hinunter blickt, hoch auf dem bäumenden Roß, das eine sich aufringelnde Natter zertritt, die hehre Gestalt Peters des Großen. Von den riesigen Dimensionen dieses Denkmals können wir uns einen Begriff machen, wenn wir hören, daß zu demselben etwa 3500 Centner Bronce verbraucht wurden. Es erhebt sich auf einem riesigen Piedestal, einem gewaltigen finnländischen Granitblock, der unter unsäglichen Mühen etwa zwei Meilen von Petersburg hierher transportiert wurde. Die Höhe des Blocks beträgt $5^1/_4$ Meter, seine Breite $6^1/_8$ und die Länge etwas über 16 Meter.

Wenden wir uns rechts von dem Denkmal den Newa-Kai entlang, so befinden wir uns bald vor dem Winterpalais, dem „Wohnhause“ Nikolaus' II., das Alexander III. nach der Ermordung des Zar-Befreiers nur selten zu feierlichen Empfängen betrat. Das architektonische Gesamtbild des Winterpalais, das in seiner Riesenhaftigkeit unwillkürlich die Sage von dem Labyrinth ins Gedächtnis ruft, ist neuerdings etwas beeinträchtigt, seit auf den Wunsch der jetzigen Zarin nach der Newa hin ein großer Garten angelegt wurde, den eine Umzäunung aus Schmiedeeisen umgiebt. Der Hauptbau mit seinen vielen Flügeln hat die Form eines länglichen Vierecks, dessen Länge 140 Meter

beträgt, bei einer Breite von etwa 108 Metern. Die Höhe der Wände mit dem Dach beträgt fast 26 Meter. Selbst=



Blick auf den Newskij=Prospekt, die Hauptstraße Petersburgs.

verständlich hat das Winterpalais auch ein Dach, aber das=selbe ist so niedrig, daß es vor seinen Statuettenverzierungen kaum sichtbar ist.

In seiner jetzigen Form besteht das Winterpalais wenig

über 60 Jahre. Dort, wo heute die „Eremitage" an dasselbe stößt, ließ sich Peter der Große sein „Winterpalais" erbauen, ein zweistöckiges Haus, wie es heute ein Rentier in einer bescheidenen Provinzialstadt besitzt. Im Jahre 1837 brannte das Winterpalais nieder. Bei der Rettung der Kostbarkeiten entwickelten die einfachen Soldaten einen großen Heroismus, an welchem die russische Militärgeschichte überaus reich ist. Vor Rauch fast erstickend, wollten z. B. mehrere Soldaten durchaus noch einen großen venetianischen Spiegel retten. Trotz des Befehls des Kaisers, davon abzustehen und sich in Sicherheit zu bringen, ließen die Soldaten von ihrem Rettungswerk nicht ab. Da sprang Kaiser Nikolaus hinzu und schmetterte einen schweren Gegenstand in das Spiegelglas, daß dieses in tausend Splitter zertrümmerte.

Der Neubau wurde in des Wortes eigentlichstem Sinn mit Dampf betrieben. Damit die Trocknung schneller vor sich gehe, wurde auf der Baustelle unaufhörlich geheizt, so daß die Arbeiter schließlich nur noch mit Eis auf dem Kopf ihre Thätigkeit verrichten konnten.

Das Winterpalais ist eine kleine Welt für sich. Es enthält Hunderte von pompös eingerichteten Zimmern und etwa zehn Riesensäle, in denen mehrere Regimenter frei exerzieren könnten. Diese Säle bilden bei Hoffestlichkeiten, zu denen oft an 50000 Einladungen ergehen, einen feenhaften Anblick. Neben der unschätzbare Reichtümer enthaltenden kaiserlichen Schatzkammer befinden sich im Winterpalais eine Galerie kostbarer historischer Gemälde sowie zwei Kirchen, in deren größerer der Zar die hohen Staats- und Kirchenfeste begeht.

Während der jetzige Zar gern in den Räumen des Winterpalais weilt, wurde es von seinem Vater Alexander III. fast mit einer gewissen Scheu gemieden. Er verbrachte den größten Teil des Jahres in seinem Schlosse zu Gatschin.

War aber seine Anwesenheit in St. Petersburg unumgänglich notwendig, so stieg er im **Anitschkow-Palais** ab, das seinen schlichten Gewohnheiten entsprach.

Elisabeth Petrowna ließ dieses Palais für ihren Günstling Rasumowsky bauen, und Katharina schenkte es ihrem Günstling Potemkin (sprich Potjomkin). Dieser verkaufte es an einen Handelsmann, von dem es der Staat 1785 zurückerwarb. Nikolaus I. bestimmte das Anitschkow-Palais



Das Anitschkow-Palais,
jetzige Wohnung der Kaiserin-Witwe.

zur Residenz des jeweiligen Thronfolgers. Gegenwärtig ist es die Residenz der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna, geb. Prinzessin Dagmar von Dänemark. Eine Eigentümlichkeit desselben sind statt der Thore prächtige Kolonnaden. Der Eingang in das Palais führt durch den ummauerten Hof mit einem prächtigen Garten mit uralten schattigen Bäumen.

Während das Winterpalais fast an das Ufer der Newa herantritt, liegt das Anitschkow-Palais am Newskij-Prospekt, einer 3 Kilometer langen und 65 Meter breiten

Prachtstraße, auf der sich das ganze öffentliche Leben von St. Petersburg konzentriert. Hier promeniert in den ersten Nachmittagsstunden die feine Welt, hier rollen die Wagen der Reichen über das elegante Holzpflaster. Ueppiger Glanz und verschwenderische Pracht, wohin das Auge blickt, ein Bild immer schöner und kostbarer als das andere. Und eine halbe Stunde davon entfernt Straßen, die kaum notdürftig gepflastert sind, und in denen die Wagenräder bei schlechtem Wetter bis zur Achse im Schmutz versinken!

Auf dem weiten Platz vor dem Winterpalais besitzt St. Petersburg ein Denkmal, das seinesgleichen nicht auf der Welt hat, die sogenannte Sieges- oder Alexandersäule mit der Inschrift: „Alexander I. das dankbare Rußland.“ Sie ist ein Granitmonolith, der 30 Meter hoch kühn zum Himmel aufstrebt. Ihre Spitze ist von einer Bronzehalbkugel gekrönt, über welcher ein Engel schwebt, das Kreuz in der Hand. Fertig war das Denkmal erst neun Jahre nach dem Tode Alexanders.

Wenn wir noch ein paar Schritte die elegante Straße der Großen Morskaja hinaufgehen, so stehen wir auf dem Newskij-Prospekt, jener schon genannten Prachtstraße, die man im gewissen Sinne auch die Kirchenstraße von St. Petersburg nennen könnte. Hier haben wir zunächst auf der einen Seite des Newskij die holländische reformierte Kirche, dann die zweitürmige lutherische Petrikirche in gotischem Stil, die katholische Katharinenkirche mit ihrem großen Klosterhof der Franziskaner, wo der letzte polnische König Stanislaus August Poniatowski und der französische General Moreau ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, und weiter die armenische Kirche. Auf der anderen Seite des Newskij liegt die orthodoxe Kasansche Kathedrale mit ihren 132 Säulen, eine höchst mittelmäßige Kopie der römischen Basilica. Bei ihrer mäßigen Höhe — dieselbe beträgt nur zwei Drittel der Isaakskathedrale — macht dieses Gotteshaus, welches gegen-

wärtig gerade 90 Jahre zählt, keinen besonders imponierenden Eindruck, aber es birgt das berühmte Bild der Kasanschen Gottesmutter, dessen Edelsteinverzierung auf 100 000 Rubel geschätzt wird. Iwan der Schreckliche brachte es von Kasan nach Moskau, und Peter der Große holte es von dort zum Schutze seiner neuen Stadt herüber. Mit diesem Bilde ließ sich Kutusow segnen, als er 1812 in den Krieg gegen Napoleon zog, und so ist es denn nur recht und billig, daß in den Säulengängen der Kathedrale 107 napoleonische Fahnen aufgehängt sind. Vor der Kathedrale stehen die

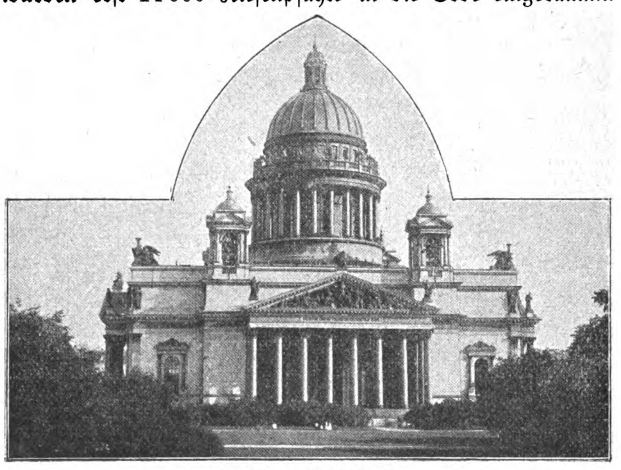


Die Kasansche Kathedrale.

Statuen der beiden meistgenannten russischen Führer aus der Zeit des Einfalls Napoleons I. in Rußland (1812): Kutusows und Barclays de Tolly.

Unstreitig das schönste Gotteshaus in St. Petersburg aber ist die Isaakskathedrale, die sich am Chevaliergarde-Boulevard, wenige Schritte vom Newskij-Prospekt entfernt, erhebt. Peter der Große schon legte den Grund zu der Kirche, aber auf dem Platze, wo heute das Senatsgebäude steht. Kurz nach Peters Tode war der bescheidene Bau fertig, aber das Gebäude war durch und durch feucht, so daß es kaum ein Unglück war, als 1735 ein Blitz dasselbe einäscherte. Erst unter Katharina II. wurde ein Neubau aus Marmor begonnen, welchen Kaiser Paul I., der über-

haupt manches Merkwürdige that, in Ziegeln, unter der ärgsten Verstümmelung des ursprünglichen Bauplanes, vollenden ließ. Sein Nachfolger Alexander I. beseitigte diese unschönen Formen und 1819 wurde feierlich der Grund zu dem jetzigen Riesenbau der Kathedrale an ihrer nunmehrigen Stelle gelegt. Um das Fundament bei dem moorigen Untergrund Petersburgs vor dem Versinken zu bewahren, wurden erst 11000 Riesenpfähle in die Erde eingerammt.



Die Isaaks-Kathedrale.

Fast 40 Jahre (bis 1858) dauerte der Bau. Die Kathedrale hat eine Höhe von über 102 Metern, so daß sie mit zu den höchsten Bauwerken der Erde gehört. Die eigentliche Kathedrale wird von vier Säulengängen umgeben, deren einzelne Säulen bis 56 Fuß hoch emporragen. Das Aeußere und das Innere der Kathedrale erinnert an die Form eines Kreuzes; der Fußboden besteht aus teuerem Marmor mit Florentiner Mosaik, in der Mitte mit kostbaren Malereien verziert, die jedoch vielfach durch Feuchtigkeit leiden. Im Jahre 1864 berechnete eine Baukommission die Kosten des

Baues auf $23^1/_4$ Millionen Rubel. Seit dieser Zeit mögen sie sich beinahe verdoppelt haben, da die Kathedrale fast jedes Jahr die umfangreichsten Reparaturen erfordert. Trotz ihrer Höhe macht die Kathedrale doch einen etwas gedrückten Eindruck, und zwar durch die niedrigen runden Turmkuppeln, die wir bei den russischen Kirchen finden. An und für sich ist in der Kathedrale alles riesenhaft bis auf ihre elf Glocken, von denen die größte etwa 580 deutsche Centner wiegt.

Auf dem Platz vor der Kathedrale erhebt sich das Denkmal Nikolaus' I., vor dem noch immer ein Soldat aus der alten, jetzt rasch zusammenschmelzenden Garde Nikolaus' I. Posten steht.

Wenige Schritte weiter, und wir stehen vor einem langgestreckten, ziemlich niedrigen Gebäude in gelblicher Färbung. Eigentlich sind es zwei Gebäude, deren Durchbruch — der Eingang zur Galeerenstraße — durch einen Bogen überspannt wird. Hier tagen der Senat, die höchste Rechtsbehörde des Reiches, und der heilige Synod, dessen derzeitiger Oberprokurator Pobedonoszew von dem Altrussentum als seine zuverlässigste Stütze gefeiert wird.

Unmittelbar daneben steht die „Admiralität", welche Peter der Große, von einer gewaltigen Seemacht träumend, schon 1704 errichten ließ. Die „Admiralität", der Sitz der höchsten Marinebehörden, deren 640 Meter lange Hauptfassade der Newa zugekehrt ist, war zuerst ein Holzgebäude, mit einem hohen Turm in der Mitte, dessen Form an den griechischen Buchstaben *Π* erinnert. Allmählich wurden die einzelnen Teile der „Admiralität" in Stein umgebaut.

Doch kehren wir auf den Newskij-Prospekt zurück! Die Kasansche Kathedrale ist bald erreicht, schnell gehen wir an dem nichtssagenden Gebäude der Stadtvertretung, der „Duma", vorüber, einem Fünfeck mit Turm, und wir kommen zu dem viel genannten „Gostinny Dwor", dem Kauf-

haus der Petersburger. Es ist das ein zweietagiges Gebäude mit Bogengängen und Galerien, in welchem Hunderte von Händlern ihre Läden aufgeschlagen haben, die in ihren beschränkten Raumverhältnissen an Vogelkäfige oder nebeneinander gestellte Schachteln erinnern. Wenn man die Hunderte von Händlern abgeht, so wird man natürlich auch im „Gostinny Dwor" wie im Louvre alles Erdenkliche zu kaufen bekommen, nur nicht Eisen, Leder, Heringe oder sonstige Eßwaren, aber von der französischen Eleganz der Läden ist hier nicht die geringste Spur zu finden, und der Ausländer, der viel vom „Gostinny Dwor" gehört hat, wird beim ersten Betreten desselben ein geradezu verblüfftes Gesicht machen.

In früheren Zeiten hatte der „Gostinny Dwor" eine arge Konkurrenz in der sogenannten „Passage" auf der gegenüberliegenden Seite des Newskij, einem Kaufhaus, das in den Galerien dreietagig mit Glasdach aufsteigt. Aber die Gänge der Passage wurden allmählich das Stelldichein der jeunesse dorée, und so ging denn ein Geschäft nach dem andern ein, trotzdem die Polizei endlich die Passage mit der größten Energie von allen zweifelhaften Elementen zu säubern suchte. Es war zu spät; die „Passage" starb an ihrem schlechten Ruf, was in dem leichtlebigen St. Petersburg immerhin nicht wenig besagen will. Jetzt hat die Besitzerin der „Passage", eine Fürstin Barjatinski, dieselbe völlig umbauen lassen. Die alte Kaiserliche Bibliothek, die sich in der Nähe des „Gostinny Dwor" befindet und jetzt ihre Schätze an einen stattlichen Neubau abgeben muß, fällt in ihrer Bescheidenheit kaum in die Augen. Wir erwähnen dieselbe hier nur, um anmerken zu können, daß den Grundstock derselben die im Jahre 1795 konfiszierte Bibliothek der polnischen Republik abgab und daß sich noch im Jahre 1811 in der Kaiserlich russischen Bibliothek nur ganze acht russische Bücher auftreiben ließen!

Auf dem an die Bibliothek anschließenden Square steht das Denkmal der großen Katharina, nach dem Projekt Mikaschins erst 1873 errichtet. So hat sich St. Petersburg erst sehr spät auf seine Ehrenpflicht besonnen, die sich in bar durch die Ziffer 456000 Rubel ausdrückt. Auf einem Piedestal von pyramidaler Form steht die Kaiserin mit Krone und Krönungsmantel, das Scepter in der Hand. Auf der Front des Denkmals ruht ein Buch mit dem vielsagenden Titel „sakón", d. h. „Gesetz".

Bald nach dem Anitschkow-Palais beginnen die Häuser des Newskij niedriger und ärmlicher zu werden; die unteren Etagen sind von keinen glänzenden Läden mehr eingenommen, und um das Alexander-Newskij-Kloster herum ist es bereits recht öde. Den Grund zu diesem berühmten Kloster hat natürlich auch wieder Peter der Große im Jahre 1711 mit einer Holzkirche gelegt, und zwar an der Stelle, wo Alexander Newskij 1241 über die Schweden siegte. Im Jahre 1724 wurden die Gebeine des Heiligen nach dem Kloster übergeführt, wodurch dessen Bedeutung außerordentlich stieg. Heute ist es der reichste Grundbesitzer der Stadt, besitzt 12 große steinerne Häuser, 41 Geschäftsläden usw. Im Kloster hat der Metropolit seinen Sitz, und sechs Kirchen im Klosterhof sorgen für die religiöse Erbauung der hierher Pilgernden. Die jährlichen Einkünfte des Klosters werden auf eine halbe Million Rubel geschätzt. Im Kloster liegen viele Mitglieder des Kaiserhauses begraben, und in einer seiner sechs Kirchen, dem „Blagoweschtschensk-Szobor", der russische Nationalheld Suworow. Der durch die Trambahn leicht erreichbare Kloster-Friedhof sollte eigentlich für pietätvolle Gemüter eine große Anziehungskraft besitzen. Hier ruhen Männer wie Lomonossow, der Schöpfer der neueren russischen Litteratur, Shukowski, der geniale Schillerübersetzer, der Komponist Klinka. Aber die Gräber liegen einsam und vergessen und sind wenig gepflegt.

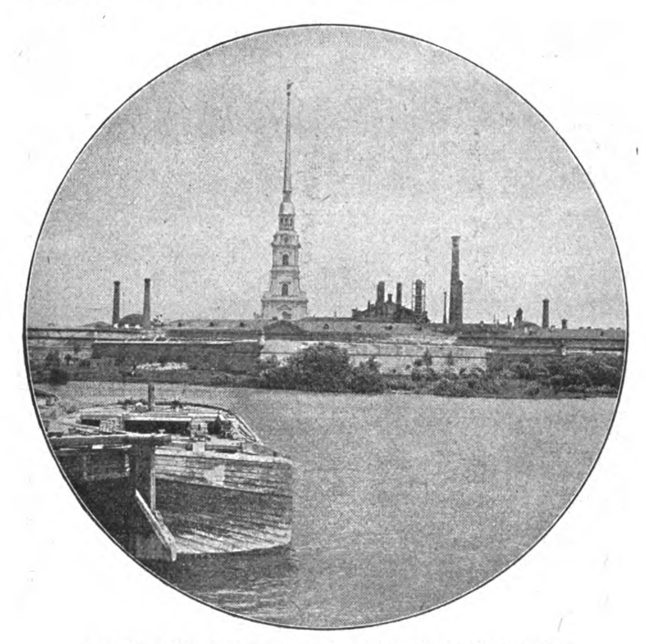
Unweit dieses Klosters haben wir auch das bekannte Smolna-Kloster, ursprünglich ein Sommerpalais für die Gemahlin Peters des Großen. Die Zarin Elisabeth gründete hier 1764 ein Mädchenkloster für 500 Jungfrauen, die der Spötter Voltaire als das „Amazonenbataillon" bezeichnete.

Vom Smolna-Kloster ist es nicht mehr weit bis zum „Taurischen Palais", das Katharina II. Potemkin als Belohnung für die Eroberung der Krim schenkte. Jetzt ist das Palais Eigentum des Hofes, der in dem dazu gehörigen Riesenpark eine Orangerie angelegt hat, die als eine der bedeutendsten der Welt bezeichnet werden kann.

Doch verlassen wir jetzt den Newskij und dessen Umgebung und kehren noch einmal an den Kai der Newa zurück. Einer kurzen Erwähnung ist noch der alte Sommergarten wert mit dem bescheidenen Holzpalais, das sich Peter der Große im Jahre 1714 erbaute. Ich stand noch unlängst in dem niedrigen Thronsaal, der nicht größer ist als eine gute Bauernstube und in dem eine dumpfe, modrige Luft schwer auf die Brust fällt. Der Miniatur-Thron wie die Sessel sind mit zerschlissenem Samt überzogen. Die Alleen des Sommergartens sind reich an Marmorbüsten, und vor allem haben sie das Denkmal Krylows, um ihn die vielen Tiere, von welchen der „russische Lafontaine" seinem Volke so tiefsinnige Sachen zu erzählen weiß. Den Eingang zum Sommergarten beherrscht eine Marmorkapelle mit ewig brennender Lampe, zum Andenken an die glückliche Errettung Kaiser Alexanders II. vor dem Attentat im Jahre 1866.

Wir kommen nun zu dem „Marsfeld", wo alljährlich die sogenannte „Maiparade" abgehalten wird, welcher das Publikum auf zu diesem Tage eigens erbauten Tribünen zusieht und wo sich sonst Radfahrer tummeln. Auf das fröhliche Treiben, das sich hier entwickelt, schaut das Palais des „Oldenburgers" und das 1783 erbaute „Marmor-

palais“ herab. Bei dem feuchten Petersburger Klima ist aber Marmor das denkbar ungünstigste Baumaterial, und das Palais macht einen so grauen, verwitterten Eindruck, daß allen Ernstes eine kleine Tafel mit der Inschrift am Platze wäre: „Ich bin das Marmorpalais.“



Die Peter-Pauls-Festung mit der Peter-Pauls-Kathedrale, der Begräbnisstätte der Herrscher aus dem Hause Romanow.

Und nun begeben wir uns über die prächtige Troitzki-Brücke, welche den Kanal überspannt, nach der stillen Peter-Pauls-Festung mit ihren sechs Bastionen, die sich Peter der Große als eine Art Schutzwehr für Petersburg dachte, trotzdem seine Bastionen nur von Erde waren. Allmählich wurden im Laufe eines ganzen Jahrhunderts die Bauten

in Stein umgebaut, ohne indessen die Peter-Pauls-Festung zu einer wirklichen Festung zu machen.

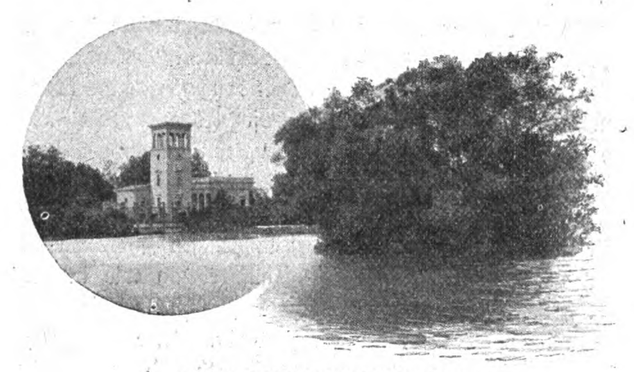
In der Festung befindet sich die Peter-Pauls-Kathedrale mit dem prunkvollen Grabgewölbe der Herrscher aus dem Hause Romanow, angefangen von Peter dem Großen, die dort in Marmorsarkophagen in einem beständig erneuerten Wald von Blumen ruhen. Der Turm der Kathedrale ist reich vergoldet und zeichnet sich durch sehr elegante Formen aus; ein im Turm angebrachtes, noch von Peter dem Großen erworbenes Glockenspiel läßt stündlich einige russische Hymnen ertönen.

Die Peter-Pauls-Festung ist jedoch nicht nur die Ruhestätte der Kaiser, sondern gleichzeitig auch das Staatsgefängnis, in das jeder geworfen wird, der sich gegen die bestehende Ordnung aufzulehnen wagt. Hier wurde der Gemahl Katharinas II., Peter III., ermordet, hier schmachteten Hunderte und Tausende, die dann entweder in die Eisgefilde Sibiriens verbannt wurden, oder den Tod von Henkershand fanden. Noch heute siechen Hunderte in den feuchten Gewölben dahin.

Die Theater in St. Petersburg sind äußerlich sehr unscheinbare Gebäude, aber die Kunst ist in ihnen gut aufgehoben. Das russische Drama haust im Alexandratheater, das die Musterbühne des Landes ist. Im kleinen, ungemein elegant ausgestatteten Michaeltheater spielt eine französische Truppe, während im Marientheater Opern und Ballette gegeben werden. Deutsche Dramen werden jährlich im Laufe von sechs Wochen im Alexandratheater aufgeführt. Alle diese Theater werden von dem kaiserlichen Hofe mit einer Munificenz unterhalten, die es ermöglicht, die besten Kräfte zu gewinnen und bei der Ausstattung der Stücke einen fürstlichen Luxus zu treiben. Neben den Hoftheatern bestehen zahlreiche gute Privattheater, die gern besucht

werden, denn der Russe ist ein feinsinniger und höchst anspruchsvoller Theaterfreund.

Und nun nehmen wir Abschied von der Stadt Peters des Großen! Sie ist das geworden, was ihr genialer Gründer wollte: ein Fenster nach Europa, durch das die Kultur des Westens in gewaltigen Wellen in das unermeßliche Reich des Zaren dringt. — Wenden wir uns noch kurz den beiden bekanntesten kaiserlichen Sommerresidenzen und Lustschlössern Peterhof und Zarskoje-Sselo zu.

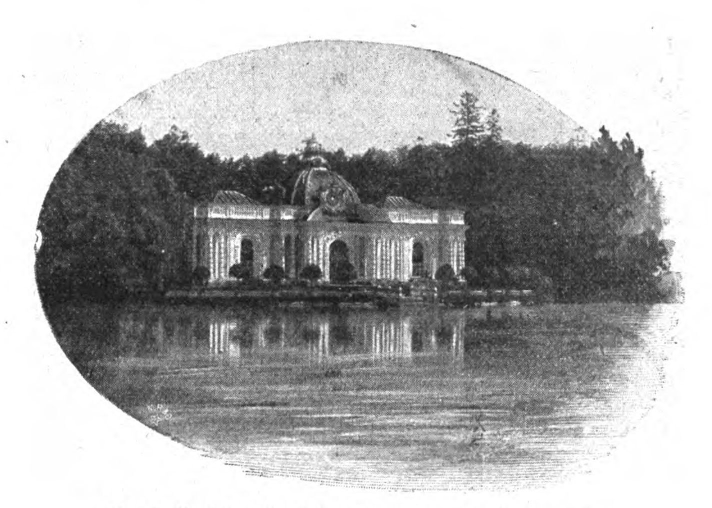


Lustschloß Peterhof bei Petersburg.

Peterhof, wie schon sein Name besagt eine Gründung Peters des Großen, liegt am Finnischen Meerbusen und ist sowohl mit der Eisenbahn wie mit dem Dampfboot in kurzer Zeit zu erreichen. Das Lustschloß selbst wurde 1720 von Peter dem Großen erbaut, erhielt aber später durch Katharina II. wesentliche Erweiterungen, die sich seinem ursprünglichen Charakter anfügten. Das Ganze bildet eine Nachahmung der Versailler Schlösser und ist im Innern überaus prunkvoll eingerichtet. Vor allem berühmt ist das große Porträtzimmer mit einer Sammlung von 380 Mädchenbildnissen, die Katharina II. auf einer Reise durch Rußland vom Grafen

Rotari malen ließ. Im Toilettenzimmer der Kaiserin Alexandra Feodorowna ist vor allem ein wundervoller Schrank — in Schildpatt und vergoldeter Bronze ausgeführt — erwähnenswert, der eine überaus wertvolle italienische Arbeit aus dem 16. Jahrhundert darstellt. Das sogenannte blaue Gastzimmer wird durch das von Saltzmann gemalte bekannte Bild geschmückt, das den Empfang Kaiser Wilhelms II. in Kronstadt darstellt und vom deutschen Kaiser dem russischen Zaren zum Geschenk gemacht wurde, als er im Jahre 1888 Petersburg besuchte. Das terrassenförmig zum Meer absinkende Terrain begünstigte die Anlage prachtvoller, auch im Geschmack von Versailles gehaltener Gärten und mit Recht weltberühmter Wasserkünste, von denen in erster Linie die Simson-Fontäne zu nennen ist, ein aus vergoldetem Erz gefertigter Simson, der einem Löwen den Rachen aufreißt, aus dem ein armdicker Wasserstrahl etwa 25 Meter hoch emporsteigt. Der jetzige Zar hält sich fast alljährlich mit der kaiserlichen Familie einen Teil des Sommers in Peterhof auf, ebenso wie in dem südlich von Petersburg gelegenen Lustschloß Zarskoje-Sselo, das wir unseren Lesern ebenfalls im Bilde vorführen. Das kaiserliche Schloß ist unter Elisabeth und Katharina I. von Rußland im Rokokostil erbaut und im Innern fast noch prunkvoller eingerichtet, als das Schloß zu Peterhof. Die einzelnen Säle des Schlosses sind je nach dem Material benannt, das zur Ausschmückung diente. Das Schlafgemach der Kaiserin Maria Alexandrowna, der Gemahlin Alexanders II., ist in weißem Porzellan mit violett glasierten Säulen ausgeführt, der Parkettboden ist reich mit Perlmutter ausgelegt. Ein anderes von Katharina II. bewohntes Gemach ist mit Achateinlage hergestellt; das sogenannte Bernsteinzimmer völlig mit Bernstein getäfelt, auf Tischen und an den Wänden wundervolle Bernsteinarbeiten, meist Geschenke Friedrich Wilhelms I. an Peter den Großen und Friedrichs

des Großen an Katharina II. Im Lapislazuli-Saal, der in Blau und Gold ausgeführt ist, tragen Tische und Kronleuchter reichen Schmuck aus Lapislazuli, während der chinesische Saal ganz in Schwarz und Gold gehalten ist. Von der Terrasse aus hat man einen prachtvollen Blick in den Park, der im Gegensatz zu dem von Peterhof in englischem Stile angelegt und musterhaft gehalten ist. Wahrlich eine Sommerresidenz, des mächtigen russischen Zaren würdig!



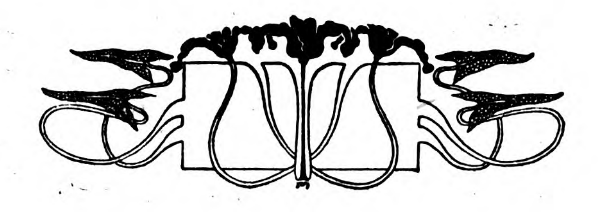
Das Kaiserliche Lustschloß Zarskoje-Sselo bei Petersburg.
Sommerresidenz des Zaren.



Charlotte Corday bei Marat.

Zu unserem Vollbild nach dem Gemälde von E. van den Bussche auf S. 161.

Charlotte Corday, die Mörderin und Heldin, ist mehrfach zum Gegenstand poetischer Darstellung geworden, nicht nur in ihrem gallischen Vaterlande, sondern auch bei uns Deutschen: es sei nur an Klopstocks Ode erinnert. Daß ein Dichter sich für diese ideale Mädchengestalt begeistert, ist begreiflich. Sie entstammte einem alten französischen Adelsgeschlecht, ohne die Vorurteile ihres Standes zu teilen. Mit der ganzen Heißblütigkeit ihres Naturells schwärmte sie für die ideale Freiheit, deren Verwirklichung ihr einziger Gedanke war. Zeitgenossen nennen sie hinreißend schön. Ein seltsamer Gegensatz, diese Freiheitsschwärmerin gegenüber den Furien der Revolution, deren Greuelthaten Charlotte Cordays Augen schauen mußten! Wie eine Lichtgestalt erscheint sie, und doch zückte sie den Dolch gegen Marat! So sehr ihr Herz nach Freiheit dürstete, so sehr blutete es unter der Schreckensherrschaft der revolutionären Freiheitsmänner. Der Abscheu, der Charlotte Corday gegen Männer wie Robespierre und Marat erfüllte, wuchs zu wildaufloderndem Zorn. Ihr Vaterland wollte sie befreien, um jeden Preis. Und so reifte ihr Entschluß. Einer der beiden Hauptführer der Revolution mußte fallen. Eine Zeitlang schwankte sie, wen sie beseitigen sollte. Schließlich verfiel Marat ihrer Wahl, weil er erklärt hatte, daß noch zweihunderttausend Köpfe unter dem Beil des Henkers fallen müßten, um die Republik zu befestigen. So begab sich das kühne Mädchen im Juli 1793 nach Paris. Erst nach wiederholten Versuchen erhielt sie bei Marat Zutritt, unter dem Vorwande, ihm über eine angebliche Verschwörung berichten zu wollen. Der Ahnungslose wußte nicht, daß die Hände des schönen Mädchens den Dolch geschliffen hatten, der seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Während er sich niederließ, um die Namen der Verschworenen niederzuschreiben, stieß ihm Charlotte Corday den Stahl ins Herz. Schwer getroffen sank das Opfer ihrer Freiheitsschwärmerei nieder und verschied nach kurzer Zeit. Willig und widerstandslos ließ sich Charlotte nach ihrer blutigen That verhaften und bewahrte auch während des gegen sie angestrengten Prozesses eine wunderbare Ruhe und Festigkeit, die sie auch nicht verließ, als ihr Todesurteil verlesen und sie auf das Blutgerüst geschleppt wurde. Mit edler Gelassenheit beugte sie dem Henker ihr Haupt, starb sie doch für die Idee, der ihr ganzes Leben geweiht war — für die Freiheit ihres Vaterlandes. Und als das Fallbeil sein blutiges Werk gethan hatte, da rief der Abgeordnete der Stadt Mainz, Adam Lux: „Seht, sie ist größer als Brutus, und büßt dafür mit dem Leben!“



Ein Opfer.

Novellette von **Ida Boy-Ed.**

(Nachdruck verboten.)

Auf der Terrasse des Gutshauses von Massow standen ein Mann und eine Frau. Sie hatte die Ellbogen auf den breiten Kopf der die Terrasse umlaufenden Balustrade gestützt und hielt die gefalteten Hände vor sich hin. Ganz nahe standen sie bei einander und schauten in den vom Abendgold überglänzten Park hinab. Sie sprachen mit halblauter Stimme, und der Mann neigte sein Gesicht oft seitwärts, um der neben ihm Stehenden voll ins Antlitz zu schauen. Die Sonne, deren rote Strahlen erst durch das zitternde Blattwerk der Parkbäume auf die Balustrade fielen,

überstreute das weiße Frauengesicht gar seltsam mit schwankenden Licht- und Schattenformen. Bald lag ein goldener Schein auf dem dunklen Haar, bald spielte ein Strahl um den leise lächelnden Mund, bald huschte das Licht über die großen grauen Augen, die sich dann, sekundenlang geblendet, schlossen. Der Mann sah dem Spiel aufmerksam zu.

„Gerade so habe ich Sie immer gefunden, als ich zuerst in Ihren Kreis trat; gerade so, wie jetzt Ihr Angesicht, erschien mir lange Ihr ganzes Wesen bald in Sonnenschein, bald in Schatten getaucht. Nun aber hat nach und nach die Sonne alle Dunkelheit verscheucht, ich sehe eine immer gleiche, heitere Güte auf Ihrer Stirn, und ich genieße das stolze Glück, der Hauptgegenstand dieser Ihrer Güte zu sein. Das Glück macht unbescheiden; schon bin ich nicht mehr mit Ihrer Güte zufrieden, ich will auch Ihr Vertrauen. Sagen Sie mir, woher kommen jene Schatten? Erzählen Sie mir endlich etwas aus Ihrem Leben."

„Ich habe nichts zu erzählen. Sie, Ihre Mutter, alle Welt kennt mein Leben: Mit siebzehn Jahren als verwaistes, verarmtes Fräulein den Herrn von Massow geheiratet, mit achtzehn Mutter eines Töchterchens, mit dreiunddreißig verwitwet und nun mit fünfunddreißig im Begriff, mit der Tochter in die weite Welt zu gehen, damit der Majoratserbe von Massow hier unbeschränkt walte. Das ist keine Geschichte, das sind einfach Standesamtsakten."

Ihre dunkle, umschleierte Stimme hatte einen bittern Klang, der dem Zuhörer nicht entging.

„Die Daten der Geschichte erzählen uns nur, was geschah, nicht, wie es geschah. Das Wie darzulegen, ist die höchste Aufgabe für die Kunst, Wärme und Beredsamkeit der Historienerzähler," sagte er.

„Nun, wenn Sie denn auch bei mir durchaus das Gerippe nüchterner Daten ausgefüllt sehen wollen durch intime Mitteilungen — sie sind mit zwei Worten gemacht: Ich war

niemals in mir selbst, ich war nur immer in anderen glücklich, und mein ganzes Ich war von jeher erfüllt von dem Begehr, einmal, endlich auch einmal etwas für mich selbst zu haben," antwortete sie hart, richtete sich auf und trat von ihm hinweg.

„Also die Geschichte einer Egoistin, welche durch die Umstände stets genötigt ward, sich für andere zu opfern," murmelte er, ihr nachschauend. Er erinnerte sich an allerlei Andeutungen, die seine Mutter ihm gemacht, ehe er hierhergekommen war; Melanie Lübbin, so hatte die Mutter gesagt, sollte sich an Herrn von Massow verkauft haben, am Hochzeitstage seien die Schulden von Melanies Vater getilgt und der alte Name der Lübbins rein erhalten worden; Herr von Massow aber sollte gegrollt und geschmäht haben sein Leben lang, daß ihm kein Sohn geboren war, und daß das Gut nun an die andere, ihm tief verhaßte Familienlinie übergehe. Seinen Groll hatte der Verblichene jederzeit und überall so offen gezeigt, daß der Majoratserbe, Leutnant von Massow, zwei Jahre lang fern geblieben war, die Administration den bewährten Händen des langjährigen Verwalters überließ, die Gattin des Verstorbenen aber bat, so lange auf Massow zu bleiben, bis er avanciert sei, worauf er den Dienst verlassen und sein Gut übernehmen wolle. Melanie von Massow hatte aus seinen Briefen das Widerstreben gelesen, in die eine Thür als Besitzer zu treten, während man zur anderen Thür eben den Verstorbenen hinaustrug. Melanie hatte den adeligen Sinn begriffen, der den Leutnant verhinderte, hastig ein Erbe anzutreten, welches der Erblasser ihm nicht gegönnt. Und da ihr jeder Ort der Welt gleich inhaltslos oder gleich freundlich schien, je nachdem ihre Tochter fern oder gegenwärtig war, so hatte sie mehr gleichgültig als dankbar eingewilligt. Nun war der Leutnant von Massow aber vor einem Monat gekommen, um einen sechswöchentlichen Urlaub auf der Scholle zu

verleben, die er vom nächsten Jahre ab selbst bewirtschaften wollte.

Der Leutnant, jung, lustig, reich an allen Vorzügen seines Standes, aber auch nicht ohne einige kleine Geschmacklosigkeiten desselben, war mit vielen Seufzern unter dem Bedauern seiner Kameraden in diese ländliche Einsamkeit zu zweien gezogen. Er hatte erwartet, eine alternde, übellaunige, verbitterte Dame zu finden, die ihn als Usurpator betrachten und behandeln werde. Und er fand eine schöne Frau, schlank und graziös wie ein Mädchen, gütig und unbefangen wie eine Mutter, aber mit Augen, die ihm tausend Rätsel aufgaben. Diese wundervollen, hellgrauen Augen unter den dunklen Brauen hatte er schon einmal gesehen, er wußte es genau, nur war es ihm, als hätten sie da einen Ausdruck von übermütiger Jugendfröhlichkeit gehabt. Die Versuche, diese Rätsel zu lösen, die Gegenwart mit einer ungewissen Erinnerung in Einklang zu bringen, hatten ihn so angenehm beschäftigt, daß er mit Bedauern der Ankunft von Melanies Tochter entgegensah, die, ohne Zweifel noch ein naseweiser Backfisch, diesem Zusammenleben voll eigentümlichen Reizes ein Ende machen und die schöne Harmonie dieser Tage stören würde. Nun schien es ihm, als müsse er in den letzten ungestörten Augenblicken noch tausend Fragen an Melanie richten, noch unendlich viele Dinge mit ihr besprechen. Aber die wichtigste Frage, die nach ihrem Gemütsleben vergangener Jahre, hatte sie ihm eben so herb beantwortet, daß ihm der Mut verging, mehr zu wagen. Er schaute ihr nur stumm und aufmerksam in die Augen und dachte: Höchst beunruhigende Augen, höchst beunruhigend!

„Wir haben so oft davon gesprochen, wie bequem der Umgang zwischen uns beiden ist; nun ich die erste Probe auf die Bequemlichkeit mache, das heißt, da ich die erste indiskrete Frage thue, zieht ein Ungewitter zwischen diesen dunklen Brauen auf,“ sagte er endlich.



Bequem! dachte Melanie, die verschlungenen Hände fest zusammenpressend. Bequem! Weil ich wegen der paar Jahre, die ich mehr habe als er, mich als die Ueberlegene, Ungefährliche, Freundliche aufgespielt habe, meint er, man könne, wie mit einem guten Kameraden, über alles mit mir reden. Ja, ja, das ist bequem! Da sie schwieg, fuhr er, zum Scherz übergehend, fort:

„Wenn die Kleine kommt und diese Mienen sieht, wird sie mich als den Urheber derselben wittern und mir gleich zürnen."

„Die ‚Kleine' ist ein großes Mädchen," sagte Melanie mit einem schwachen Lächeln.

„Unmöglich!" lachte er. „Und wenn ich es sehe, werde ich es nicht glauben. Sie können, sie sollen keine erwachsene Tochter haben!"

Eine schmerzliche Empfindung zog durch ihr Herz.

Das stört ihn, dachte sie, eine erwachsene Tochter! Sie stellte sich vor, was Helene zu dem schlanken, blondhaarigen Gast sagen würde, und konnte sich auf keine Art denken, wie Helene in seiner und ihrer, der Mutter, Gesellschaft jetzt hier Platz finden sollte. Ob Helene wohl sein sonnenverbranntes Gesicht mit dem schwachen Bärtchen auf der Oberlippe hübsch fände? Hübsch war es eigentlich nicht, aber so männlich, so offen und so gut. Und wie ihm die Uniform prächtig stand!

Melanie kannte ihn und alles, was er dachte, genau. Sie lebte und atmete für ihn und mit ihm seit vier seligen Wochen. Sie hörte, wie er schnell mehr und mehr den nachlässig schnarrenden Leutnantston ablegte; sie sah, wie der einfache und liebenswürdige Mensch aus den Schalen der „Kameradschaft" sich hervorarbeitete; sie fühlte, daß er anschauungsvoller, ernster nnd glücklicher in ihrer Nähe wurde. Und jeder Pulsschlag ließ sie fühlen, daß er für sie das Glück sei — er das Wesen, das sie „für sich selbst"

haben wollte, mußte — er der eine, in welchem sie ohne Opfer, ohne Frage, ohne Reue selig sein könne — er der Segenspender, der gekommen war, sie für alle frühere Armut zu entschädigen. Langsam, langsam sah sie auch, daß jeden Tag mehr seine Anhänglichkeit an ihre Person wuchs, daß er ihre Nähe suchte, daß er sich ganz in ihre Art hineinlebte. Sie wagte zu hoffen. Diese Hoffnung war der Sonnenschein in ihrem Wesen, von dem er vorhin gesprochen.

„Helene wird sich amüsieren, wenn ich ihr sage, daß Sie ihretwegen Ihr bequemes Urlaubscivil abgelegt haben."

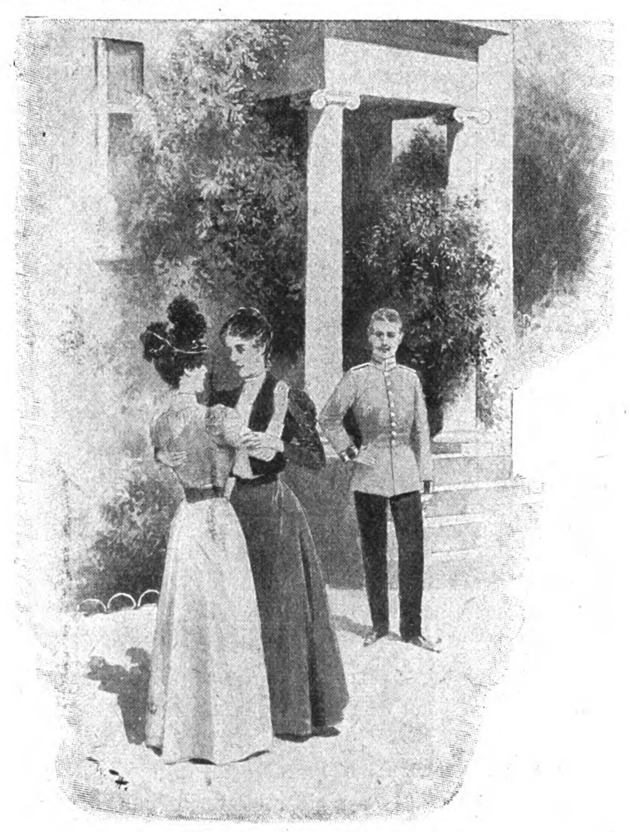
Der Klang eines Posthorns kam durch die Abendluft. Seit einer Stunde hatten sie auf diesen Klang gewartet; nun fuhren sie zusammen wie vor einem unerwarteten Schrecknis. Eine plötzliche Erschütterung ergriff Melanie, sie erblich und streckte dem Freunde beide Hände hin. Bang sahen sie einander an. Melanie war's, als sollte sie Lebewohl sagen. Mühsam besann sie sich: Diese Stunde sollte ihr ja nichts nehmen, sie sollte ihr einen Reichtum mehr ins Haus bringen.

„Das Fräulein, das Fräulein!" rief der alte Diener aus der Thür des großen Salons, welcher auf die Terrasse ging. Hastig, in unbeschreiblicher Erregung, durchschritt Melanie, ebenso hastig in großer Neugier Albert von Massow den Salon. Ueber den weiten Flur gelangten sie an das Hausthor, gerade noch früh genug, um einen Wagen in den von Wirtschaftsgebäuden umgrenzten Hof fahren zu sehen.

Der Kutscher hielt — ein weibliches Wesen, groß und schlank wie Melanie, sprang heraus und fiel in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten.

„Mama!" — „Mein Kind!" — Eine lange, stumme Umarmung. Melanie trocknete sich die Augen und richtete das Köpfchen ihrer Tochter auf, um das geliebte Gesicht zu sehen. Helene lachte schon mit nassen Blicken; sie schaute seitwärts, um zu sehen, wer der Träger des bunten Rockes

sei, der sich ein wenig zurückhielt. Ein Doppelruf des Erstaunens erschreckte Melanie.



„Mama!“ — „Mein Kind!“ . . .

„Ihr kennt euch schon?“ fragte sie hastig. Leutnant von Massow lächelte glücklich; er wußte endlich, wo er schon einmal ebensolche Augen wie die Melanies gesehen hatte. Helene stand zitternd und suchte sich zu fassen.

„Das gnädige Fräulein ward mir, als ich im vorigen Hochsommer während des Manövers zwei Tage auf Schloß Arnheim im Quartier lag, dort als Fräulein Helene, Gesellschafterin der Komtesse, vorgestellt,“ sagte der Leutnant.

„Du weißt, Mama, ich war von der Pension aus bei Onkel Arnheim zum Besuch. Und ich dachte — ich dachte — weil Papa die preußischen Massows haßte, daß der Herr Leutnant vielleicht die hannoverischen — und hauptsächlich hatte Lilly Arnheim Schuld — und es war so kränkend — die Offiziere kümmerten sich so wenig um mich!“ brachte Helene unzusammenhängend hervor.

Aber der Leutnant verstand die ganze Geschichte und begriff nun, weshalb ihn die Augen mit dem übermütigen Ausdruck damals so auffällig verfolgt hatten, daß die Kameraden ihn neckten. Es hatte ihn auch Mühe genug gekostet, dem armen Gesellschaftsfräulein nicht eifrig den Hof zu machen.

„Ich werde alles nachholen!“ versicherte er, und Helene errötete.

Wie betäubt leitete Melanie ihre Tochter in die ihr bestimmten und neu ausgestatteten Räume. Helene empfing alle die Zeugnisse fürsorgender Mutterliebe mit Jubel und mit Thränen, zeigte eine fassungslose Aufgeregtheit und sprach über tausend Dinge, nur über das Nächstliegende, über das drollige Wiedersehen mit dem Leutnant, kein Wort. Albert von Massow stand unterdes im Salon, preßte die Stirn gegen die Scheiben einer Glasthür und starrte in den nun dunklen Park hinaus. Hinter ihm klirrte der Diener leise mit Tassen und Silber am Abendtheetisch; draußen rauschte der Wind durch die Kronen der Bäume. Gedankenlos hörte der Leutnant dem heimlichen Geräusch zu. Ihm war seltsam zu Mute, so wie jemand, der keinen Boden unter den Füßen hat und sich fürchtet, nach einem

Halt zu greifen, weil der Halt trügerisch sein kann. Wie im Schwindel schloß er die Augen.

Frauenkleider rauschten hinter ihm, er fuhr zusammen und sah sich um. Melanie hatte ihm stets den Eindruck einer jungen Frau gemacht; neben der jungen Tochter erschienen ihre Züge schärfer, ihre Haltung gemessener. Natürlich, dachte der Leutnant, sie ist ja auch schon fünfunddreißig! Melanie bat zu Tische; Albert gab ihr, wie immer, den Arm, aber während er es that, richtete er an Helene eine scherzende Bemerkung. Die beiden wurden dann sehr lustig, frischten Arnheimer Erinnerungen auf, die Melanie kindisch fand, die aber ihnen sehr interessant sein mußten, denn sie lachten unbändig. Wie anders, wie ernst, wie gehaltvoll waren sonst die Abendgespräche an diesem Tisch gewesen. Sie konnte den Ton nicht mehr finden, mit einzustimmen in solche inhaltlose und doch so unbeschreiblich reiche Fröhlichkeit. Nachher bat Helene, daß die Mama ihnen ein Lied singen möge, und Albert erfuhr erst bei dieser Gelegenheit von der Sangeskunst Melanies.

„Singen Sie auch?“ fragte er, — „ich liebe so sehr Gesang.“

„O nein,“ sagte Helene, „ich kann nichts, und Mama kann alles. Ja, wenn ich so klug und gut wäre wie Mama!“

Melanie setzte sich an den Flügel und sang. Sie hatte eine bedeckte, leidenschaftliche Stimme, eine Stimme, die weh that und ergriff. Sie sang das Lassensche „Es war ein Traum“, nur dies eine Lied, und verließ den Flügel. Albert wurde es wieder kalt und bang. Seine Augen suchten Melanies Blick; sie schaute ihn voll Todesangst an, wie eine Sterbende. Von dieser Sekunde an war die Fröhlichkeit aus dem Raum entschwunden, der vorhin von Lachen widerhallte. Ganz früh mahnte Melanie zur Ruhe, geleitete mit bleischweren Füßen ihre Tochter in deren Schlafgemach und ging dann in ihr eigenes Zimmer. Dort,

im Dunkeln, setzte sie sich an das Fenster. Sie versuchte zu denken; aber sie sah nur immer die liebe Gestalt ihres einziges Kindes vor sich und hörte immer Helene sagen: „Gieb ihn mir!“

„Nein!“ sprach die blasse Frau zuletzt hart und kalt. Durch den Laut der eigenen Stimme verscheuchte sie das Trugbild. Sie sah wieder vor sich die Nacht und konnte mit ihren Gedanken an allem umhertasten.

„Er schwankt; ich könnte ihn mir gewinnen,“ flüsterte sie vor sich hin. Alle Leiden, Hoffnungen, Empfindungen ihres Lebens liefen in dieser nächtlichen Stunde zu einem Knotenpunkt zusammen. In der Agonie ihres Herzens durchkostete sie alle Bitternisse ihrer Jugend, ihrer erzwungenen Ehe, ihres Muttertums noch einmal: in der Jugend Sorge und Entbehrung, in der Ehe keine Liebe, in der Mutterschaft nur verstohlene Freude, weil der Gatte die Tochter schmähte, die ein Sohn hätte sein sollen. Und nun endlich das Glück, das Glück! Durch ihn! Endlich ein Mann, fähig, ihr ganzes Herz zu erfüllen! „Gieb ihn mir!“ schrie wieder die Stimme ihrer Tochter auf, Melanie legte die Hände an ihr Haupt, um den unerträglichen Ruf nicht zu hören. Aber drinnen rief es brausend mit jeder rauschenden Blutwelle, die durch ihre Pulse strömte: „Gieb ihn ihr!“ Und so die ganze Nacht, bis die Frau im stummen Verzweiflungstrotz in die Kniee sank, ihr Angesicht der heraufdämmernden Morgenröte zugewendet, als sollte ihr mit dieser die Kraft kommen.

Als es Tag geworden und das ganze Haus lebendig war, ging Melanie, um ihre Tochter zu wecken. Aber Helene hatte schon mit Sonnenaufgang Bett und Zimmer verlassen. Sich der Freiheit und Heimat zu erfreuen, mochte sie in den taufrischen Park gelaufen sein. Bei der kurzen Umschau, die Melanie hielt, fand sie auf dem Tisch einen Brief an Lilly Arnheim; Helene mußte ihn noch gestern

geschrieben haben. Ohne Besinnen erbrach Melanie diesen Brief. „Süße Lilly,“ stand darin, „ich bin selig, denke Dir, Er ist hier!! Vierzehn Tage bleibt er noch! Und wie er wieder entzückend war, Du kannst es Dir nicht denken! Adieu, morgen schreibe ich Dir wieder.“

„Er!“ Und dazu die paar kindischen Zeilen mit den vielen Ausrufungszeichen. Rührendes, junges, beredtes Geständnis. Melanie zerknitterte den Brief.

Sie ging mühevoll die Treppen hinab, sich am Geländer entlangtastend. Im Salon hörte sie schon Geplauder von hellen Stimmen, die auf der Terrasse erschollen. Dort waltete Helene am Kaffeetisch, indes der Leutnant auf der Balustrade saß und nach ihr mit Rosen warf, die sie ihm wieder zurückschleuderte. Sobald Melanie erschien, verstummten beide verlegen. Aber der erste Blick in das Gesicht ihrer Mutter veranlaßte Helene zu dem besorgten Entsetzensruf: „Bist du krank, Mama?“

Der Leutnant sah sie wie träumend an. War es möglich? War er gestern und immer blind gewesen, oder war Melanie in einer Nacht um zehn Jahre älter geworden? Melanie wehrte sanft die Fragen ab und versuchte ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen. Helene unterbrach sie.

„Verzeih’, Mama, da geht der Briefbote, ich habe oben einen Brief an Lilly liegen, den er mitnehmen soll.“

„Laß nur, ich habe den Brief schon in den Beutel gethan,“ sagte Melanie ruhig. Mit leerem Blick sah sie dem Postboten nach, der den Park durchkreuzte. „Er nimmt auch wichtige Briefe von mir mit,“ fuhr sie langsam fort, „ich hätte dir von ihrem Inhalt vielleicht Kenntnis geben sollen, ehe ich sie fortsandte. Der Herr Leutnant von Massow steht uns so nahe, daß ich in seiner Gegenwart ruhig das Versäumte nachholen kann.“ Erwartungsvoll sahen Helene und der Leutnant in das bleiche Gesicht, auf die mechanisch redenden Lippen. Melanie fuhr fort:

„Da das Testament deines Vaters, Helene, sein Privatvermögen bedingungslos zwischen uns teilt, so habe ich das Recht, mich wieder zu vermählen. Ein Mann, der sich in meiner Jugend einst um mich bewarb, hat sich mir wieder genähert; ich bin entschlossen, seine Werbung anzunehmen, möchte aber zunächst deine Ansichten und Zukunftspläne kennen."

Sie hatte gedacht, nun werde etwas Ungeheures geschehen, Albert empört aufschreien oder sie selbst tot hinstürzen, oder die Erde unter ihr werde wanken. Es geschah nichts — Helene saß fassungslos, mit beklommenem Herzen; Albert fühlte plötzlich wieder sicheren Boden und neben sich in der Welt einen freien Platz, auf den er ein liebes, liebes Wesen mit wundervollen, lustigen Augen stellen konnte; Melanie hatte nicht einmal einen rascheren Atemzug. Es war todesruhig.

„Nun, was sagst du, Helene?"

„Ich — o — ein Stiefvater — eine erwachsene Tochter im Hause — es ist nicht leicht" — Aber mit einem Mal überkam es sie, sie sprang auf und schluchzte am Halse ihrer Mutter.

„Wenn es dein Glück ist, Mutter, überwinde ich alles. Verzeih' tausendmal, daß ich eine Sekunde zögerte. Niemand hat mehr Glück verdient als du. Meinetwegen sollst du nicht einem Manne entsagen, den du liebst."

Melanie sah mit einem unbeschreiblichen Blick auf das liebe Köpfchen herab. Edles, großmütiges, grausames Kind! dachte sie. Albert näherte sich ihnen, Flammen im Gesicht.

„Fräulein Helene," begann er stockend, „liebe Helene —"

Melanie stieß plötzlich ihre Tochter zurück und floh von der Terrasse. Nein, dachte sie verzweifelt, nur nicht Zeuge sein, nur das nicht! Ich fliehe, wenn es so weit ist, einsam, bis ans Ende der Welt; sie sollen glücklich sein! Er würde Helene so beglücken, daß sie die Mutter nicht entbehrte, ihr

Kind war in des besten Mannes Arm geborgen. Helene glücklich! Sie that einen tiefen Atemzug. Dem Kinde ein anderes, ein schöneres Los als ihr selbst — welche himmlische Beruhigung! O, wie auch diese Gewißheit das glücksdurstige eigene Herz sättigte — so seltsam, so unerwartet sättigte.

Plötzlich umschlangen sie vier Arme; sie zitterte und hielt doch still.

„Mutter," flüsterte ihr Kind, „ich bin unsäglich glücklich, er liebt mich!"

„Melanie," sagte eine andere Stimme, „ich bin Ihnen ein willkommener Sohn, ich weiß es, Sie haben es mir durch Ihre Güte bewiesen."

Einen Herzschlag lang war's Melanie, als sollte sich ein Schrei der Abwehr auf ihre Lippen drängen; sie fühlte Helenens nasse Wange an ihrer brennenden eigenen, die kurze Starrheit brach, und ein Thränenstrom kam aus ihren Augen, Thränen, die eine Offenbarung wurden; sie gaben das Gefühl eines reinen, vollkommenen und erhabenen Glückes. Mit der Vollbringung des höchsten Opfers war ihr endlich auch die höchste Wahrheit aufgegangen, die Wahrheit, daß es für eine Mutter nur ein reueloses Glück giebt: für sich selbst nichts, für das Kind alles zu wünschen. Sie hatte das Geheimnis der Mutterliebe verstanden, dieses wunderbare Geheimnis, in welchem sich die Opfer in Selbstgewinne verwandeln. Sie glaubte sich zu töten und fühlte in dieser Stunde die Keime einer neuen, friedvollen Zukunft in sich.

„Mein Sohn!" sprach sie mit fester Stimme und reichte Albert die Hand, die er mit Ehrfurcht küßte.





Aus dem Herzensleben berühmter Männer.*)

1. Goethe und Christiane Vulpius.

Von Dr. A. von Sterkow.

(Nachdruck verboten.)



In dem Kranze holder Mädchenblüten, der das Leben unseres größten Dichterfürsten verschönt hat, wird gewöhnlich seinem anspruchslosen Weibe nicht genügend Beachtung geschenkt, das, ohne jeden romantischen Nimbus, doch so wohlthuend das Leben und Schaffen Goethes beeinflußt und ihm den Segen einer beglückenden Häuslichkeit bereitet hat. Neid und Bosheit, Klatsch und Unvernunft haben die arme Frau oft anzugreifen und nachzuweisen versucht, daß sie hemmend eingewirkt habe

*) Unter obigem Titel werden wir eine Reihe von Artikeln veröffentlichen, die es sich zur Aufgabe machen, darzustellen, wie in dem stillen Einflusse der Frau eine Macht liegt, die das Schaffen und Wirken jedes Mannes fördernd beeinflußt. Verdanken doch die Werke der größten Künstler und Dichter aller Zeiten ihren entscheidenden Impuls gerade der Frau. Möchte daher jede Frau sich der hohen Aufgaben bewußt werden, die ihrem stillen Wirken im engsten Kreise gestellt sind. Die Redaktion.

auf Goethes Entwickelung. Wie thöricht ein solcher Vorwurf ist, ergiebt sich sofort, wenn man mit unbefangenem



Christiane von Goethe, geb. Vulpius.

Blicke die Geschichte der Liebe Goethes zu Christiane Vulpius verfolgt.

Am 18. Juni 1788 traf der Dichter aus Italien wieder in Weimar ein. Neuer Eindrücke voll und unter der

römischen Sonne künstlerisch gereift und abgeklärt, trieb es ihn in den Kreis seiner Weimarer Freunde zurück und besonders zu seiner geistvollen Freundin Charlotte von Stein. Aber, obgleich er ihr aus der Ferne die zärtlichsten Briefe geschrieben hatte, fand er doch bei der wegen der langen Trennung grollenden Frau nur einen frostigen Empfang, der ihn ernüchterte und erkältete. Mit offenen Armen wurde er überall in seinem lieben Weimar wieder aufgenommen, sein fürstlicher Freund Karl August und dessen hochsinnige Mutter Amalia brachten ihm die alte Zuneigung entgegen; um so mehr mußte ihn die kühle Zurückhaltung der Frau, die er so leidenschaftlich geliebt hatte, abstoßen. Zudem lebte er mit seinem Geiste noch ganz in dem sonnigen Italien, und der Empfang, den ihm Frau von Stein bereitete, verschärfte nur die an Heimweh grenzende Sehnsucht nach dem herrlichen Lande. In seinem veränderten Wesen wurde er von den ehemaligen Lieben, so herzlich sie ihm auch entgegen kamen, nur wenig verstanden; es ist daher nur zu begreiflich, daß er sich persönlich und geistig vereinsamt fühlte und nach einem teilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Wesen sich umsah, das geeignet war, sowohl für seinen Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Launen zu erheitern, den Mißmut zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingabe an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern. Nur eines solchen weiblichen Wesens bedurfte er zu freier und möglichst ungehinderter Entwickelung seiner selbst. Ein solches weibliches Wesen, wie er es sich wünschte, führte ihm nun sein gutes Glück in Christiane Vulpius, seinem „lieben Mädchen", zu.

Ueber ihre Kindheit und Jugend ist nicht viel bekannt. Sie wurde am 6. Juni 1764 als drittes Kind des damaligen fürstlich sächsischen Amtskopisten Johann Friedrich Vulpius

in Weimar geboren und erhielt wahrscheinlich nur eine wenig befriedigende Erziehung, da der Vater bei seiner kleinen Stellung und der bald zahlreicher werdenden Familie nur wenig an die einzelnen Kinder wenden konnte und außerdem einen nicht ganz einwandsfreien Lebenswandel geführt haben soll. Dazu kam, daß die Mutter, Christiane Margarethe, geborene Riehl, schon nach acht oder neun Jahren starb, und der Vater bald eine zweite Ehe einging. Wohl nach dem Tode der Mutter war es, als Christiane nebst ihrem Bruder und einer jüngeren Schwester in das Haus einer Tante kam. Die dürftige Lage der Familie aber zwang auch sie, schon in jungen Jahren den eigenen Unterhalt selbst zu verdienen. Wie viele andere Mädchen aus guten Familien Weimars arbeitete sie, mit Anfertigung künstlicher Blumen beschäftigt, in dem berühmten Bertuchschen Industriekontor, wo sie auch Goethe das erste Mal gesehen haben soll, als er beauftragt war, dem zum Besuche in Weimar anwesenden Prinzen von Hessen-Darmstadt die Merkwürdigkeiten Weimars zu zeigen.

Die erste entscheidende Begegnung fand nach der Rückkehr aus Italien im Parke zu Weimar statt. Lebensfreudig und heiter, keck und naiv, voller Ungezwungenheit trat das junge Mädchen mit einer Bittschrift dem Herrn Geheimrat entgegen, der im Parke einen Spaziergang machte. Die Bittschrift betraf ihren Bruder, den Schriftsteller Christian August Vulpius, der sich später durch seinen Roman „Rinaldo Rinaldini“ bekannt gemacht hat. Goethe hatte ihn schon früher gelegentlich unterstützt, und nun sollte er ihn wieder zur Erlangung einer neuen Stellung empfehlen. In der Gemütsstimmung, in der er sich befand, machte die Bittstellerin sofort einen lebhaften Eindruck auf ihn. Damals — es war im Sommer 1788 — in ihrer vollen Jugendblüte, muß sie sehr hübsch gewesen sein. Wenn wir auch kein Bild von ihr aus ihren Mädchenjahren

besitzen, so wird sie doch von Goethe selber in den — auf sie gedichteten — „römischen Elegien" so anschaulich geschildert, daß wir die muntere, plastisch schöne Gestalt, das liebliche, runde Gesicht mit den freundlichen braunen Augen vor uns zu sehen vermeinen;

„die Haare
fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen."

Wie tief und nachhaltig der Eindruck war, den Christiane bei jener ersten Begegnung auf den Dichter machte, beweist unter anderem das entzückende Gedichtchen, das er im Jahre 1813, als er selbst schon 63 Jahre und das verpflanzte „Blümchen" bald 50 Jahre alt war, ihr in Rückerinnerung an seine erste Begegnung widmete. Wenngleich das Gedicht allgemein bekannt sein dürfte, bringen wir es doch zur Vervollständigung unseres Artikels zum Abdruck.

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Goethe hat die „Verpflanzung" Christianens nie zu bereuen gehabt. Er hatte endlich gefunden, was er suchte: ein geliebtes Wesen, das ihm mit grenzenloser Hingebung ergeben war, das bescheiden zu seiner Größe emporblickte und ihn dennoch verstand, ein Wesen, das, so wie es war, ganz und gar für ihn paßte.

Im Anfang kannte er offenbar den Wert ihrer häuslichen Tugenden noch nicht; er lernte sie, ebenso wie die Innigkeit ihrer Zuneigung zu ihm, erst allmählich würdigen. Damit aber wurde natürlich das seelische Verhältnis beider immer fester, und obwohl es zu jener Zeit sicherlich nicht an Versuchen seitens der eifersüchtigen Frau von Stein und anderer Neider gefehlt hat, eine Entfremdung zwischen Goethe und Christiane herbeizuführen, so kehrte man sich doch im Goetheschen Hause sehr wenig daran; man ließ da draußen die Meute kläffen und toben und freute sich des hellen Sonnenscheins eines friedlich stillen Glückes.

Auch an dem geistigen Schaffen Goethes nahm Christiane, die mit natürlichem Verstand und gesundem Mutterwitz reich ausgestattet war, lebhaften Anteil. Ganz besonders zog er sie aber zu seinen Arbeiten und Studien über die „Metamorphose der Pflanzen“ heran, über die er 1790 eine erst von der Nachwelt gebührend gewürdigte Abhandlung veröffentlichte. In demselben Jahre ließ er dieser Schrift ein Gedicht über den nämlichen Gegenstand folgen, das ausdrücklich an Christiane gerichtet und ihr gewidmet ist.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
  Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
  Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
  Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
  Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!

Und nun führt der Dichter Christiane durch den Garten, ihr das Werden der Pflanze vom Keim bis zur Blüte und Frucht, ihr die Mannigfaltigkeit ihrer Gestaltungen auseinander setzend.

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
  Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!

Sobald Goethes Stellung zum Weimarer Hofe und der dortigen Gesellschaft es rätlich erscheinen ließ, heiratete er das geliebte Mädchen. Als arme Bürgerliche, ohne höhere Bildung aufgewachsen, derb natürlich in ihrem ganzen Wesen, hatte Christiane das Nasenrümpfen, den Spott und die Mißachtung jener Kreise anfangs zu ertragen. Später aber, als sie in allem weiter vorgeschritten, auch durch den Umgang mit ihm und seinen Freunden der Gesellschaft näher gekommen war, mußten jene hochmütigen Kreise, wohl oder übel, der „Frau Geheimrätin" Zutritt gestatten, und gar mancher Lästerzunge wurde eine widerwillige Anerkennung abgenötigt, als Christiane mit Hintansetzung des eigenen Lebens den bedrängten Dichter aus Todesgefahr rettete.

Es war in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober des Unglücksjahres 1806. In Goethes Hause hatten sich einige Kavalleristen, sechzehn Mann, meist Elsässer, im Bedientenzimmer einquartiert. Sehr ermüdet von dem sechzehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht und nach Weimar, verlangten sie nichts als Streu und waren mit einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt. Goethe war zurückgekommen, doch der Marschall Augereau, dessen Einquartierung bei ihm angesagt war, erschien noch immer nicht, obgleich die Tafel für ihn und die Begleiter längst bereit war. In einem Zimmer des Hinterhauses war eine Menge Personen zusammengedrängt, die vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer sich hierher geflüchtet hatten. Einige von ihnen waren der unermüdlichen Christiane dabei behilflich, für den erwarteten Marschall die Speisen zu bereiten und den Wein aus dem

Keller herauszuschaffen, während andere nur über das plötzliche Unglück jammerten und so die Bestürzung der Hausgenossen noch vermehrten. Die Elsässer schliefen fest. Das Haus war verriegelt. Während Goethe oben in seinen Zimmern verweilte, hielt sein Hausgenosse Riemer sich auf dem Flur auf, um bei der Ankunft des Marschalls zur Hand zu sein, Andere aber, die sich etwa eindrängen wollten, abzuhalten und im Notfall die Hilfe der Elsässer anzurufen. Es war schon tief in der Nacht, und welche fürchterliche Nacht! Der von den Franzosen in der Stadt angelegte Brand wütete weiter, die hochaufleuchtenden Flammen warfen ihren Schein bis in den Hausflur; auf den Straßen Pochen und Lärmen, Geheul und Gewinsel. Plötzlich donnerten gewaltige Kolbenstöße an die Hausthür. Zwei bewaffnete Tirailleurs (zwei kleine Kerls von der spottweise so genannten Löffelgarde) forderten Einlaß und wurden zwar zunächst von Riemer und einem der Elsässer kräftig zurückgewiesen, kamen aber später zurück und verlangten erst bittend, dann mit der Drohung, die Thür einzuschlagen, Aufnahme. Riemer ließ sie ein und holte ihnen auf ihre Forderung einiges Getränk und Speise. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Riemer eilte zu Goethe hinauf, erzählte ihm in Eile den Hergang und bat ihn, herunterzukommen und die Leute abzuweisen. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzhaft nannte), schritt Goethe die Treppe herab und fragte die Tirailleurs, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige Gestalt, seine geistvolle Miene flößten ihnen Achtung ein, höflich schenkten sie ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tranken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine

bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Goethes und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getötet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane mit Geistesgegenwart ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rief von der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zu Hilfe, befreite mit ihm Goethe von den Wütenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Thüren sie nun verschloß und verriegelte. Danach nahmen sie in dem Zimmer, in welchem die Betten für das Gefolge des Marschalls standen, ihr Lager, und erst der mit Tagesanbruch eintretende Adjutant des Marschalls Augereau fuchtelte wütend die beiden frechen Marodeure mit flacher Klinge aus Zimmer und Haus.

Die unerschrockene That Christianens beseitigte die letzten Zweifel von Goethes Mutter, die ihre volle Liebe und Zärtlichkeit der Schwiegertochter entgegenbrachte, als sie erkannt hatte, daß dieselbe „seine ganze Zärtlichkeit und Liebe“ verdiene, und, selbst glücklich in dieser Liebe, bekannte: „So ein liebes — herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten.“

Christiane zu Liebe nahm Goethe auch ihre junge Halbschwester Ernestine uud ihre Tante, Julianne Auguste Vulpius, ins Haus, wo sie bis zu ihrem Tode blieben. Seine Sehnsucht nach einem glücklichen Heim war befriedigt. Alle häuslichen Sorgen waren ihm abgenommen; er sah die von ihm so hochgeschätzte, ja ihm unentbehrliche Ordnung und Sauberkeit um sich herum, ohne daß er — wie dies während der ersten Jahre in Weimar der Fall war, — selbst Hand anzulegen und seine kostbare Zeit dafür zu opfern brauchte. Jede kleinliche Sorge des Lebens blieb ihm fern, seine frohe Laune gewahrt; die pekuniäre Seite des Hauswesens hielt Christiane unter einer Kontrolle, welche Goethe, dessen Einnahme keineswegs den Verhältnissen entsprechend groß war,

in den Stand setzte, „das gastfreieste Haus in Weimar“ zu halten, und außerdem für seine vielerlei Sammlungen und für sein Bedürfnis wohlzuthun noch Mittel übrig zu haben. Mit wachsender Zuneigung lohnte der Dichter seiner Christiane diese hausmütterliche Treue; Christiane wurde ihm von Jahr zu Jahr unentbehrlicher. Wie oft versichert er sie auf Reisen in seinen Briefen, daß sie ihm „an allen Ecken und Enden fehlt“; wie oft richtet er die liebevolle Bitte an sie: „Behalte mich ja lieb.“ Und als sie einmal über eine Aeußerung von ihm, welche Eifersucht verriet, betrübt war, da schrieb er ihr mit der Bitte um Verzeihung: „Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren. Du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben.“

Christiane liebte Geselligkeit und Tanz; sie besuchte daher Tanzpartien in ehrbarer, bürgerlicher Gesellschaft —, meist unter den Augen Goethes, der ihr diese Vergnügungen von Herzen gönnte; ferner liebte sie, ebenfalls in harmlosester Weise, die Freuden der Tafel und gab sich ihnen ungezwungen hin. Wäre sie auch nur annähernd das gewesen, was der Klatsch ihr anhängte, dann hätte sie niemals das liebende, treue, sorgende Weib werden können, das aus Goethes Briefen hervortritt, die liebevolle, besorgte, zärtliche Mutter, als die sie in ihren eigenen Briefen erscheint, die dankbare, ehrfurchtsvolle Tochter, als die sie der alten „Frau Rat“ gegenübertritt.

Groß und tief war Goethes Schmerz, als sein treues Weib nach kurzem, aber schwerem Krankenlager am 6. Juni 1816, an ihrem 52. Geburtstage, verschied und in der Frühe des 8. Juni begraben war. „Du wirst mich nicht verlassen, nein, nein, du kannst mich nicht verlassen!“ — rief er der Sterbenden zu; und noch oft, wie Riemer berichtet, überfiel ihn, ob er gleich gefaßt erschien und von allem Anderen sprach, mitten unter Anderen der Schmerz, dessen Thränen

er umsonst zurückzudrängen strebte. Was er an ihr verloren, das beweisen die vier Verszeilen, die er an ihrem Todestage niederschrieb:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!

Die Nachwelt aber hat alle Ursache, Christiane Goethe ein ehrendes Gedächtnis zu bewahren und ihr dankbar zu sein für das, was sie unserem größten Dichter gewesen ist.



* Zu unsern Bildern. *

Im Mondenschein. (Zu unserer Kunstbeilage nach dem Gemälde von W. Kray). An den rebenumkränzten, sagenhaften Rheinstrom führt uns Julius Wolff in seiner Romanze: „Lurlei". Lebte da in St. Goar einst ein Fischer mit Namen Peter Sandrog, der ging eines schönen Tages aus zum Fischen und fand im Garne einen Fang, den er sich nicht träumen ließ: ein zartes, wunderholdes Menschenkind, das er und seine Frau mit ihren eigenen Kindern zusammen aufzogen und „Lurlei" nannten. Lurlei war nicht wie andere Kinder — etwas Nixenartiges haftete ihr an, und als sie erwachsen, bezauberte sie alle Menschen mit ihrer wonnigen Schönheit. Wohl war ihr die Kraft verliehen, andern Liebe einzuflößen, solche aber selber zu empfinden, oder zu erwidern, dazu war sie nicht im stande. Auch Graf Lothar, der junge Schloßherr auf Burg Katz, hörte Lurleis, der Fischermaid von St. Goar wundersame Schönheit loben, und er ward begierig, sie zu sehen. Der Zufall wollte es, daß er die Maid im Walde traf, und es ließ ihm fürder keine Ruhe, er wollte Lurleis Liebe erringen. Bei einer Kahnfahrt abends auf dem Rhein, zu der Lothar sie überredete, gestand er ihr sein Sehnen und Verlangen:

Die Wellen im Strome klangen
In seltsam murrendem Chor,
Und reckten die Köpfe und sprangen
Schäumend am Ufer empor.
Hoch über den Erdenschranken
Funkelte Sternenschein,
Hier unten die beiden versanken
In Weltvergessensein. — — —
Nun ist es still im Kreise
Und Lurlei schüttelt das Haupt
Und seufzt in Wonnen leise:
„Das hätt' ich nicht geglaubt,

Daß Liebe so beglücken,
So selig machen kann
Und Sinn und Verstand berücken,
Du einzig geliebter Mann!" — —
Er ist mit ihr gesprungen
Ins Boot hinein und bleibt
Und hält sie fest umschlungen,
Bis sie zu Land ihn treibt.
Noch einmal brennt Lipp' auf Lippe,
Dann setzt sie die Ruder ein,
Und fährt um Bank und Klippe
Hinaus auf den spiegelnden Rhein.

Träumerei. (Zu unserem Vollbilde nach dem Gemälde von C. von Bodenhausen, auf Seite 108).

Die Sonne ging unter in leuchtender Pracht,
Am Himmel die Wölkchen erglühten —
Ueber ihr blondes, schimmerndes Haupt
Rieseln verwehte Blüten.

Auf ihrem jungen Gesicht liegt ein Glanz —
Ist es des Abendrots Scheinen,
Oder weckt Sehnsucht die flammende Glut,
Denkt sie des Fernen, des Einen?

Träumt sie von ihm in der Einsamkeit
Unter den blühenden Zweigen —
Schau'n ihre Augen so weltentrückt,
Weil ihre Seele sein eigen? . . .

Leon Vandersee.

Allerlei.

Letzte Worte berühmter Toter. Von Dr. Fritz Ried. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," sagt der Dichter, aber trotz alledem entsagt doch fast niemand gern der süßen Gewohnheit des Daseins, und selbst der größte, kühnste Geist wird an der Schwelle des Todes, wo er die Hülle der irdischen Unvollkommenheit abstreifen soll, von einem Grausen gepackt. Es liegt daher auf der Hand, daß die letzten Worte, welche solche „ragende Gipfel" der Menschheit an der Grenze zwischen Leben und Tod auszusprechen pflegen, von hohem Reiz sind, denn sie drücken manchmal die Summe eines ganzen Menschendaseins mit seinem Wollen und Streben, seinen Hoffnungen und Enttäuschungen aus. Freilich spinnt hier nicht selten die Legende ihre Fäden, Wahrheit und Dichtung sind oft wundersam vermengt. Allein was thut das? Hier gilt das Wort: Der Glaube macht selig. Das Publikum hält fest an der Ueberlieferung, und die kritische Forschung predigt tauben Ohren. Es ist z. B. durchaus nicht erwiesen, daß unser Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe vor seinem Ableben ausgerufen haben soll: „Mehr Licht!" Vielleicht verlangte er bloß, daß man die Fenstervorhänge beiseite schiebe, damit er die Sonne sehe. Aber es ist klar, daß der Olympier im letzten Augenblick seines gesegneten Wirkens hienieden nur von dem sehnlichen Wunsche erfüllt sein konnte, dem Lichte der Wahrheit ins Auge zu sehen und diese herrliche Gottesgabe in reicherer Fülle für die Staubgeborenen erstrahlen zu wissen. Ins Fabelreich gehört auch der Ausspruch, der dem sterbenden Friedrich dem Großen in den Mund gelegt wird: „Es ist gut, der Berg ist überschritten", aber er enthält, wenn auch nicht die buchstäbliche, wohl aber die symbolische Wahrheit des Abschlusses dieses gewaltigen Lebenswerkes.

Beglaubigter sind schon andere berühmt gewordene letzte Worte großer Sterbender. Jeder Gymnasiast weiß, daß Julius Cäsar, als er unter den Dolchen der Verschworenen im Senat zusammenstürzte, beim Anblick seines Lieblings Brutus, der ihm so viel Dank schuldete, schmerzerfüllt ausrief: „Auch du, Brutus!" Die vergeltende Gerechtigkeit der Weltgeschichte veranlaßte es, daß auch dieser verzweiflungsvoll, geschlagen in der Schlacht, zu Grunde ging, mit dem Klagewort: „Tugend ist nur Schall und Rauch!" Nicht so tragisch faßte das Sterben der glücklichste der Cäsaren, der Kaiser Augustus, auf, denn er schloß seine Augen mit der lustigen Bemerkung: „Klatscht Beifall und lärmt alle vor Freude!" Dieser Ansicht war in neuerer Zeit der französische Satiriker Rabelais, denn auch er führte sterbend das Wort im Munde: „Die Komödie ist zu Ende!" In lustiger Stimmung nahm Kaiser

Tiberius Abschied von dieser Welt, denn er sagte scherzend: „Ich glaube, ich bin ein Gott geworden!“

Verlassen wir das Altertum und wenden uns dem Mittelalter und der Neuzeit zu, so finden wir so manchen Gedanken, der zum geflügelten Worte geworden. Karl der Große starb betend, seine letzten Worte waren: „In deine Hände befehl' ich meinen Geist!“ Die heldenhafte Märtyrerin, die Jungfrau von Orleans, murmelte inbrünstig: „Jesus!“ und ein anderer Glaubensheld sagte, als ein altes Mütterlein in frommem Eifer seinem Scheiterhaufen ein Reislein beisteuerte: „Heilige Einfalt!“ Ich rede von Johann Hus.

Interessant sind die Schlußworte namhafter Philosophen und Humoristen. Moritz Gottlieb Saphir meinte: „Jetzt ist es aus, ich muß fort!“ Ludwig Börne bemerkte, als sein Arzt zu ihm sagte: „Sie husten mit mehr Anstrengung“: „Das wundert mich nicht, ich habe mich doch die ganze Nacht darin geübt.“ Heinrich Heine schied aus dem Leben wie Kaiser Augustus, denn er dichtete folgendes Epigramm auf seine erlöschende Seele:

„Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Die Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub's, ich höre Beifall schallen!“

Dem englischen Satiriker Swift wurde in seiner letzten Stunde der Besuch des großen Tonkünstlers Händel gemeldet, der bekanntlich in England ebenso volkstümlich ist wie in Deutschland: „Ach, ein Deutscher und ein Genie! Ein Wunder! Laßt ihn herein!“ rief er spöttisch aus. Nicht so sarkastisch war sein französischer Kollege Scarron, der Gatte der Madame Maintenon, der späteren morganatischen Gattin Ludwigs XIV., denn er sagte zu den in seinem Sterbezimmer Anwesenden: „Ihr werdet lange nicht so viel über mich weinen, wie ihr über mich gelacht habt.“ Viel Selbstbewußtsein verriet auch der englische Philosoph Hobbes, welcher sterbend bat, man möge auf sein Grabmal die Worte setzen: „Hier ruht der Stein der Weisen!“ Als echter Weiser verschied dagegen ein anderer englischer Denker, John Locke, welcher mit dem weisen Salomon der Ansicht war: „Das Leben ist doch nichts als Eitelkeit!“

Ebenso stolz äußerte sich der große holländische Dichter Hugo Grotius vor seinem Ableben: „Sum Grotius!“ (Ich bin Grotius!)

Manche Sterbende entfalteten, obwohl sie nicht berufsmäßige Humoristen waren, im Angesicht des Todes eine Art Galgenhumor. Als das Haupt des englischen Kanzlers Thomas Morus auf dem Richtblock lag, gewärtig des tödlichen Streiches, schob er selbst seinen langen Bart beiseite, indem er meinte: „Dieser hat den König nicht beleidigt!“ In derselben Stimmung war auch Danton vor seiner Hinrichtung. Vigneron, der mit

ihm zugleich aufs Schafott geschleppt wurde, wollte ihn küssen, bevor sein Kopf unter dem Fallbeil fiel, aber Danton wehrte es lächelnd ab: „Laß das, unsere Köpfe kommen doch in einen Sack...“ Würdiger benahmen sich fürstliche Damen, welche von den Henkersknechten der Revolution hingemordet wurden. Als z. B. die Königin Marie Antoinette dem Henker zufällig auf den Fuß trat, wandte sie sich entschuldigend an ihn: „Verzeihen Sie, ich habe es nicht absichtlich gethan!“

Bewunderungswürdig ist die Ruhe und Klarheit, womit so mancher große Sterbende den letzten Augenblick an sich herankommen sah. Als der große Naturforscher Buffon im Sterben lag, sagte er zu seiner wehklagenden Umgebung: „Ich bitte, macht mich nicht zerstreut, damit ich genau beobachten kann, wie die Augenblicke vor sich gehen.“ Der Marschall Moritz von Sachsen sprach das schöne Wort: „Ich habe einen schönen Traum geträumt.“ Der Kardinal Richelieu, dieser große Staatsmann, äußerte sich dahin: „Ich habe nie andere Feinde gehabt, als die des Staates.“

Ein besonderes Kapitel verdiente die Betrachtung des Sterbens großer Tonkünstler. Bellini sang eine Passage aus seiner Oper: „Die Puritaner“. Donizettis letzte Worte waren: „Vaterland, Unabhängigkeit, Freiheit.“ Mozart sen., dem Vater von Wolfgang Amadeus Mozart, wie John Field wird gleichzeitig ein köstliches Scherzwort, das sie beim Ableben gesprochen haben sollen, in den Mund gelegt. Auf die Frage an den bezw. die Sterbenden: „Sind Sie Fatalist oder Calvinist?“ lautete die Antwort: „Ich bin Pianist!“

Während die einen verzweifelt die Hände ringen, sind die anderen gelassen und ergeben sich ins Unvermeidliche. Die Dubarry, die Geliebte Ludwigs XV., sträubte sich mit aller Macht gegen das Sterben und bat noch auf dem Schafott den Henker: „Noch einen Augenblick, Herr Henker!“ Jean Jacques Rousseau stöhnte gebrochen: „Ich werde die Sonne nicht wiedersehn!“ Byron hingegen meinte mit echt englischem Gleichmut, „Ich will nun schlafen.“

Der Tod ist ein alles Gleichmacher, der gründlich vorgeht, aber das Genie kann auch er nicht töten. Wenn die unsterbliche Seele ihre Hülle verläßt, giebt sie noch zuweilen Beweise ihres göttlichen Ursprungs.

Sonderbare Erbschaften. Von Zeit zu Zeit geht durch die Tagespresse die Nachricht von irgend einem seltsamen Testament, das von einem Sonderling aufgesetzt worden ist und den Erben, wenn nicht Schwierigkeiten, so doch Verlegenheiten ganz eigentümlicher Art bereitet. In der That glaubt man kaum, welche Kuriositäten in dieser Beziehung eigentlich täglich vorkommen. So wurde beispielsweise im Jahre 1889 ein Rittmeister der Potsdamer Gardekavallerie gezwungen, seinen Abschied zu nehmen und

auf das fernere Dienen in der Armee zu verzichten. Veranlassung war eine große Hinterlassenschaft, die dem Rittmeister zufiel. Der Erblasser dieses nach Millionen zählenden Vermögens hatte aber die unangenehme Klausel in das Testament gesetzt, daß der Rittmeister erst in den Besitz des Vermögens kommen könne, nachdem er das Examen als Gerichtsassessor bestanden habe. Es blieb dem Offizier nichts anderes übrig, als die Universität zu beziehen; zum Glück hatte er das Abiturientenexamen schon gemacht. — In der Umgegend der Stadt Danzig lebte in einem villenartigen Gebäude ein altes Fräulein, allgemein unter dem Namen „Katzenfräulein" bekannt. Sie hinterließ, als sie im Jahre 1887 starb, ein Vermögen, das fast eine Million betrug. Diese ganze Summe vermachte sie den Katzen, und die Nutznießung des Vermögens sollte ihr bisheriges Dienstmädchen haben, das mit den Katzen sehr gut umzugehen verstand. Die Erben fochten das Testament an mit der Begründung, die Verstorbene sei bei Abfassung ihres letzten Willens nicht zurechnungsfähig gewesen; das beweise schon ihre Vorliebe für Katzen. Sie wiesen ferner darauf hin, daß die Pflegerin, das ehemalige Dienstmädchen, schon mehrere Katzen hatte sterben lassen, also nicht hinlänglich für sie gesorgt habe, und behaupteten, das Mädchen wolle sich in den Besitz des großen Vermögens setzen. Die Erbin hatte unterdessen bereits einen Kutscher geheiratet, und es kam zwischen dem Ehepaar und den Verwandten der schrullenhaften alten Dame zu einem Kompromiß, wonach sie das Vermögen teilten. Der Kutscher und seine Frau erhielten dreihunderttausend Mark. — Ein wütender Irenhasser war der Engländer, welcher in seinem Testament verordnete, daß jährlich zehn Guineen (zweihundertundzehn Mark) dazu verwendet werden sollten, zwanzig Irländer an seinem Grabe mit Schnaps zu traktieren. Sie sollten dabei jeder einen Knüppel und ein Messer erhalten, damit — erklärte der Erblasser — sie sich dann im Zustande der Trunkenheit gegenseitig totschlügen und er dadurch im Grabe noch seine Freude habe.

Wie der Papst lebt. Der römische Berichterstatter des „Figaro" erzählt: Seit zwanzig Jahren hat der Papst seine Lebensgewohnheiten nur wenig verändert. ,So enthält er sich seit zwei Jahren fast vollständig aller Gartenspaziergänge; er fühlt eben kaum das Bedürfnis nach frischer Luft. Auch liest er nicht mehr, wie früher, die Messe in der großen Kapelle, zu der viele in Rom weilende hervorragende Persönlichkeiten eingeladen worden waren, sondern in der kleinen Kapelle neben seinem Schlafzimmer. Messediener ist sein Kammerdiener Centra. Der Papst war nie ein starker Esser; augenblicklich ißt er überhaupt nicht mehr, er nascht nur noch von den Speisen. Da ihn Zähne und Magen im Stiche lassen, braucht er für sich eine ganz besondere Küche. Morgens bringt ihm Centra Schokolade, Milch und zwei weiche Eier. Wenn

dies abgetragen wird, zeigt es sich, daß der Papst es kaum berührt hat. Sein Mittagsmahl besteht aus Fleischbrühe oder Suppe, die die Hauptnahrung bildet, gehackten Kleischklößchen, Geflügelklein, Eiern, durchgekochtem Gemüse und sehr reifen Früchten. Als Wein wird guter roter Bordeaux gereicht, den der Papst zuweilen mit weißem Grottaferrata=Weine mischt. Indessen, was er davon zu sich nimmt, würde kaum für ein sechsjähriges Kind ausreichen. Da bei dem Alter des Papstes seine Hand sehr zittert, verschüttet er oft den Wein, befleckt dabei Serviette und Tischtuch. Sein Glas pflegt er, wie einen Kelch, oft bis zur Höhe der Stirn zu erheben. Die Gemächer enthalten keinen besonderen Speisesaal. Der Papst verbringt den Tag in seinem Schlafzimmer; dort arbeitet er, ißt er und giebt die gewöhnlichen Audienzen. Ein Vorhang verbirgt sein Bett. Bei dem Vorhange an der Wand steht ein Lehnsessel und daneben ein kleines viereckiges Tischchen, das ein englischer oder amerikanischer Kuriositätenhändler sehr teuer bezahlen würde. An diesem Tischchen speist der Papst und darauf schreibt er — wenn er kann, denn wegen des Zitterns schreibt er kaum noch, er diktiert. Seinem Dienstpersonal gegenüber herrscht er mit einer an Härte grenzenden Strenge. Da er an das Befehlen gewohnt und selbst ein Muster von Arbeitseifer und Pflichttreue gewesen ist, will er schnell und gut bedient sein und läßt das auch, wenn nötig, merken. Sein Privatsekretär Angeli, der, von Hause aus etwas nervös, in der jüngsten Zeit so reizbar geworden ist, daß man ihn kaum mehr anreden kann, mußte jüngst vor dem gesamten Vorzimmerpersonal folgende Bemerkung über sich ergehen lassen: „Aber wo haben Sie denn den Kopf gehabt, als Sie diesen Brief schrieben? Sie haben gar nichts verstanden von dem, was ich Ihnen gesagt habe.“ Trotz des gebrechlichen Körpers hat eben der Geist des Papstes und besonders sein Wille keine Einbuße erlitten. Von seiner Umgebung wagt sich keiner ohne eine gewisse Beklemmung in seine Nähe, denn er läßt nichts durchgehen, und seine Bemerkungen sind, wenn auch mit Ruhe vorgetragen, doch kurz angebunden. Wie man sieht, gewinnt das landläufige Bild des Papstes in dieser Schilderung eine etwas andere, weniger gefällige Färbung. Bekannt ist, daß Leo XIII. gleich Pius IX. stark schnupft und dabei vom Schnupftabak viel auf seine Soutane und den Teppich fallen läßt. Dort, wo er länger geweilt hat, bilden sich kleine Tabakhäuschen. Seine gelbroten Seidentaschentücher werden, gleich seiner Wäsche im allgemeinen, von Nonnen gewaschen; doch dürfen diese nicht, wie es unter Pius IX. Mode war, solche Sachen an fromme Verehrer weggeben oder veräußern; Leo XIII. versteht darin keinen Spaß. Eine Ausnahme macht er nur mit dem weißen Schädelmützchen, das er oft gegen ein neues vertauscht, wenn ihm die Personen, die es ihm anbieten, bekannt sind. „Ich kann,“ so bemerkt der Korrespondent, „eine amerikanische Dame anführen, deren Namen

ich verschweige, sie gelangte in den Besitz zweier dieser Mützchen." Einige Zeit nachher bemerkte der Papst bei der Audienz eben diese Dame; sie hielt ein neues, mit Goldstücken für den Peterspfennig gefülltes Mützchen in der Hand. „Ah," sagte der Papst, „Sie sind wegen des Käppchens gekommen; da nehmen Sie!" Und er tauschte das seinige gegen das der Dame aus, nachdem er den Inhalt seinem Geheimkämmerer ausgehändigt hatte. Sich rasieren zu lassen, ist dem heiligen Vater eine Plage; obgleich sonst so methodisch, bestimmt er dafür weder Tag noch Stunde; sein braver Centra, der nicht allein Kammer- und Messediener ist, sondern auch bei ihm den schaumschlagenden Figaro macht, muß ihn dazu fast zwingen. Er sorgt auch dafür, daß Leo XIII. nicht in einer befleckten Soutane erscheint; um ihn zum Wechseln zu bewegen, mahnt und ermuntert er ihn so lange, bis er nachgiebt. Was die Zeitungen betrifft, so hält man im Vatikan die klerikalen Blätter; der Papst liest aber auch die übrigen, die ihm durch einen Mittelsmann zugestellt werden; ein klerikaler Journalist hilft ihm beim Lesen, macht für ihn die Ausschnitte zurecht. Der Papst liest noch ohne Brille. Seltsamerweise läßt er sich abends von seinem Centra in sein Zimmer einschließen, während dieser sein Zimmer aufsucht, das fast fünf Minuten abgelegen ist. Es flößt diese Gewohnheit seiner Umgebung große Besorgnis ein, da im Falle eines plötzlichen Unwohlseins die Hilfe zu lange auf sich warten lassen dürfte. Aber der Papst befindet sich, trotz des Schmerzes, den ihm Frankreich verursacht, doch sehr wohl, und seine Aerzte stellen ihm sein 100. Geburtsfest vertrauensvoll in Aussicht.

Völker-Spitznamen. Mit Spitznamen haben sich seit uralten Tagen Familienglieder, Bekannte und Freunde, Dörfer und Städte, Landschaften und ganze Völker liebevoll bedacht. Die germanischen Völker, deren Eigenart am tiefsten im Humor wurzelt, haben darin immer ein Erkleckliches geleistet. Bald größere, bald kleinere Gruppen hat der Volksmund schon früh mit Spitznamen belegt. Manche sind Beinamen geblieben, manche bis zu Eigennamen erwachsen. Der Ursprung einiger wird von dem Witz und der Sage selbst erklärt, wie z. B. der Ursprung der sechs Schwabennamen Seehas, Blitzschwab, Nestelschwab, Spiegelschwab, Knöpfleschwab und Gelbfüßler. Für den siebenten nur, den Algäuer, hat sich kein würdiges Beiwort finden wollen, obgleich „ein grober Algäuer Bauer" das ganze Mittelalter hindurch gang und gäbe war. Andere haben eine bestimmte kulturhistorische Unterlage, wie der Jahrhunderte hindurch übliche Spitzname Eselsfresser für Schlesier und Berchtesgadener, weil sie in altgermanischer Zeit statt der Pferde Esel zu opfern, d. h. gemeinsam festlich zu verzehren pflegten. Dieser Spitzname, den auch noch andere führten, hatte damals durchaus keine verletzende Bedeutung, ebenso wenig wie das Asina der Skipionen. Esel kam in alten Urkunden oft

als ehrenwerter Beiname vor. Andere alte Spitznamen gehen auf den hervorstechenden Hauptzug eines Stammcharakters ein, wie vielleicht die blinden Hessen, weil sie tollkühn, wie blind in den Kampf gingen. Auch blinder Schwab ist gebräuchlich. Gewöhnlich nennt man aber einen, der nicht sieht, was vor seinen Augen ist, einen blinden Hessen. In Sebastian Franks Sprichwörtern, Frankfurt 1541, findet sich: „Du bist ein blinder Hesse! wolt einen groben Dölpel und Fantasten damit anzeigen." Also ein plumper, wie hypnotisierter Draufgänger ist hier damit gemeint. Die Sachsen hießen einst sprichwörtlich in Oberdeutschland die wilden Sachsen oder allgemeiner die Sachsenkerls. Das geht wohl bis auf die Zeit zurück, da die Franken die Sachsen mit dem Schwert zum Christentum und zur Unterwerfung vergebens zu zwingen suchten. Den Schwaben, Franken und Oesterreichern galt im frühen Mittelalter der Sachse oder Niederdeutsche für derb, handfest, roh, aber auch für ehrlicher und biederer. Wenig beliebt waren vor Zeiten die Bayern bei den übrigen deutschen Stämmen. Sie hießen die „törschen" Bayern, die thörichten. „Törscher denne beiersch", heißt's im Parzival Wolframs von Eschenbach. Aber auch noch andere, schlimmere Beinamen gab man ihnen: räuberisch, geizig, rauh an Sprache, „wie ein Ochse" gefräßig, trunksüchtig, obschon ihr Trank Birnenmost war oder ein Wein, von dem es in Hugo von Trimbergs „Renner" heißt, er sei am besten in der Jugend. Gelobt wurden übrigens an ihnen von je her ihr kriegslustiger Sinn und ihre guten Schwerter von norischem Eisen. Die gegenseitige Spottlust der einzelnen Stämme und Völker untereinander ist sich immer gleich geblieben. Mit besonderem Wohlgefallen legt man die Spitznamen nach den Nationalgerichten oder -getränken bei. So nennt man noch heute die Bayern Bierbayern, die Sachsen, d. h. die Bewohner des heutigen Königreichs Sachsen, Kaffeesachsen. Letzteres im Hinblick auf ihren berühmten Blümchenkaffee. Die Sachsen führen besonders in Bayern und Preußen den Spottnamen Kaffeesachsen. Eigentlich mit großem Unrecht, denn die Preußen verehren den Kaffee weit mehr, wie die allgemein übliche Sitte beweist, bei Ausflügen Kuchen und gemahlenen Kaffee mitzunehmen, sich im Wirtshaus kochendes Wasser und Geschirr geben zu lassen und selbst Kaffee zu kochen. Die Dänen führen in Deutschland den Spitznamen Hannemann oder Hahnemann, der besonders im dänischen Krieg bei unseren Truppen allgemein gebräuchlich war. Die Hermunduren, die heutigen Sachsen und Thüringer, wurden einst als Kloßesser verspottet, weil sie gern Mehlklöße aßen. Die Thüringer aßen auch die Heringe mit Vorliebe, weshalb sie früher „Heringsnasen" als Spitznamen erhielten. An der Thüringen zugewandten Nordseite der alten Stadtkirche zu Saalfeld ist dieses Schimpfzeichen, die Heringsnase, noch in Stein gehauen zu sehen. Die von den Leibspeisen der Völker hergeleiteten Spitznamen sind auch

auf die lustige Person des Volkstheaters übertragen worden. Auf diese Art sind der Hans Wurst der Deutschen, der Pickelhering der Holländer, der Jean Potage der Franzosen, der Jack Pudding der Engländer und der Maccaroni der Italiener entstanden. Ein beliebter Spitzname für die Engländer ist Beef, auch wohl Beefeaters (Rindfleischesser). Im besonderen führen diesen Spottnamen die hundert Mann Leibgardisten, die in der Tracht des 16. Jahrhunderts im Tower zu London Wachtdienste thun. „Ihr Beefeaters werdet euch doch nicht von Zwiebelessern schlagen lassen!“ rief Wellington in der Schlacht bei Vittoria 1813 seinen Truppen zu. John Bull ist ein anderer Spitzname für das englische Volk, ein humoristischer Vertreter des englischen Nationalcharakters, ein stämmiger, untersetzter, vierschrötiger, stets zum Boxen fertiger komischer Kerl mit dreieckigem Hut, roter Weste, Lederhosen und dickem Eichstock. Diesem Spitznamen nachgebildet ist Bruder Jonathan, der scherzhafte Kollektivname der Nordamerikaner. Er soll von Jonathan Trumbull herrühren, der zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges Gouverneur von Connecticut war und sich wegen seiner Klugheit und Geistesgegenwart die Achtung und Freundschaft Washingtons in dem Grade erworben hatte, daß dieser nach einem resultatlosen Kriegsrat ausgerufen haben soll: „Wir müssen Bruder Jonathan zu Rate ziehen!“ Wahrscheinlicher aber bezieht sich der Spitzname auf das häufige Vorkommen dieses und anderer alttestamentlicher Vornamen in Neuengland. Für die Irländer ist in England der Spitzname Paddy üblich, eine Abkürzung von Patrick, dem Namen des Schutzheiligen Irlands. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Unsern deutschen Spitznamen wollen wir deshalb zuletzt bringen. Der deutsche Michel sagt man gern in geringschätziger Bedeutung von uns. Dieser Spitzname ist schon über ein Jahrtausend alt. Er rührt von dem Bilde des alten Schutzheiligen des deutschen Volkes her, des an Stelle des Schlachtengottes Wodan getretenen Erzengels Michael, das auf der uralten deutschen Reichskriegsfahne prangte. Denn mit dem deutschen Michel bezeichnete man immer einen schwerfällig-gutmütigen und etwas einfältigen Menschen, wohl auch, weil Michel einst ein allgemein beliebter Vorname der Bauern war. Der deutsche Michel wird deshalb auch immer als plumper, knorriger Bauer abgebildet. Seit dem Befreiungskriege wurde der deutsche Michel der Spottname des ganzen deutschen Volkes wegen seiner politischen Unreife und Unempfindlichkeit. Seitdem der deutsche Michel aber bewiesen hat, wie er dreinzuschlagen versteht, wenn es sein muß, und Bismarck ihn auch politisch aufgerüttelt hat, wird dieser Spitzname höchstens noch in unwilligem Sinne gegenüber der Gleichgültigkeit in nationalen Fragen angewendet.

Künstlerfrauen. „Die Welt wird niemals ein Zehntel der Schuld kennen, die sie gegenüber den Frauen großer Männer

hat," sagte einst Lord Tennyson; und es ist eine Thatsache, daß, abgesehen von der allgemeinen Ermutigung und Hilfe von ihren Frauen, die viele der berühmtesten Männer so freimütig anerkannt haben, die Welt ohne sie um manches Meisterwerk und die Gatten um manche große Ehre ärmer gewesen wären. Es ist kaum bekannt, daß ohne Mrs. Rudyard Kipling ihres Gatten berühmte „Recessional Hymn" niemals ans Tageslicht gekommen wäre. Kipling hatte daran gearbeitet, geschrieben und mit so wenig Befriedigung immer wieder geschrieben, daß er das Gedicht nach seiner Vollendung mit größtem Widerwillen in den Papierkorb warf. Zum Glück für ihn kam der Inhalt seines Papierkorbs unter die kritischen Augen seiner Frau. Sie sah in dem verworfenen Gedicht eine Perle von seltenem Wert und bestand auf seiner Veröffentlichung, und die Welt hat das Urteil gefällt, daß es zu den wertvollsten Dichtungen Kiplings gehört. — Mascagni ist seiner ergebenen Frau gleichfalls so verpflichtet, denn ohne sie hätte er die beste und vielleicht einzige Gelegenheit zum Ruhm verpaßt. Die „Cavalleria rusticana" wurde komponiert, als Mascagni und seine Frau fast dem Verhungern nahe waren. Der Winter war bitter kalt, und da keine Feuerung und auch kein Geld, solche zu kaufen, mehr im Hause war, warf der junge Komponist in einem Augenblick der Achtlosigkeit und Verzweiflung die fast vollendete Partitur seiner Oper auf den Rost und war im Begriff, Feuer anzulegen, als seine Frau gerade noch zur rechten Zeit zur Rettung herbeistürzte. Einige Wochen später war Mascagni in ganz Europa berühmt und wurde wie ein König umschmeichelt und gefeiert. — Millet, der große französische Bauernmaler, verdankt seiner Frau, der tapferen und treuen Cathérine Lemaire, seinen Ruhm und die Welt ihr einige seiner geschätzten Kunstwerke. Nur nach langen Jahren des Kampfes und drückender Armut, während der der Bauernmaler von seiner Frau getröstet und unterstützt wurde, konnte er in Barbizon ein Häuschen mit drei Räumen nehmen und „versuchen, etwas wirklich Gutes zu leisten". Damals begann er das schönste „Gedicht der Armut", den „Angelus" zu malen, der heute zu den wertvollsten Gemälden der Welt gehört. Immer wieder warf er das Bild beiseite und verzweifelte daran, es je zu seiner Befriedigung zu vollenden, und ebenso oft stellte seine Frau es auf die Staffelei und veranlaßte ihn fortzufahren. Einmal war er so leidenschaftlich erregt, weil er eine bestimmte Wirkung nicht hervorbringen zu können glaubte, daß er ein Messer ergriff, und das Bild wäre zerstört worden, wenn seine Frau zum Glück nicht seine Hand ergriffen und ihn noch einmal veranlaßt hätte, einen letzten Versuch mit dem Bilde zu machen. So kam es, daß der „Angelus" schließlich eines der hervorragendsten Kunstwerke wurde, die man heute kennt.

Merkwürdige Bettlergeschichten erzählt der bekannte französische Schriftsteller Ernest Blum. „Das Bettlergeschäft" — schreibt er — „scheint, in Paris besonders, ein sehr einträgliches Geschäft zu sein, dem sich auch wohlhabende Personen gern widmen. Auguste Villemot erzählte, daß ein Blinder, der auf einer Brücke das Mitleid der Vorübergehenden anflehte, einen Hund als Kassierer hatte. Der Hund hielt zwischen den Zähnen einen Korb, in welchen mitleidige Personen ihr Almosen hineinwarfen, und als treuer Diener lieferte das Tier die erhaltenen Summen jeden Abend pünktlich seinem Herrn ab. Eines schönen Tages starb der Blinde; der Hund aber glaubte, das Geschäft seines Herrn fortsetzen zu müssen, und saß, wie gewöhnlich, mit dem Korbe auf der Brücke. Als auch er starb, fand man in dem Strohsack seines verstorbenen Herrn 30000 Francs in Gold! — In der Schweiz lebte ein altes Fräulein, das allen Bettlern Almosen gab. Als die Dame eines Tages ein Landhaus mieten wollte, erkannte sie zu ihrem größten Erstaunen in dem Besitzer desselben einen ihrer Bettler, dem sie eine kleine Rente von zwei Sous pro Tag verschafft hatte. Der Bettler geriet etwas in Verlegenheit und gestand schließlich, daß er nur deshalb bettle, weil sein Haus oft reparaturbedürftig sei. „Ich bettle nicht als Mensch," sagte er mit Würde, „sondern nur als Hausbesitzer". Die alte Dame beschloß nun, zu ergründen, ob das Bettlergeschäft thatsächlich so lohnend sei, daß man sich von dem Ertrage desselben Landhäuser kaufen könne. Sie sprach mit ihrem Bettler darüber, der ihr erzählte, daß der und der Durchgang in der und der Stadt eine sichere Brotstelle sei. Das alte Fräulein legte dann sehr ärmliche Bettlerkleidung an und pilgerte nach der sicheren Brotstelle. Zu ihrem größten Erstaunen hatte sie eine Einnahme von 50 Frcs. pro Tag. Das gefiel ihr so sehr, daß sie das Geschäft ruhig fortsetzte; sie verdoppelte dadurch ihr Vermögen, und als sie starb, hinterließ sie testamentarisch alles, was sie besaß, den Millionären der Stadt!"

Eine feine List. Ein Besuch, den die Königin-Mutter von Portugal kürzlich dem Karthäuserkloster bei Grenoble gemacht hat — wo sie, trotzdem die Ordensregel der Brüderschaft die Frauen streng verbannt, mit allen Ehren empfangen wurde — ruft eine amüsante Erinnerung an ein Mißgeschick des bekannten französischen Staatsmannes Jules Favre wach, der einmal eine ihn begleitende Dame das berühmte Kloster besichtigen lassen wollte. Da Jules Favre die Ordensregel kannte, ließ er seine Freundin ein männliches Kleid anziehen, und da es ihr vorzüglich saß, schien es, als müsse jeder getäuscht werden. Zuerst ging alles prächtig. Der Pförtner öffnete. Jules Favre nannte seinen Namen; ein Glockenzeichen benachrichtigte den ehrwürdigen Prior, daß vornehme Fremde ins Haus kämen, und er kam ihnen ent-

gegen. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungen, während welcher der Prior die Besucher mit einem schnellen Blick gemustert hatte, führte er Jules Favre und seinen Gefährten in die große Zelle, die ihm als Empfangsraum diente. Dann forderte er sie auf, sich zu setzen und sich zu erfrischen und warf nach einigen Minuten der Unterhaltung dem „jungen Freund“ des großen Redners graziös eine Apfelsine zu, die er vom Tisch nahm. Die hübsche Verkleidete streckte die Hände aus. Sie vergaß aber ganz, daß sie in Männerkleidern steckte, und entfernte die Knie voneinander, um die Frucht, welche sie im Fluge nicht ergreifen konnte, im Rock — den sie nicht an hatte — aufzufangen. Es ist dies eine ganz mechanische Bewegung der Frauen, während die Männer in solchem Fall die Kniee einander nähern. Da erhob sich der ehrwürdige Prior und sagte höflich, mit nachsichtigem Lächeln: „Ich bitte Sie um Verzeihung, Madame, aber unsere Ordensregel gilt ohne Ausnahme: Frauen dürfen in unserem Kloster nicht empfangen werden.“ Es blieb dem sehr enttäuschten Jules Favre nichts anderes übrig, als der ganz verwirrten Dame, die der würdige Obere, der sie so geschickt entlarvt hatte, unter Entschuldigungen bis an die Schwelle des Hauses begleiten wollte, den Arm zu bieten.

Ein französisches Volksschauspiel. Ueber einen seit undenklichen Zeiten in Burgund üblichen interessanten Brauch berichtet die „Revue universelle“ in einem Aufsatz, der von den volkstümlichen Schauspielen in den französischen Landen handelt. In Alise, dem alten Alesia, bei Laumes im Kanton Senur, wird am 7. September jedes Jahres die „Tragédie de sainte Reine“ aufgeführt. Ihr Inhalt ist folgender: Regina, die Tochter des Gouverneurs von Alise, ist von ihrer Amme heimlich zum Christentum bekehrt worden. Da kommt der römische General Olibrius von einem siegreichen Feldzug zurück und begehrt sie zur Frau, aber sie weigert sich und erklärt endlich, daß sie Christin ist. Olibrius ist aber gerade von Maximianus beauftragt, das Christentum zu unterdrücken. Regina wie alle anderen Christen werden in Alise hinter Schloß und Riegel gesetzt. Als Olibrius sein Tribunal besteigt, sieht er zu seinem Erstaunen Regina vor sich erscheinen. Er schmäht seine Liktoren, aber Regina bekennt ihren Glauben. So läßt er sie ins Gefängnis werfen und enthaupten. — Das jetzige dreiaktige Stück stammt von einem Priester. Ihm ging ein älteres vorauf, das wieder ein von Geschlecht zu Geschlecht übertragenes antikes Possenspiel verdrängt hatte. Vom litterarischen Standpunkt ist das Drama nicht hervorragend, aber die 5000 oder 6000 Besucher hören es gern. Durch die Aufführung erst erhält das Stück einen wirklich volkstümlichen Charakter; das Merkwürdige dabei ist, daß es ausschließlich, auch in den Männerrollen, von jungen Mädchen in Alise gespielt wird.

Man begreift nun das Interesse der Bewohner von Alise an einem solchen Schauspiel. Ihre Töchter, Schwestern, Verwandten oder Nachbarinnen spielen mit, ihre Frauen und Mütter sind dabei gewesen. Die Männer beteiligen sich an der Prozession des folgenden Tages, in der das wirkliche alte Fest der heiligen Regina zu erblicken ist. Das Stück hat drei von dem Pfarrer von Alise ausgeführte Dekorationen: die Terrasse des Gouverneurpalastes, dessen Saal und das Gefängnis. Vor jedem Akt gruppieren sich die Schauspielerinnen in Bildern. Die Rolle der Regina wird sehr begehrt, und gewöhnlich werden die Rollen lange von derselben Person behalten. Die Prozession spielt sich an den von der Legende bezeichneten Orten ab; dabei ist die Heiterkeit nicht ausgeschlossen. Die als Gallier, römische Soldaten und Gott weiß wie kostümierten Bauern lachen zu allererst über ihre Maskerade. Der mit Purpur bekleidete Olibrius trägt einen Adjutantensäbel nach dem letzten Modell, die Liktoren halten in einer Hand das Liktorenbündel, in der andern einen Sonnenschirm, und der gallische Senator zieht wohl einmal ein großes kariertes Schnupftuch aus der Tasche.

Kostbarer Garderobenbestand wilder Schönen. Nicht bloß die Evastöchter der Kulturstaaten wissen sich kostbar zu kleiden, auch die Frauen wilder Naturvölker entfalten oft eine überaus kostspielige Toilettenpracht. Auf seinen Reisen an der öden grönländischen Küste traf ein arktischer Forscher eine Eskimojungfrau aus dem Stamme der Inoits in einem Pelzgewande an, das den Neid sämtlicher Pariser und New Yorker Modelöwinnen herauszufordern geeignet war, und dessen hervorragendster Bestandteil, ein mit Otterfell gefütterter, reich mit Zobel verbrämter Mantel aus Silberfuchs, in den fashionablen Rauchwarenhandlungen der Themse- oder Seinestadt selbst für einen Preis von 50000 Mk. noch entzückte Abnehmerinnen gefunden hätte. — Bis vor kurzem bildete ein aus noch formbarer, dem Krater des Mauna Lona entströmender, glasähnlicher Lavamasse verfertigter Mantel das wertvollste Besitztum jeder hawaiischen Schönen. Ein Exemplar, das der Lieblingstochter König Kamehamehas II. gehörte, wurde von einem amerikanischen Sammler für den noch billig erachteten Preis von 9000 Mk. erstanden. Nachdem es jedoch einem findigen Yankee gelungen, „Peles Haar", wie dieses Kraterexsudat Pele, der Göttin des Vulkans zu Ehren genannt wird, auf synthetischem Wege herzustellen, ist es erheblich im Preise zurückgegangen. — Aus Elentier- oder Bisonhaut, die durch einen komplizierten Gerbprozeß zugleich seidenweich und widerstandsfähig wie ein Panzerhemd geworden ist, fertigen die Squas der Cheyenne- und Nez Percès-Indianer ihre Kostüme an. Verschwenderisch mit Perlmutterplatten eingelegt und mit 200 bis 300 Elchzähnen verziert, kommt ein solches Ueberkleid auf mindestens 3000 Mk. zu stehen.

— Als besonderen Schmuck bei feierlichen Anlässen legt ein Mädchen aus dem Nootka-Stamme einen ärmellosen, pelzbesetzten Mantel aus Cyperngras an, den zu weben und auszuputzen es sechs bis sieben Jahre lang jeden freien Augenblick geopfert hat. — Unverdrossen arbeitet die Flathead-Indianerin achtzehn Monate hindurch an einem jener flachköpfigen Strohhüte, die das charakteristische Abzeichen ihres im Absterben begriffenen Stammes bilden. Infolgedessen ist dies Flechtwerk auch so dauerhaft und festgefügt, daß seine Trägerin es zum Wasserschöpfen und vorkommenden Falles sogar als Kochkessel benutzen kann. Ueberaus kostbar sind die berühmten, in den entzückendsten Farben schillernden Federmäntel, welche die Eingeborenen im Innern Brasiliens so unnachahmlich herzustellen wissen. Eines dieser Wundererzeugnisse wurde kürzlich in London für die Summe von 25000 Mk. verkauft.

„Panzerkinder.“ Gleich den Söhnen und Töchtern von Regimentern existieren neuerdings auch Kinder von Panzerschiffen. Auf dem russischen Panzer „Ssissoi Weliki“ befinden sich drei kleine in Matrosenkostüme gekleidete Chinesen. Sie heißen Peter, Paul und Alexander und sind die Kinder des Schiffes. Sie wurden während der Kriegsoperationen im vergangenen Jahre als Waisen aus Tientsin mitgenommen, die beiden erstgenannten von dem Leutnant Baron Kaulbars, der dritte vom Midshipman Saguljajew. In der Charwoche wurden sie in der Kajüte des „Ssissoi Weliki“ getauft. Taufpaten waren Baron Kaulbars, Leutnant Buchanowski und Midshipman Saguljajew, Taufpatin die Gemahlin des Kontreadmirals M. J. Stark. Die Kinder sprechen schon etwas russisch, haben schon Begriffe von der Religion und hängen mit großer Liebe an ihren Adoptivvätern. Sie sollen in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden. Ein anderer, ebenfalls getaufter Chinesenknabe befindet sich auf dem „Nachimow“. Er wurde von Leutnant Grafen Kapuist in den Taku-Forts gefunden und mitgenommen.

Von der „Amulett-Liga der Liebe“, die den Zweck hat, Liebesheiraten zu fördern, soll von Mr. Frank Jones Blair aus Boston in London ein britischer Zweig begründet werden. Diese Organisation hat großen Erfolg in den Vereinigten Staaten gehabt, und ihre Gönner meinen, daß sie auch in England notwendig wird. Mr. Blair, der zu diesem Zweck nach London gekommen ist, äußert sich über die Aufgabe und Methode der interessanten Liga folgendermaßen: „Die Völker gehen zurück, weil es wenig Liebesheiraten unter ihnen giebt. Wenn es mehr derartige Verbindungen gäbe, so hätte man weniger Verbrecher, mehr Glück, mehr Kinder, und zwar kräftigere, weniger Ehescheidungen und keine Skandale. Das Ziel der Liga ist, solche Liebesheiraten zu fördern. Wir organisieren Gesellschaften unter denjenigen Leuten, welche an unsere Ziele glauben, und diese gründen wieder

ihrerseits neue Zirkel. Die Heirat schließt nicht von der Mitgliedschaft aus. Das Haupt des Ordens ist der Londoner Millionär Hayes, der es sich zum Beruf gemacht hat, die Botschaft der romantischen Liebe und der vollkommenen Ehe zu predigen. Die Liga besitzt sogar eine eigene Zeitschrift, die sich ausschließlich den Interessen und Zielen des Bundes widmet. Ich beabsichtige, in London ein Bureau zu eröffnen und so schnell wie möglich einige Zirkel zu gründen. Mr. Hayes, der seinen Reichtum in liberalster Weise der guten Sache widmet, liefert reiche Mittel für unsere Arbeit, und ich werde sehr bald mit Vorträgen beginnen." — Etwas Derartiges scheint in London allerdings sehr Not zu thun, ob es aber Erfolg haben wird, ist mindestens zweifelhaft. Liebesheiraten sollen in England, wenigstens in den oberen Gesellschaftskreisen, schon längst zu den Seltenheiten gehören, in den meisten Fällen wohl aus dem sehr einfachen Grunde, daß bei den fabelhaften Ansprüchen, welche die Londoner Geselligkeit an verheiratete Leute stellt, eine Heirat nur bei großem Vermögen auf einer von beiden Seiten überhaupt ermöglicht werden kann.

Das gesprengte Grab. Auf dem Gartenkirchhof zu Hannover befindet sich ein Grab, dessen Seiten und Decke ganz aus starken Steinplatten bestehen, darauf befindet sich noch ein schwerer Marmorblock, dessen Inschrift besagt, daß hier Henriette Juliane v. Rüling, geb. v. Willich, ruht, geb. in Nienburg, 24. Januar 1756, gest. zu Hannover, 15. April 1782. Darunter befinden sich die Worte: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden." Aus dem Innern des Grabes ist jedoch ein starker Birkenstamm herausgewachsen, hat die starken, eisernen Klammern des Grabes gesprengt und den mächtigen Marmorblock von der Gruft gehoben. Das ewig schöpferische Walten in der Natur spottet der Hinfälligkeit menschlichen Willens, der den Totenschrein für ewige Zeiten schließen wollte, und predigt sichtbar, wie neues Leben des Todes Ketten bricht, wie Sterben und Vergehen nur der Uebergang ist zu schönerem Erblühen. Nicht weit von dem „gesprengten Grabe" liegt auch „Werthers Lotte". Auf dem verwitterten Grabsteine liest man: „Hier ruhet Charlotte Sophie Henriette Kestner, geb. Buff. Geb. den 11. Januar 1753, gest. den 16. Januar 1828." Auf dem Nikolaikirchhofe in Hannover ruht der Dichter Hölty, doch kennt man die Grabstätte dieses beliebten lyrischen Dichters leider nicht mehr. Es soll ein Denkmal in Jünglingsgestalt und mit dem Reliefbild des Dichters auf dem Kirchhof aufgestellt werden, um so eine Ehrenschuld abzutragen.

Lustiges vom „alten Wrangel". In seinen letzten Lebensjahren bewunderte Wrangel einmal in einer Kunstausstellung ein Gemälde und fragte einen dabei stehenden Herrn, von wem denn eigentlich das Bild sei. „Von mir!" erwiderte der Herr mit Stolz. „Ah, van Miehr," meinte Wrangel, „das

ist gewiß einer der großen Holländer!“ — „Pardon, Excellenz,“ berichtigte ihn da der Maler, „das Gemälde ist von mich!“ — „Ah, von Sie!“ gab Wrangel erstaunt zurück, „na, das freut mir.“

„Nun ist's genug!“ Im Konak zu Cettinje, der Residenz des Fürsten von Montenegro, war jüngst „Cercle“, und dabei kam das Gespräch auch auf den allzu reichlichen weiblichen Kindersegen am Hofe von Petersburg: „Mir ist es seiner Zeit gerade so gegangen,“ meinte der Fürst. „Bei der ersten Tochter freute ich mich und dachte, für einen Jungen ist es immer noch Zeit. Bei der zweiten war ich ein klein bißchen enttäuscht. Bei der dritten war mir schon angst und bange. Bei der vierten aber war's mir zu viel. Stani (Halt), sagte ich, jetzt ist's genug! Und zum Zeichen, daß es wirklich genug sei, ließ ich sie auch Stana taufen, obgleich das ein ganz neuer Name war.“

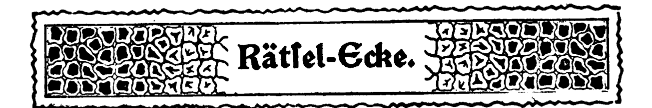
„Nun, Hoheit, und hat Ihr Mittel geholfen?“ fragte die neugierige Frau eines der Residenten.

„Jawohl! Wenn's genug ist, ist's genug, und „das Nächste“ war ein Junge, war mein Danilo. Der Zar sollte es ebenso machen wie ich: „stani“. In Rom übrigens habe ich den Rat schon gegeben. Nur soll man nicht zu lange damit warten. Nach der zweiten Tochter schon: Genug, übergenug!“

„Und so soll schon die zweite Prinzessin in Italien „Stana“ heißen?“

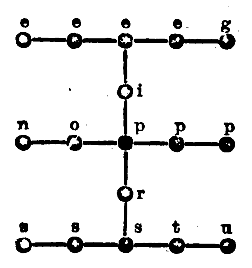
„Nein, aber Basta, denn dort wird italienisch gesprochen. Und — Prinzeß Basta — klingt das nicht schön? . . .“





Parallel-Rätsel.

Von Richard Wöleke.



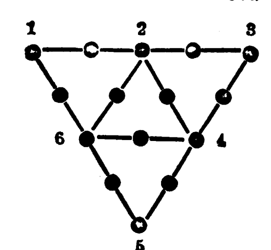
Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die drei Parallelen bezeichnen:

1. ein Spielzeug,
2. eine Flüssigkeit,
3. einen männlichen Vornamen

und daß die senkrechte Reihe eine preußische Provinz nennt.

Dreieckproblem.

Von Richard Wöleke.



a a e e d i l l m p r s t u u.

Obige 15 Buchstaben sind so an Stelle der Punkte zu setzen, daß ergiebt:

1—2—3 Blume
1—6—5 Illusion
4—6 weiblicher Vorname
5—4—3 Vogel
4—2 Fluß
6—2 Fisch.

Wechsel-Rätsel.

Von Richard Wöleke.

Ich bin an jedem Baum zu finden,
Setz' B voran, dien' ich zum Binden.
Wird es mit L beim Seh'n dir schwer,
So gönne es mit R dir mehr.
Mit M erblickst du's auf dem Schiffe,
Weh', wenn's zerbricht auf schroffem Riffe.

Bilder-Rätsel.



Rätsel.

Schrecken wird durch meine Thätigkeit
Rings, wo ihre Macht hinreicht, verbreitet,
Denn ihr zugesellt für alle Zeit
Unaufhaltsam die Verwüstung schreitet.

Bin ich ruhig, lock' ich viele an,
Mag sie Forschung oder Neugier treiben,
Doch der gründlichste Gelehrte kann
Mein unnahbar' Innres nicht beschreiben.

Wenn du mir das zweite Zeichen nimmst,
Wird vor dir ein Musikant erstehen,
Ueber dessen Kunst du oft ergrimmst,
Ohne daß ihn deine Augen sehen.

Aber auch durch deine eigene Schuld
Kann er dich in andrer Weise quälen,
Dann ertrag' es stille in Geduld —
Bitter ist die Buße, süß das Fehlen!


Hoffmann-
Pianos
kreuzsaitig, Eisenbau, in Nuß-
baum oder Schwarz, liefert
unter 10jähriger Garantie zu
Fabrikpreisen in bequemer
Zahlweise nach auswärts franko
Probe Georg Hoffmann,
Berlin, Leipziger Str. 50.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 913 B